Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Rhein, Rön und Loire.

Cultur- und Landschaftsbilder

diesseits und jenseits der Vogesen

von

Herman Semmig,
Prof. Dr.

Leipzig.
Verlag von Eugen Peterson.
1886.

Vorwort.

In den fünf Reisebildern und Skizzen dieses Buches entrollt sich vor dem Leser die ganze Entwicklung Deutschlands und Frankreichs von den Uranfängen der Geschichte bis auf die jüngste Zeit. In der Rön betritt er den deutschen Urwald; am Rhein, dem nationalsten Strome Deutschlands, hebt er den Nibelungenhort der deutschen Poesie; an der Loire, dem nationalsten Strome Frankreichs, sieht er, nach kurzer Wanderung durch die französischen Höhlenwohnungen, die prächtigsten Denkmäler der Baukunst erstehen. Ueberall wird der Leser auf seinen Wanderungen durch pikante Anekdoten, geschichtliche Erzählungen, eingestreute Gedichte, märchenhafte Sagen mannigfaltig unterhalten; nur in Orleans erfaßt ihn ein Schauer; was ist 1793 gegen 1572?

Zahlreich sind die Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und französischen Geschichte. Der Bischofssitz von Orleans wurde unter Karl dem Großen von dem Germanen Theodulph eingenommen; dessen vorletzter Nachfolger Dupanloup hatte es mit einem Louis Veuillot zu thun, ganz wie unser Bischof Kopp von Fulda mit einem Windthorst. Wird der deutsche Bischof glücklicher sein als der französische? Hm, Hm! Vor dreihundert Jahren wurde der deutsche Kaiser vom französischen Könige in seiner Residenz im Loirethal festlich empfangen; nach dem Sieg über den französischen Kaiser sieht dann der Leser den preußischen König in der Residenz der Bourbons das neue deutsche Kaiserreich errichten.

Vorher zwar hat er in der Rön Germania über das vergossene Bruderblut weinen sehen, aber der edelste Sohn der Rön, Ulrich von Hutten, dessen „letztes Lied" (Seite 351) der wackere Oesterreicher Gustav Pawikowski mittheilt, tröstet die trauernde Mutter, denn mächtiger als vorher erwächst jetzt die deutsche Eiche auf dem Schlachtfelde, auf dem sich die Entzweiten versöhnt die Hand gereicht haben, und am Schlusse kann das deutsche Volk das Bundeslied anstimmen, das der Verfasser im Januar 1871 nach dem großen Kriege, der ihn aus dem Exil in die Heimath zurückgeführt hatte, in Leipzig geschrieben hat.

Auf zwei Druckfehler muß der Verfasser aufmerksam machen. Seite 25 bittet er „Erwähnung" statt „Erwägung" und in der Anmerkung auf S. 145 „Avez-vous lu" statt la zu lesen. Leider dürfte Zeile 2 und 3 auf S. 347 sich als etwas mehr denn als Druckfehler entpuppen. Warum sollte auch „das badische Ländle" etwas vor dem großen Preußen voraus haben?

Doch wir haben schon Schlimmeres erlebt und — der alte Gott lebt ja noch. Gott zum Gruß, mein deutsches Volk!

Leipzig, im März 1886.

Herman Semmig.

Die Poesie des Rheins.

1. Einleitung.

Es gibt in der ganzen Welt, den Ganges und den Jordan ausgenommen, keinen Strom, den die Poesie so gefeiert hätte wie den Rhein, den deutschen Rhein. Mit der Lapidarschrift seines Volkes schreibt wohl einmal ein römischer Dichter den Ruhm des Tiber nieder, dessen Wellen den Fuß der Weltbeherrscherin netzen, und im Louvre zu Paris kann man den Gott dieses Flusses in seiner marmornen stolzen Ruhe bewundern; aber der Fluß ist mehr durch die Stadt berühmt geworden, die an seinen Ufern sich erhoben hat, als diese durch ihn. Aus rein materiellen Gründen wurde der Nil von den Aegyptern geschätzt, er düngt ihre Felder, und nicht die Poesie, sondern die Nationalökonomie beschäftigte sich mit ihm. Durch alle Länder Europas rauschen schöne Ströme, aber keinem ist ein so nationaler und poetischer Cultus zutheil geworden wie unserem Rhein; selbst die sagenreiche blaue Donau hat es im Lande der lustigen Phäaken nur bis zu einem Walzer gebracht. Und welche Wahlverwandtschaft auch zwischen dem Charakter des periodisch revolutionirenden französischen Volkes und seines nationalsten Stromes, der Loire, herrschen mag, die ebenso periodisch aus ihrem Bett tritt, und ihre Ufer verwüstet,

kaum ertönt dieser zu Ehren dann und wann das Guitarrengeklimper eines Sonetts. Ja sonderbar genug! weit mehr als von der Loire und Seine, als von der Rhone und der Gironde spricht, schreibt und singt der Franzose vom Rhein, von unserem Rhein; allerdings sehr einseitig, nur vom linken Ufer; er will den stolzen Stromgott verstümmeln und ihm den linken Arm ausreißen.

Die Geschichte ist nun 400 Jahre alt; sie begann mit Karl VII., den, als ihm die Jungfrau von Orleans kaum sein eigenes Land wiedergewonnen hatte, wofür der König ihr mit dem grausamsten Undank lohnte, es auch schon nach fremdem Eigenthum gelüstete. Die Franzosen freilich gehen noch viel weiter, bis auf 2000 Jahre zurück; die alten Gallier hatten bis an den Rhein gewohnt, folglich (so steht es in französischen Geschichtswerken gedruckt) „machte Karl VII. nur die alten Rechte der französischen Krone auf die Länder diesseit des Rheins geltend.“ Aber damals wehrten sich die Bürger von Metz heldenhaft gegen den Fremdling und schlugen die Belagerer mannhaft zurück. Karls Sohn, Ludwig XI., der schlaue Fuchs, streckte auch seine Krallen aus; die Kriege in Italien aber lenkten Frankreichs Gelüste eine Zeit lang ab. Der religiöse Hader der Reformationszeit brachte die Franzosen dem Rheine einige Schritte näher. Moritz von Sachsen, der seine nächsten Verwandten verrathen hatte, um den Kurfürstenhut zu erhalten, und nun Deutschland verrieth, um ihn zu behalten, gestattete dem Könige Heinrich II. von Frankreich, „als Freund der deutschen Nation“ Metz, Toul und Verdun wegzunehmen. Ein kleines Vorspiel des schimpflichen Rheinbundes, das die Franzosen recht klar zu beurtheilen verstanden! So sagt Duruy in seiner „Geschichte Frankreichs“: „Frankreich half die deutschen Fürsten sich gegen den Kaiser vertheidigen und der Augsburger Friede 1555 verbürgte zugleich ihre Unabhängigkeit und den Triumph des Protestantismus. Für die wirklichen Interessen Deutschlands war dies ein Unglück; denn dieses Land, anstatt

einen einzigen großen Staat zu bilden, blieb nun in seine 370 dürftigen, anarchischen, volksbedrückenden Souveränetäten verwickelt. Aber vom französischen Standpunkte aus war das eine Wohlthat; denn eine von der Maas bis zur Oder, von den Alpen bis zur Nordsee stark befestigte Monarchie hätte uns Franzosen schrecklichen Gefahren ausgesetzt." So schrieb der Minister Napoleons III. im Jahre 1862 (das Buch hatte schon frühere Auflagen erlebt); was wunder, daß Frankreich 1870 aufs neue die Einigung Deutschlands hindern wollte . . . und nebenbei das linke Rheinufer erobern!

Sagt doch derselbe Historiker gleich im Anfang seines Buches: „Zwei Meere, zwei Gebirge, endlich einer der größten Ströme Europas, der Rhein, bezeichneten im Alterthume die Grenzen Galliens. Erst durch den Vertrag von Verdun 843 hat sich Frankreich vom Rhein und den Alpen entfernt und ist hinter Maas und Rhône zurückgewichen; es hat aber, seitdem es sich neu constituirt hat, nicht aufgehört, sein altes Erbtheil zurückzuverlangen." Und in der That sagte der Minister Richelieu: „Soweit Gallien ging, so weit muß Frankreich gehen." („Jusqu'où allait la Gaule, jusque-là doit aller la France.") Man weiß, wie er sich an dem Dreißigjährigen Kriege betheiligte, um Frankreichs Macht am Rheine zu begründen, und daß Bernhard von Sachsen-Weimar, der sich ein Herzogthum Elsaß begründen wollte, an französischem Gifte starb. Man weiß ferner, wie durch den Westfälischen Frieden das Elsaß französisch wurde und wie, was noch fehlte, Ludwig XIV. zusammenstahl und raubte, alles mit Hülfe der Verrätherei deutscher Fürsten, wie Straßburg in Deutschland umsonst nach Rettung schrie und endlich die Beute Frankreichs wurde.

O Straßburg, o Straßburg
Du wunderschöne Stadt!

so sang nun das deutsche Volk, klagend um die Städte-

perle, von der hundert Jahre früher (1576) Fischart gesagt hatte, daß sie

> Den Rheinstrom ziert und ergötzt,
> Gleichwie ein Gestein im Ring versetzt.

Nicht ohne Grund haben wir die Geschichte der französischen Rheingelüste erzählt; denn erst infolge derselben, ja erst nachdem die Franzosen schon festen Fuß an unserm deutschen Strome gefaßt haben, fängt die deutsche Dichtung an, den Rhein zu feiern. Erst wenn man ein Gut verloren hat, weiß man es nach dem vollen Maße seines Werthes zu schätzen, und um so glühender entbrennt das Herz des Liebenden für die Geliebte, je eifriger ein Nebenbuhler um sie wirbt. Bis hierher spielt der Rhein keine Rolle in der deutschen Literatur, einzig das erwähnte „Glückhafte Schiff" Johann Fischarts ausgenommen, in welchem jedoch der Rhein weniger zur Handlung als zur Decoration gehört.

---

2. Die Rheinweinlieder.

Freilich aus mythischer Urzeit lacht uns das „Rheingold", der Nibelungenhort entgegen; in der Mär davon verschmilzt altgermanische Göttersage mit der geschichtlichen Thatsache der Goldwäscherei im Rheinstrom. Aber in unserm deutschen Nibelungenliede tritt diese Mythe nur nebenbei auf; erst neuere Dichter, zuletzt Richard Wagner, haben sie aus der skandinavischen Sage wieder hervorgezogen. Dann spricht die deutsche Dichtung über ein Jahrtausend lang nicht vom Rhein. Zwar entstand an seinen Ufern ein rühriges Städteleben, und die Kölner Hansa hatte ihre Comptoire in England; der Rhein trug ihre Schiffe und Waaren, aber besungen wurde er nicht. Zwar ragten auf allen Höhen stattliche Ritterburgen, aber erst die moderne Romantik feiert ihre Schönheit; ihre damaligen Herren freuten sich nur an Fehden, unter denen das arbeitende Volk litt, und wurden zuletzt zu gemeinen

Straßenräubern, die Rudolf von Habsburg hängen ließ; kein mittelalterlicher Zeitgenosse hat die Poesie dieser Zustände gefeiert. Neben und in den Städten erhoben sich Klöster, Kirchen und Kapellen in Unzahl; der ganze Mittelrhein lag in den Händen geistlicher Herren; die Erzbischöfe von Mainz und Köln waren seine regierenden Fürsten; aber darum ward der Rhein nicht beliebter im deutschen Volke, das schon damals seinen „Culturkampf" kämpfte; denn die geistlichen Herren, mehr oder minder in römischem Dienste, lähmten die Thätigkeit der Kaiser und der Staatsgewalt; man nannte den Rheinstrom die „Pfaffenstraße". Für die landschaftliche Schönheit hatte man aber damals noch wenig Sinn, arm und dürftig ist in dieser Beziehung die Dichtung der Minnesinger. Sie hatten die schönsten Gebirgslandschaften Deutschlands gesehen, wohin jetzt alljährlich Tausende von Touristen des Naturgenusses wegen strömen; aber kein Minnesinger hat die so mannichfaltigen verschiedenen Reize der Schweiz, Schwabens, des Rheingaues, Thüringens geschildert; in der eintönigsten Allgemeinheit singen sie den Sieg des Frühlings über den Winter.

So hat das ganze Mittelalter kein Rheinlied hervorgebracht, nicht einmal ein Rheinweinlied. Das nimmt wunder, nicht wahr? Soll doch schon unter Kaiser Probus im 3. Jahrhundert die Rebe an die Rheinufer verpflanzt worden sein; größer sind sicher die Verdienste Karls des Großen und später der Geistlichen um den Weinbau. Aber letztere pflanzten die Reben zum Theil des Gottesdienstes, des Meßkelches wegen, da der Transport damals so schwierig war, und das gab natürlich keinen Anlaß zu Rheinweinliedern. Ein anderer Grund, warum damals der Rheinwein nicht besungen wurde, war der durch ganz Deutschland verbreitete Weinbau; selbst in Ostpreußen trank der Deutsche seinen Landwein; warum hätte er das ferne Rheingewächs feiern sollen, das der erwähnten Verkehrsschwierigkeiten wegen vielleicht gar nicht zu ihm kam? Tranken doch selbst die französischen Kö-

nige in Paris lange Zeit das sauere Zeug von Suresnes und Argenteuil bei Saint-Cloud, weil der Bordeaux und der Burgunder zu schwer zu transportiren waren! Und so begnügten sich auch die Markgrafen von Brandenburg mit dem edlen Rebensaft, der in „der Reichssandbüchse“ um Berlin herum gepflegt wurde. Dies erklärt denn, warum wir im ganzen Minnegesang kein Rheinweinlied antreffen. Aber nicht einmal ein Trinklied finden wir darin. Erst das Ueberschwängliche dieser Poesie führte zur Werthschätzung materieller Genüsse. Da der Minnegesang an und für sich etwas Conventionelles hatte, so verstiegen sich die späteren Dichter, um die früheren zu überbieten, in den siebenten Himmel der Schwärmerei; und doch war der ritterliche Adel, aus dessen Schoß der Minnegesang hervorgegangen war, zum großen Theil recht heruntergekommen, zum Räuber entartet oder zum Hungerleider geworden, der Spott des ehrenwerthen Bürgerthums. Damals kam das Fastenessen „Arme Ritter in Elendsfett gebraten“ auf. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts spottet denn auch der Spruchdichter Heinrich, der Teichner genannt, des ausgearteten Frauendienstes, und macht sich über die Schwärmerei der Minnesinger lustig, die da thaten, als ob sie vom Mondschein leben könnten. „Es sei“, sagte er, „eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber meint, alle Freude wäre doch nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre.“ Und so war denn auch der erste nürnberger Meistersinger Hans Rosenblüt, der um 1430—60 dichtete, der erste, der auch das Lob des Weines zu singen verstand; er ist der erste bekannte Dichter, der dies gethan, und zwar in ebenso gemüthlicher wie edler Weise. In seinen Schwänken und Dramen, namentlich da, wo er Liebeshändel erzählt, oft bis zur Unanständigkeit ausgelassen, feiert er in seinen „Weingrüßen und Weinsegen“ nur

die erlaubte Lebenslust, nicht die rohe Trunkenheit; aber er spricht nur vom Weine im allgemeinen, er nennt keine besondere Art, die den Vorzug verdiene. Um dieselbe Zeit aber erklang, aus unbekanntem Munde wie alle Volkslieder, das erste Rheinweinlied, von dem wir die erste Strophe in möglichst moderner Schreibweise geben (es steht im „Liederbuche“ der Clara Hätzlerin):

Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Deine Farb' gibt gar lichten Schein
Wie Krystall und Rubein.
Du gibst Medicein
Für Trauer; schenk du ein!
Trink, gut Kätherlein!
Machst rothe Wängelein!
Du söhnst, die allzeit pflegen feind zu sein,
Den Augustein
Und die Begein;
In beiden scheiden kannst du Sorg' und Pein,
Daß sie vergessen Deutsch und auch Latein.

Also der Rheinwein versöhnt den Augustinermönch und die Beginne, d. h. Minoritennonne. Das ist doch echte Lebenslust, natürlicher und wahrer als die geschraubte und verschrobene Ritterminnefaselei; und es klingt darin auch schon der nationale Stolz auf den schönen Strom, wenn auch noch unbewußt, an. Aber ein gleichzeitiges, ein politisches Volkslied kennt doch noch andern Rebensaft; eine Strophe desselben fängt also an:

Thüringerland, du bist ein fein gut Land . . .
Du gibst uns Weizen und des Weins so viel.

Aber zu rechten Ehren hat es derselbe doch nie gebracht; wir werden das Gegentheil sehen.

Von nun an wird die deutsche Dichtung immer reicher an Inhalt, sie umfaßt in Hans Sachs sozusagen die Welt; aber es ist eine Thatsache, den Rhein feiert sie nicht. Der bekannte Moscherosch aus Hanau, der den Dreißigjährigen Krieg durchlebt und seine Greuel geschildert hat, dichtete ein lustiges Weinlied, aber er preist den Wein im allgemeinen, vom Rhein spricht er

nicht, während doch schon Shakespeare den Rheinwein in „Hamlet", I, 4, als einen festlichen Trank am Königshofe nennt. Erst später, als der galante, „allerchristlichste" Wütherich von Versailles die Mordbrennereien in der Pfalz verüben läßt, als die französischen Truppen am Rhein hausen, wie selbst die Türken niemals gehaust haben, als die Barbaren die Leichen der deutschen Kaiser in Speier aus ihren Särgen rissen und Straßburg geraubt war, da erst begann man zu fühlen, welches Kleinod der Rhein und das Rheinland war. Von der fernsten Ostgrenze, aus Schlesien, ertönte der Racheruf des Dichters Hans Aßmann von Abschatz (1646—99), aber umsonst. Deutschland gerieth in die tiefste Abhängigkeit von Frankreich, und die deutschen Fürsten wie der deutsche Adel setzten mit wenigen Ausnahmen ihren Stolz darein, den Räuber von Straßburg in seinen schlimmsten Launen nachzuäffen.

In so trostloser Gegenwart schöpfte das deutsche Volk Trost und Muth aus der Geschichte seiner Vergangenheit, und Hoffnung und Aufschwung aus seiner neu aufblühenden Dichtung. Bei keinem Volke in der Weltgeschichte ist die Dichtkunst so zum Quell der Verjüngung des Volksthumes und der Volkskraft geworden wie bei dem deutschen. Klopstock gab den Anstoß; er wies auf die Heldengestalten Armins und Heinrich des Finklers hin. Das hatte schon Uz (1720—96) stellenweise, so nebenbei gethan: in seinem Liede „Das bedrängte Deutschland" hatte er auch gefragt:

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide? . . .
Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet:
Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?

Aber Klopstock gab auch dem im 18. Jahrhundert erwachenden Sinn für Naturschönheit Ausdruck durch

seine herrliche Ode auf den Zürichersee; diese vaterländische und landschaftliche Begeisterung, womit das deutsche Volk für seinen Rhein erglüht, durchweht auch schon Klopstocks 1753 gedichtetes „Rheinweinlied“, der Zeit nach das erste nach jenem des 15. Jahrhunderts:

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein.*)
Wir drei sind unser werth und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienst du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Catos
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.

---

*) „Wir haben hier keine Einladung eines bestimmten Freundes zu einem Glase Rheinwein, sondern der Dichter preist den alten, fast hundertjährigen Rheinwein, wohl Johannisberger und zwar aus den Jahren 1670 oder 1676, wahrscheinlich aus dem letztern, in dessen Besitz er wohl gelangt war, als den edelsten ächtdeutschen Wein, der ganz zu vertraulichstem Herzensergusse unter innigen Freunden geschaffen sei, wobei er die Gelegenheit ergreift, Freundschaft, Liebe, edlen Dichterdrang und Tugend zu feiern. Die Einladung ist bloße Einkleidung. Götzinger hat dies übersehen und die wunderliche Vermuthung aufgestellt, Basedow sei der Eingeladene gewesen.“ Düntzer (Erläuterungen).

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst; bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer.

Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortschifft.

Freund, laß die Hall' uns schließen; der Lebensduft
Verströmt sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

Nun sind wir sicher: Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn' ihn. So starb er mir!
Das sprach er noch; nun kam das letzte,
Letzte Verstummen; nun lag er todt da!

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär' sie nicht auch, die Geliebte sterblich!

Doch, wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dir's zu heiß wird, daß du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth fleußt,

So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel,
Des würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur:
Die Welt wird's kennen. Aber das Edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend selten.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf und trink'!
Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

Wir erlauben uns, aus Düntzers Erläuterungen Einiges zum bessern Verständniß dieser im alkäischen Versmaß gedichteten Ode hier einzuschalten.

Str. 1—3. Die Einladung in den kühlen Gartensaal wird dem Wein selbst aufgetragen. „Der im Golde blinkt" soll wohl golden bedeuten und sich auf die hochgelbe Farbe des Weines beziehen, nicht auf goldene Becher, wie in Göthe's „Sänger". Es ist aber eine Täuschung, der sich Klopstock hingibt, wenn er das siebente Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts für eine ächtdeutsche Zeit hält. Uebrigens hatte Klopstock, als er die Ode schrieb, den Rhein nur bei Schaffhausen 1750 gesehen, erst 1774 kam er nach Manheim. Bei Vers 11 schwebt die Stelle das Horaz carm. III, 21, 11, vor; „Oft soll des alten Cato Tugend von Wein erglüht sein."

Str. 4—7. Der Dichter kennt nicht wie der Schullehrer das ganze weite Thier- und Pflanzenreich, aber das, was zu seinem Herzen spricht, die Rose, die Genossin des Bechers, den Wein und die Nachtigall, die am Abend singt, wenn er sich des Weines erfreut, versteht er ganz, er kennt sie besser als der Philosoph. Die Seele der Pflanzen, d. h. ihre Natur, ihr Wesen. Erfindungsvolle d. h. reich an verschiedenen Weisen, gleich dem Dichter. Der Erweis: in den philosophischen Lehrbüchern folgt auf den Satz der Beweis, auf diesen die Folgerungen. Str. 6: die edelste nämlich Seele. Glühend bedeutet die nachhaltige feurige Kraft. In Str. 7 schwebte dem Dichter ein Gleichniß Miltons IV, 159 vor, wo von denen, die am Kap der guten Hoffnung vorbeigeschifft sind, gesagt wird, daß, wenn hinter Mozambique ihnen der Nordwestwind sabäische Gerüche vom gewürzhaften Gestade des glücklichen Arabiens entgegenweht, sie die durch den Gegenwind verursachte Verzögerung der Fahrt sich gern gefallen lassen. Es sind die auf den Molukken wachsenden Gewürznelkenbäume gemeint, deren Blumen man noch vor der Entfaltung einzusammeln pflegt, ehe ein Theil des ätherischen Oels verfliegt.

Str. 8—15. Die engere Wissenschaft bildet den Gegensatz zur allgemeinen, sich breit ergehenden Schulweisheit, zur näheren Erklärung dient der helle Einfall: es gilt nur Eingebungen des Augenblicks, die der den Geist erhellende Wein, der Alte, hervorruft. Der Wein soll ihnen nicht, wie man gewöhnlich sagt, die Sorgen verscheuchen, sie brechen. Kurzsichtig der Absicht der Vorsehung gegenüber. Nervenlos d. h. kraftlos, gebrochen, wie der, der sich in das Unglück nicht zu finden weiß.

Wählt jene d. h wenn jene (die Weisheit) wählt; denn er verweist den Freund, den es drängt sich unter den deutschen Dichtern einen Namen zu machen, auf würdige Gegenstände. Das würdigen d. h. dieses werth halten, um es zum Ziel zu machen. Der unsterblichen Schelle d. h. die Unsterblichkeit, die wir durch thörichte Dinge uns erwerben wollen; es ist die Schelle an der Narrenkappe gemeint. Der Unsterblichkeit des Dichters wird zuletzt das stille Verdienst bescheidener Tugend entgegengesetzt; es gibt gar verschiedenes Verdienst, das man sich um die Welt erwerben kann.

So erläutert Düntzer diese herrliche, echt deutsch empfundene Ode, die es verdient, daß der Leser sich in ihren so innigen und so ernsten Sinn versenkt. Wie sinnig, wie wehmüthig und tief erregt sind besonders die letzten Strophen!

Warum mußte dieser neben Schiller liebenswertheste deutsche Dichter in Bezug auf das Metrum auf Abwege gerathen, die ihn dem großen Publikum leider ungenießbar machen? Durch ihn und seine Jünger im Hainbund wurde das Volk in die rechte Stimmung versetzt, aus der die Begeisterung für den Rhein quoll; und als nun Friedrich der Große den französischen Uebermuth die Wucht der deutschen Waffen hatte fühlen lassen, als gleichzeitig Lessing die deutsche Muse von dem Fremdenjoch befreit hatte, als Deutschland endlich wieder als Staat möglich wurde, da warf Matthias Claudius (1743 bis 1815) lustig seine Mütze in die Luft und brach begeistert in das Jubellied aus, das wahrhaft erste deutsche singbare und überall, wo deutsche Zunge klingt, gesungene Rheinweinlied:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn oder Polen,
Noch wo man Franzmänn'sch spricht;
Da mag Sanct-Veit, der Ritter, Wein sich holen*)
Wir holen ihn da nicht.

---

*) Sanct-Veit ist der Teufel; er ist an Stelle des slawischen Obergottes Swantewit (Sonnen- und Lichtgott) getreten; die

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im Deutschen Reiche!
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das gibt nur Silbererz und Koboltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

Priester bewerkstelligten wohlweislich diese Verwandlung in Sanctus Vitus, um die Heiden mit dem Christenthume zu versöhnen. Der dem Swantewit heilige schwarze Hahn wurde nun auch dem Sanct-Veit beigegeben (durch den heiligen Otto). Der heilige Veit ward nachgerade Schutzpatron von Böhmen und sehr populär. Am Sanct-Veitstage wurden ihm noch vor wenigen Jahrzehnten schwarze Hähne geopfert. Am Sonnenwendtage wurden Sanct-Veit zu Ehren auf den Höhen Feuer angezündet (die heutigen Johannisfeuer). Von den dämonisch verzerrten Tänzen um diese Feuer herum kommt vielleicht der jetzt eine Krankheit bedeutende Name Veitstanz, wofür man auch „Sanct-Johannistanz" sagt.

Dies Lied erschien zuerst im „Altonaer Merkur", 1775, dann mit Claudius' Namen im Voß'schen „Musenalmanach" auf 1776, wurde von Johann André für den „Musikalischen Blumenstrauß" (Offenbach 1776) componirt und ging 1778 in den „Wandsbecker Boten", (Asmus u. s. w., 1778) über; es ist also jetzt 100 Jahre alt, wird aber ewig leben. Wie populär es sofort wurde, beweist Iffland, der es 1785 in seine „Jäger" einführte, und es verdient auch die Popularität. Wie zeichnet es so schön die Harmonie zwischen Wein und Volksthum! Wie ist es bei aller Natürlichkeit so ideal in seiner Verachtung des „Lausegoldes"! und bei aller deutsch-vaterländischen Gesinnung welch gutes, rein menschliches Gemüth spricht sich am Schluß aus! Nicht an sich allein denkt der fröhliche Trinker, schon klingt darin Schillers heiliger Hymnus „An die Freude" an:

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's ihnen gleich zu sein
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit uns Frohen sich erfreun.

Ist es nicht ganz dasselbe schon, wenn es heißt:

Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

Ja, wir können sagen, daß kein Volk ein ähnliches Trinklied aufzuweisen hat, selbst nicht das französische, das doch die Edelgewächse der Bordeaux- und Burgunderreben pflegt. „Ils n'en ont pas en Angleterre", singt stolz Pierre Dupont und läßt dabei den französischen Nationalhaß gegen England aufflackern, und so gibt es noch mehre derartige Trinklieder in Frankreich, lustige, feurige, patriotische, herzlich gesellige, und wenn der Champagner perlt, da weiß der Franzose so gut wie Schiller von der Freude zu sagen: „Küsse gab sie uns und Reben", aber nein! so echt national ist nirgends ein Trinklied geworden wie das Rheinweinlied von Claudius.

Und weil es echt national deutsch ist, nimmt es ihm auch der Thüringer nicht übel, daß sein Gewächs darin verspottet wird; denn es ist gewiß, das erst gibt dem Weine seinen Werth, wenn man dabei fröhlich sein und singen kann; bei einem Glase Thüringer aber — nun gut, wir verstehen uns, nicht war?

Man hat Claudius um den Ruhm der Urheberschaft bringen wollen und beruft sich auf den wackern alemannischen Dichter Hebel. Im August 1842 schrieb der „Adjunct des rheinländischen Hausfreundes", Kölle in Stuttgart, aus seinen Erinnerungen einige Notizen zu Hebels Leben nieder, die in des Dichters Werken (2. Aufl., Karlsruhe, Müller, 1853) abgedruckt sind; da lesen wir:

„Einmal, als wir, wie gewöhnlich, im Museum (zu Karlsruhe) kneipten und den Tabakrauch in Ringen ausstießen, welche brotlose Kunst Hebel ungemein ergötzte, kam die Rede auf norddeutsche Dichter und die größere Strenge im Reimen, deren sie sich beflissen. Ich bemerkte, daß Claudius im berühmten Rheinweinliede davon eine höchst merkwürdige Ausnahme mache. Hebel lächelte und zwar auf eine einzige Weise, mit einer Art Vaterfreude und versetzte: ‚Da drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodien.' Ich schaute erstaunt ins Nebenzimmer, wo der Kirchenrath Sander einsam eine Zeitung las. ‚Der', fuhr Hebel fort, ‚der und kein anderer hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diakonus war; die Leute waren reich und hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem ‚Wandsbecker Boten' anonym zusendeten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit; so druckte es Claudius ab. Mich freut's, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt.' Der zu früh verstorbene Doctor Sander, Neffe des Kirchenrathes, bestätigte mir in Paris 1834 diese Notiz und fügte bei, daß eine Hochzeit in der Familie Wohnlich diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben habe".

Nr. 3 der im Jahre 1837 in Stuttgart erschienenen

Zeitschrift „Der Spiegel" enthält eine ähnliche Notiz, worauf Fr. Claudius in Lübeck, Sohn des „Wandsbecker Boten", in Nr. 44 Widerspruch einlegte. Und in der That, die Redlichkeit Hebels in allen Ehren gehalten, müssen wir doch hier einen Irrthum annehmen, wenn wir ihn auch nicht erklären können. Warum hätte Sander seine Urheberschaft niemals selbst reclamirt, sondern sie lange nachher von einem zweiten gelegentlich einem einzelnen gegenüber geltend machen lassen? Und zu einem Hochzeitsliede scheint uns in dem Rheinweinliede durchaus nicht der Ton angeschlagen zu sein. Das Ganze stimmt so vortrefflich zu Claudius' Manier und Charakter, das spaßhafte „Europia" ist ganz in seiner Art. Da endlich Voß bei der Zusammenstellung seines „Musenalmanach" mit Claudius zusammenlebte und von diesem wol das Lied erhielt, so ist doch nicht anzunehmen, daß letzterer den Namen des wahren Verfassers, wenn es ein anderer war, verschwiegen habe. Man kennt Sander sonst nicht als Dichter, von Claudius aber kennen wir viele Lieder, die ihn als fähig bezeichnen, auch dieses gedichtet zu haben.

Aus dem Rheinwein hatte jetzt das deutsche Volk wieder nationale Begeisterung geschöpft. Auf das fröhliche Lied folgte nun der Ernst der That, auf das Rheinweinlied das Rheinlied; es vermählte sich „Leier und Schwert". Aber ehe das Schwert dem Liede den Sieg erfocht, sollte das deutsche Volk statt grünlicher Römer voll goldnen Rheinweins den Kelch der tiefsten Schmach bis auf die Hefe leeren.

---

3. Die Rheinlieder.

Die französische Revolution brach aus und — echt französisch! — der Apostel der Völkerfreiheit, der Nationalconvent, vollendete in ererbter Nationalschwärmerei das Werk des Königs Ludwig XIV.; er zog alle noch

übrigen deutschen Besitzungen in Elsaß und Lothringen ein. Nun kam es zum europäischen Kampfe zwischen Königthum und Volkssouveränetät, verkörpert in der französischen Republik. Letztere siegte, und das Opfer war der deutsche Rhein. Preußen gab ihn im Frieden von Basel am 5. April 1795 ebensowohl auf, wie Oesterreich am 17. Oct 1797 im Frieden zu Campo-Formio; und endlich wurde durch den Frieden zu Luneville am 9. Febr. 1801 der Rhein als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich anerkannt. Ein Segen ging aus diesem Kampfe hervor: der Rhein hörte auf eine „Pfaffenstraße“ zu sein; durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurden die geistlichen Gebiete säcularisirt. Mit all diesen Erfolgen begnügte sich Napoleon, Erbe des Nationalconvents, nicht; der deutsche Rhein mußte seinen Namen zur größten Beschimpfung Deutschlands leihen. Am 17. Juli 1806 schlossen alle west- und süddeutschen Fürsten den „Rheinbund“ unter dem Protectorat Napoleons, dem sie ihre deutschen Truppen zu beliebiger Verfügung stellten; deutsche Rheinbundstruppen halfen dem Corsen das für seine Unabhängigkeit aufgestandene Spanien niederwerfen. Da legte Franz II. am 6. Aug. 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, das Deutsche Reich hatte aufgehört! Nun war die Zeit von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, der Buchhändler Palm ward als Blutzeuge davon am 26. Aug. (auch Theodor Körners Todestag!) 1806 erschossen. Und im Jahre 1806 brach bei Jena die preußische Monarchie zusammen, worauf auch der Kurfürst vou Sachsen dem Rheinbunde beitrat. Er wie die Fürsten von Baiern und Würtemberg wurden dafür von Napoleon mit dem Königstitel belohnt; das alte Deutsche Reich hatte nur Einen König gekannt, den Deutschen König, der zugleich römischer Kaiser war, und dem die deutschen Fürsten als Reichsbeamte zu gehorchen hatten; der Kurfürst von Brandenburg hatte am 18. Jan. 1701 sich den Königstitel für sein außerdeutsches souveränes Land Preußen

beigelegt. Der Kurfürst von Mainz war des Deutschen Reiches Erzkanzler gewesen; er hatte das Reichssiegel und das Reichsarchiv zu bewahren und hatte das Directorium auf dem Reichstage, im Kurfürstencollegium sowie bei dem Wahlgeschäft — und der letzte Kurfürst von Mainz, Karl von Dalberg, wurde Fürst-Primas des Rheinbundes. Nun, da der Rhein einmal französisch war, erschien alles möglich, nicht nur die Orgien Jérômes im Königreich Westfalen; wie der Rhein, so wurde nun auch die Weser und die Elbe französisch, ja, jenseit aufs rechte Elbufer hinüber dehnte sich das französische Kaiserreich aus, und am 13. Dec. 1810 wurde Hamburg chef-lieu du département de l'embouchure de l'Elbe!

In demselben Jahre 1806, in welchem Deutschland aufgehört hatte, als Reich genannt zu werden, wurde die Sage von der Lorelei geschaffen; denn auch diese wie unsere ganze Rheinbegeisterung ist modern. Clemens Brentano gab von 1806 an mit seinem Freunde Achim von Arnim „Des Knaben Wunderhorn" heraus und dichtete, angeregt durch die altdeutsche Volkspoesie, sein Lied:

Die Lorelei.

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin

Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden, so schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?"

— „Herr Bischof, laßt mich sterben, ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben. der mir ins Auge sieht.

„Meine Augen sind zwei Flammen. mein Arm ein Zauberstab:
O legt mich in die Flammen! O brechet mir den Stab!"—

„Ich kann Dich nicht verdammen, bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen mein eigen Herz schon brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lorelei,
Ich müßte denn zerbrechen mein eigen Herz entzwei.“ —

— „Herr Bischof, mit mir Armen treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott.

„Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod sollt ihr mir geben, drum kam ich zu euch her.

„Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land.

„Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde, das ist mein Zauberkreis.

„Ich selbst muß drin verderben, das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben, wenn ich mein Bildniß seh'.

„Drum laßt mein Recht mich finden, mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden, weil er nicht bei mir ist.“ —

Drei Ritter läßt er holen: „Bringt sie in's Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen sei dein bethörter Sinn!

„Du sollst ein Nönnchen werden, ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreis'.“ —

Zum Kloster sie nun ritten, die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten die schöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen nach meines Liebsten Schloß.

„Ich will noch einmal sehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann in's Kloster gehen und Gottes Jungfrau sein.“

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein!

„Mein Herz wird mir so munter, es muß mein Liebster sein!“
Da lehnt sie sich hinunter und stürzet in den Rhein.

Man sieht, dem Namen der Fee liegt ein Wortspiel zu Grunde; aus Lurlei hat Brentano Lore-ley, d. h. den Felsen der Lore, gemacht, aber gewiß ist, daß der Geschichte von der Lorelei keineswegs eine alte volksthümliche Sage zu Grunde liegt, sie ist das Erzeugniß eines modernen Dichters, Brentanos. Nun wurde der Stoff von anderen Dichtern wieder aufgenommen und als Sage behandelt, zuerst von Eichendorff; sein Lied lautet:

„Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reit'st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! Ich führ' dich heim!"

„„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! Du weißt nicht, wer ich bin!" "

„So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh' mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei."

„„Du kennst mich wohl — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein,
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!" "

Auf Eichendorff folgt Heinrich Heine; wer kennt es nicht, sein Lied der Wehmuth und der Sehnsucht?

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift's mit wildem Weh';
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mir ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Es ist das Märchen von der verschwundenen Pracht altdeutscher Herrlichkeit, das von nun an sich an die Sage der Lorelei, der Fee des Rheins, knüpft, von jener Pracht, nach der damals schon die Besten strebten, die zum Theil verzweifelnd untergingen, wie Schill im Kampfe, wie Heinrich von Kleist im Selbstmord.

Wir sagten schon oben, aus der Geschichte seiner Vergangenheit schöpfte das deutsche Volk Trost und Muth in trostloser Gegenwart; mit Begeisterung durchforschte man damals die alte Heldensage, und 1807, bald nach der Schlacht bei Jena, gab von der Hagen seine Erneuung des Nibelungenliedes heraus; das Rheingold, der Nibelungenhort war wiedergefunden. Kann ein Volk untergehen, das ein Nibelungenlied hervorgebracht hat?! Es ist unsterblich. In Berlin hat von der Hagen sein Werk geschaffen; er selbst war aus der Ukermark (geb. 1780 zu Schmiedeberg) gebürtig; hier wurde dem Rheinbund der Tugendbund entgegengesetzt, und preußische Wehrkraft hob dann 1813 das Rheingold wieder aus der Tiefe. Zwar spukte noch damals „die natürliche

Grenze Frankreichs" in den Köpfen der Diplomaten, und sie boten noch nach der Schlacht bei Leipzig Napoleon den Besitz von Frankreich in seinen „natürlichen" Grenzen: Pyrenäen, Alpen und Rhein, an, welchen glücklicherweise der Verblendete ausschlug: ein Gedankenspuk, der, seltsam genug! auch in die deutsche Redeweise übergegangen war. Nennt doch Schiller den Rhein „den alten Grenzenhüter der Germanen", und wünscht er, daß den Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste, „der vaterländische Geist begleite, wenn ihn das schwanke Bret hinüberträgt auf jene linke Seite, wo deutsche Treu' vergeht." Haben doch noch in unsern Tagen deutsche Zeitungen Mühe, „jenseit der Vogesen" statt „überm Rhein" zu sagen. Aber 1814 schon belehrte Arndt die Deutschen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. und beim zweiten Pariser Frieden drangen die deutschen Staatsmänner auf die Rückgabe des Elsasses und Lothringens, damit Deutschland feste Grenzen gegen die Einfälle des eroberungssüchtigen Frankreich erhalte; aber wir hatten damals Verbündete, und diese widersetzten sich.

Damals war denn auch das deutsche Volk in keiner Weise befriedigt; weder seine Grenzen waren gesichert, noch die Forderungen der Einheit und Freiheit wurden erfüllt; die versprochene Preßfreiheit und die Landesverfassungen blieben aus. Besonders in der Jugend gährte der patriotische Groll; die Burschenschaft verlangte sehnsüchtig das Deutsche Reich zurück, aber Kerker und Verfolgung erstickte ihren Ruf. So kam es, daß, als die liberale Partei in Frankreich erfolgreich gegen die Restauration auftrat und endlich in der Julirevolution den Sieg davontrug, auch im rührigen Süd- und Westdeutschland alle Liberalen mit Frankreich sympathisirten; in dem gemeinsamen Kampfe um die Freiheit übersah man ebensowohl die Grenzfrage als die Frage der Einheit. Und diese Sympathie faßte um so tiefere Wurzel, als so mancher deutsche Patriot in Frankreich ein Asyl fand

vor despotischen undeutschen Fürsten. Ein solcher Flüchtling aus dem Anfange der dreißiger Jahre war der Burschenschafter Adler-Mesnard, zuletzt Professor an der Normalschule in Paris, wo er 1868 gestorben ist. Es hat sich niemand um die Pflege der deutschen Sprache in Frankreich so große Verdienste erworben wie dieser Mann; seine deutsche Grammatik ist dort noch jetzt die beste, wie auch seine übrigen betreffenden Werke (Sprachübungen, Chrestomathien) vortrefflich sind; der leipziger Schillerverein hat ihn dafür zu seinem Ehrenmitgliede ernannt. Er hatte das Wort Coriolans an sich bestätigt gefühlt, daß, je älter der Verbannte werde, je härter auch ihn das Exil drücke, und er klagte mir einmal in einem Briefe, wie einsam er sich in Paris fühle, wie er den Franzosen doch immer „ein Fremder" bleibe, und schloß mit Schiller's Worten:

Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Er verdient es, daß das Vaterland ihn im treuem Gedächtniß behält. Warum er uns aber besonders hier der Erwägung werth ist, das ist der Umstand, daß er den Franzosen unser Rheinweinlied in recht gelungener Uebersetzung bekannt gemacht hat, mit Weglassung zweier Strophen; aber seinem Abschlusse scheint eine deutsch-patriotische Absicht zu Grunde zu liegen. Die Uebersetzung lautet:

Le vin du Rhin.

Qu'un frais feuillage embellisse nos verres,
Remplis de vin du Rhin!
Oui, loin de nous les boissons étrangères:
Buvons de notre vin!

Il ne vient pas du fond de la Hongrie
Ni de la Côte-d'Or,
Et la Pologne à nos côteaux envie
Ce précieux trésor.

Le pays seul produit ces nobles vignes,
Ce vin rajeunissant:
Il n'aurait pas ces qualités insignes,
S'il n'était allemand.

Il est, hélas! des montagnes brumeuses
Dans l'Empire romain,
Et dont jamais les cimes paresseuses
N'ont produit du raisin.

Le Thuringien par exemple cultive
Une espèce de vin;
Rien qu'à le voir, la gaîté fugitive
Déserte le festin.

La Saxe est riche en des objets futiles:
Le cobalt et l'argent
Y sont très-bons, ainsi que les fossiles;
Mais le vin est méchant.

Les bords du Rhin, eux seuls, en abondance,
Nous fournissent ce vin:
Béni soit-il, le vin par excellence,
Et béni soit le Rhin!

Da plötzlich, nach Jahren der Vergessenheit, ward die Begeisterung für den Rhein wieder in Deutschland wach. Erst wenn man ein Gut verloren hat oder bedroht sieht, sagten wir am Eingange, lernt man es seinem vollen Werthe nach schätzen; das geschah wieder im Jahre 1840. Man beachte wohl die Jahreszahl! Am 7. Juni 1840 war König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestorben, und es knüpften sich an den Thronwechsel wunderbare Ahnungen: 1640 hatte der Große Kurfürst, 1740 Friedrich der Große den Thron bestiegen. Ominöse Zahlen! Aufs neue erwartete man eine große Wendung der Geschicke, und von den süd- und westdeutschen Kämpfen des Liberalismus wandte man seine Blicke nach Preußen. Die liberale Bewegung nahm eine nationale Färbung an, und Frankreich, mit dem man bisher sympathisirt hatte, nährte diese Richtung. Bis auf den heutigen Tag haben jene Ereignisse nachgewirkt, am 8. Sept. 1877 wurde der Mann begraben, der sie hervorgerufen hat: Thiers. Am 1. März 1840 übernahm derselbe als Ministerpräsident die Leitung der französischen Regierung. Dem Nationalstolz zu schmeicheln,

hatte er von England die Erlaubniß erwirkt, die Asche Napoleons von Sanct=Helena nach Paris überzuführen, und um jede Mißstimmung zu verhüten, durfte am 8. Mai bei der alljährigen Gedächtnißfeier der Jungfrau von Orléans in dieser Stadt nicht die übliche Lobrede auf die Retterin gehalten werden, dem Eroberer zu Liebe, der bei Waterloo geendet hatte. Schmählicher Undank, der unter dem dritten Napoleon bei Sedan bestraft werden sollte! Aber schon im Jahre 1840 erlebte Thiers eine Demüthigung. England schloß am 15. Juli 1840, mit Ausschließung Frankreichs, zur Regelung des Streites zwischen Aegypten und der Türkei mit Rußland, Preußen und Oesterreich den Londoner Vertrag ab. Regierung und Volk von Frankreich, wüthend über diese Geringschätzung, geriethen in fieberhafte Aufregung, die Marseillaise tönte durch die Straßen von Paris, und man rief: „Krieg! Krieg!“ Und zwar sollte Deutschland dafür bezahlen; um die Frankreich von England im fernen Orient angethane Beleidigung zu sühnen, sollte es das linke Rheinufer herausgeben. Da, zum ersten mal wieder seit Napoleons I. Tagen, erscholl ein Schrei allgemeiner nationaler Entrüstung durch ganz Deutschland, und alles Volk sang:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein,

Solang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
Solang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Solang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

Solang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
Solang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Solang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n;

Solang' die Flosse hebet
Ein Fisch in seinem Grund,
Solang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein.

Es war ein unbekannter Schreiber eines Gerichts-schreibers, Nikolaus Becker (geb. am 15. Jan. 1810 in Geilenkirchen), der dieses Lied an Alphonse de Lamartine gerichtet hatte; aber er ist durch dieses einzige Lied ebenso unsterblich geworden wie Leisewitz durch sein einziges Drama „Julius von Tarent". Der König von Baiern schickte ihm dafür einen goldenen Pokal, der König von Preußen ein Stipendium zur Beendiguug seiner juristischen Studien; früh kränkelnd, starb er am 28. Aug. 1845. Die übrigen gesammelten Gedichte Beckers, die dem gewaltigen Erfolge des Liedes ihr Erscheinen 1841 verdankten, sind ziemlich unbedeutend. Es ist dies eben das erste Rheinlied, nämlich ein solches, das statt des Weines den nationalen Strom und Deutschlands Anrecht feiert. Welchen Jubel, welche Begeisterung dasselbe hervorrief, kann man sich kaum noch denken, von allen Seiten boten sich Compositionen an; eine Anekdote aus jenen Tagen erlebten wir in Leipzig. Eine Annonce im „Tageblatt" hatte erklärt, der weltberühmte musikalische Ruf Leipzigs müsse bei der Wahl der Composition entscheiden; umsonst bemerkte eine verständige Stimme, daß dieser Ruf nur dem gebildetsten Theile der Gesellschaft, z. B. dem Publikum der Gewandhausconcerte, gebühre, nicht aber der großen Menge. Umsonst. Alles was Ohren hatte zu hören und eine Kehle zu singen, lief in das Schützenhaus, bis der große Saal gestopft voll war, und ließ sich gegen dreißig Compositionen vorspielen, um die beste herauszuwählen. Wir haben auch mit gesungen als blutjunger Student, wissen aber nicht mehr, welchem Componisten der Preis zuerkannt wurde.

Frankreich jedoch wurde stutzig über den Lärm und rüstete ab; es entschädigte sich durch das Spottlied Alfreds de Musset: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand"; nur übersah der sonst so geistreiche Dichter, daß damals noch kein einiges Deutschlands existirt hatte, daß die Zerstückelung Deutschlands in so viel Länder, als es Tage im Jahre gibt, allein es den Franzosen möglich

gemacht hatte, den Rhein zu erobern. Um ihn wiederzugewinnen, suchten sie daher auch unter Napoleon III. die Einheit Deutschlands zu verhindern. Alphonse de Lamartine nannte sie „eine antifranzösische Ungeheuerlichkeit“; wir richteten zur Begründung des Rechtes Deutschlands und zugleich zur Beruhigung, wenn möglich zur Versöhnung Frankreichs an den Dichter einen Brief (als Vorwort zu unserer „Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter“, Leipzig, O. Wigand 1862); glücklicherweise wurde unser Mahnruf aber nicht beachtet, denn infolge der Verblendung der Franzosen ist der Rhein nun ganz deutsch geworden.

Auch Thiers witterte damals schon die endliche Folge der französischen Rheingelüste und regte die Befestigung von Paris an, nicht blos gegen die Revolutionen im Innern. Unter seinem Ministerium trat auch der Prinz Napoleon wieder auf die Bühne (am 6. Aug. in Boulogne), er, der später jenen Kriegsruf von 1840 verwirklichen sollte, und — trauriges Schicksal! — die von Thiers eingeleitete nationale Festlichkeit, die Rückkehr der Asche Napoleons fand unter seinem Nachfolger statt (am 15. Dec.); Ludwig Philipp hatte Angst bekommen und Thiers mußte noch am 29. Oct. 1840 in die Hände Soults abdanken. Dagegen hatte Thiers den Schmerz, 1871 mit Deutschland den Frieden abzuschließen, der all den zum großen Theil von ihm eingefädelten Rheinintriguen ein Ende machte. Er vollzog einen Act geschichtlicher Sühne; denn er besonders hatte als Geschichtschreiber die Napoleonische Legende geschaffen, die zum Kriege von 1870 führte; er zuerst wieder hatte 1840 den Ruf nach der Rheingrenze erhoben, und wenn ihm seine Nation für die Ordnung der Verhältnisse nach 1870 dankbar ist, so haben wir es ihm mittelbar zu danken, daß der Rhein, mit Arndts Worten, wieder wie vor Ludwig XIV. ein deutscher Strom geworden ist.

Aber sollte man's glauben, daß damals selbst noch in Deutschland der Ruhm Napoleons I. Verehrer fand?

daß ein Dichter das deutsche Volk noch ermahnen mußte, von dem Götzendienste des Mannes abzulassen, der Deutschland bis auf's tiefste erniedrigt hatte? Es war Georg Herwegh, der die Insel Ufnau stolz neben die Insel Sanct-Helena setzte und ausrief:

Wie lang' mit Lorbern überschütten
Wollt ihr die corsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Georg Herwegh*), der auch damals schon „Ein Reich wie Ein Sonnenschein! Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen" verlangte, er trat auch als guter Patriot für den deutschen Rhein ein, und das soll ihm unvergessen bleiben, wenn er auch später in seiner Verbitterung, die man wol begreift und ihm verzeihen darf, in der Wahl des Weges irrte, der uns zum Ziele führen muß. Er verdient es, daß wir sein im October 1840 gedichtetes Rheinlied dem deutschen Volke ins Gedächtniß zurückrufen:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,

---

*) Alfred Meißner hat in seinen „Erinnerungen aus seinem Leben" die Verleumdung, die von pietistisch-ractionären Litterarhistorikern über G. Herwegh verbreitet worden ist, Lügen gestraft

Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Neben diesen beiden Tyrtäen, welche die politisch-nationale Bedeutung des Rheins feierten, dürfen andere Dichter nicht vergessen werden, die den Boden für diese Begeisterung durch das Lobpreisen der landschaftlichen Schönheit des Rheinthales gelockert hatten, und die von den zwanziger Jahren an für seine Herrlichkeit in die Saiten griffen. Wie schon gesagt, die Freude an der schönen Natur ist eine ziemlich moderne und wurzelt zum guten Theil in der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts; „Klopstock!" rief Lotte, als sie in der Gewitternacht am offnen Fenster die Hand auf Werthers Schultern legte, und dachte an die „Frühlingsfeier" des Sängers des Züricherseees. Den Dichtern des Rheinlandes widmen wir den folgenden Abschnitt.

4. Rheinländische Dichtungen.

Im Jahre 1858 machten wir eine Fußreise durch einen besonders an Denkmälern reichen Theil der keltischen Bretagne, das Departement Morbihan. Tagelang wandelten wir am Meeresgestade hin, vorüber an uralten Dolmens und Menhirs, setzten dann über die Lagunen des Morbihan und kamen auf die Halbinsel Rhuys, wo einst Abälard unter rohen Mönchen gelitten hatte. Wir hatten das Kloster hinter uns und gingen an der Küste den Ruinen des Schlosses Sucinio zu, als wir plötzlich auf einem Küstenvorsprunge durch ein zauberisches Bild gefesselt wurden, worin sich Naturschönheit und architektonischer Reiz mischten. Aus allerlei Trümmern eines längst verschollenen Klosters, einst bewohnt von den sagenhaften „rothen Mönchen", erhob sich hart am Strande ein einsamer Bogen, durch den man eine entzückende Aussicht auf das brausende Meer hatte; ohne Zweifel hatte dasselbe das früher weiter hinaus ragende Land abgenagt und sich so dem Mauerbogen genähert, durch welchen es bei Stürmen seine schäumenden Wogen spritzte, dem es auch früher oder später den Einsturz bereiten mußte, wenn Menschenhand ihm nicht zu Hülfe kam. Da trat plötzlich vor der ungeheuern Wasserwüste das Bild von Rolandseck vor unsere Seele. Wie dort die herrliche Rheinlandschaft gleichsam von dem alten Fensterbogen als Gemälde eingerahmt erscheint, so bot sich hier in gleichem Rahmen ein Bild vom Ocean. Dabei überkam uns mit Wehmuth der Gedanke, daß vielleicht bald in den Winterstürmen unter den anprallenden Wogen der Mauerrahmen zusammenbrechen würde, und wir riefen in dem „Courrier de Nantes" die einheimische Bevölkerung auf, für die Erhaltung dieser Ruine Sorge zu tragen. Ob dieser Aufruf Gehör gefunden hat, wissen wir nicht, da wir die Bretagne bald darauf verließen; aber auch er war ein Echo von

Rolandseck, denn wir dachten dabei an das Rolandsalbum, das Freiligrath im Bunde mit andern Sängern 1840 veröffentlichte, um den verfallenden Fensterbogen von dem Ertrage des Albums herstellen zu können. Wenn uns dies Bild von Rolandseck auf den Wanderungen des Exils bis an den Meeresstrand unter die Kelten begleitete, so war dies nicht blos darum, weil dies auf unserer ersten Rheinfahrt der einzige Punkt gewesen war, wo wir länger verweilten, sondern es lag eine symbolische Bedeutung darin.

Gegenüber der Burgruine liegt Königswinter, nach welchem sich der am 5. März 1816 hier geborene Dichter benennt, der dem Rheine, seiner Landschaft und Geschichte, von den Quellen an bis zum Meere, einen wahrhaften Cultus gewidmet und die Verherrlichung desselben zu seiner Lebensaufgabe erhoben hatte: Wolfgang Müller. Und weiter hin, nicht zu fern, am Fuße des Gebirges, liegt Bonn; da fanden sich gegen Ende der dreißiger Jahre die Dichter zusammen, die zur Feier der landschaftlichen und poetischen Reize des Rheines die schönsten Lieder gesungen haben, die unsere Literatur besitzt: Karl Simrock, der älteste von ihnen (geb. 1802), welcher Poesie und gelehrte Kunde vermählt, dann Freiligrath, die gleichalterigen Kinkel und Matzerath (geb. 1815) und auch Wolfgang Müller. Erst durch diese Dichter wurde die Poesie, die den Rhein umwebt, wahrhaft geistiges Gemeingut des deutschen Volkes, indem sie nicht nur die landschaftliche Schönheit so recht zum Verständniß brachten, sondern auch den Zauber der Sagenwelt erschlossen, der das Rheinthal gleich dem Dufte der Fernsicht umwebt. Den Rhein zu bereisen, hatte man wol erst in den zwanziger Jahren spärlich angefangen; nun das Lob unsers nationalsten Stromes so poetisch erscholl, gehörte eine Rheinreise ebenso unumgänglich zur Bildung, wie seit längerer Zeit schon die Reise in die Schweiz; das deutsche Volk nahm sozusagen nun geistigen Besitz von seinem Rhein, es ward ihm jetzt erst klar, was es an ihm be-

saß. Seinen politischen und strategischen Werth hatte es bisher erkannt, sonst aber an ihm nur den köstlichen Wein gerühmt, der an seinen Ufern wächst; von jetzt an — und diese Wirkung der Poesie ist in der materialistischen Gegenwart wol hervorzuheben — wurde in dem deutschen Volke wirkliche Begeisterung für das Rheinland geweckt, ohne welche es in der Stunde der Gefahr vielleicht nicht die erhabenen Opfer gebracht hätte, die endlich den alten Barbarossa aus seinem Bann im Kyffhäuser erlöst haben. Und darum sind die Rheinlandsdichter in dieser Skizze nicht minder der Beachtung werth als die Sänger des Weines und der Wacht, abgesehen davon, daß ihre Dichtungen eine eigenartige, herrliche Bereicherung unserer Literatur sind; sie haben den Nibelungenhort der Poesie gehoben, der in den Fluten des Stromes verborgen lag.

Und doch ist ihnen ein Fremder in diesem poetischen Lobe vorangegangen, ein Engländer, kein Geringerer als Lord Byron, der nach der Scheidung von seiner Gattin auf seiner zweiten Reise 1817 den Rhein hinauf nach Italien zog. Das bittere Gefühl seiner Schuld spricht noch aus seinen Versen, die bei der Geschichte der Rheindichtung nicht übergangen werden dürfen:

Leb' wohl, o Rhein! Mit schwerem Herzen eilen
Die von dir, die dich schönen Strom begrüßt!
Nicht nur der Frohe möchte gern hier weilen —
Nein! auch ein krankes Herz, das reuig büßt,
Und dem das Leben einsam trüb verfließt!
Hier ist Natur zu rauh nicht, nicht zu weich,
Das für die Erde, was dem Jahre ist
Der Herbst, zwar ernst, doch sonnig hell zugleich,
Nicht Sommers üpp'ger Glanz, doch klar und farbenreich.

Noch einmal — lebe wohl! Unnöthig Wort,
Da nie dein Bild aus unserm Herzen flieht;
Erquickend glänzt es immer fort und fort!
Und klinget trüb des Wandrers Abschiedslied,
So ist's, weil ernst und dankbar sein Gemüth.

Wohl sah ich prächtig're schon als deine Flur
In Ländern, wo die Sonne heißer glüht,
Doch nie eint dort so glücklich die Natur
Glanz, Milde, Kraft und längst vergangner Zeiten Spur.

Daß demjenigen, der eben Portugal und den Griechischen Archipel bereist hatte, die Rheinlandschaft als eine „herbstliche" Schönheit erschien: das läßt sich begreifen, zumal wenn man die düstere Stimmung hinzufügt, durch welche hindurch wie durch trübe Augengläser er sie erblickte. Ein Glücklicher, der, im Lenz der Jugend stehend, sie im Sommerglanze des Jahres betrachtet, wird auch glühendere Eindrücke davontragen. Aber ein feinfühliges Dichterherz bekundet es, daß Lord Byron als Fremder in der „Spur vergangener Zeiten" einen Reiz mehr der schönen Natur erblickte. Ob er aber auch die Heldensagen unserer germanischen Vorzeit, die an den Ufern dieses Stromes spielen, gekannt hat, ist wol eine Frage; nur Deutsche haben, wie wir sagten, den Nibelungenhort dieser Poesie wieder gehoben.

Dies gilt recht eigentlich von dem ältesten unter ihnen, von Karl Simrock, der durch seine neuhochdeutsche Uebersetzung des Nibelungenliedes, dessen Helden alle am Rhein erwachsen sind, zur größern Popularisirung desselben so mächtig beigetragen hat. Wie war auch seine Heimat so geeignet für dieses national-poetische Werk! Liegt doch Bonn in der Nähe von Siegfrieds Drachenhöhle, fast in der Mitte zwischen Siegfrieds Wiege und Kriemhilds Rosengarten, und schließen die beiden letztern doch die Perlen des ganzen Rheinlandes, das Siebengebirge und den Rheingau, ein. Wie dann der Dichter die andern Schätze der epischen Poesie des Mittelalters zu Tage gefördert hat, weiß alle Welt; wie aber auch seine zuerst 1837 erschienenen „Rheinsagen" in das Volk gedrungen sind, dafür bürgt die fünfte Auflage derselben.

Einen Doppelkünstler lockte die Schönheit des Lan-

des vom fernen Gestade der Ostsee an: Robert Reinick, geboren 1805 in Danzig, Maler und Dichter zugleich, der in Düsseldorf malte und sang und daselbst unter andern das Lied dichtete: „Sonntags am Rhein“:

Des Sonntags in der Morgenstund',
Wie wandert sich's so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut,
Und spricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand,
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland;

Das fromme treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Feuriger ertönt das Lied Matzeraths, der im großen Publikum weniger bekannt, doch ein begeisterter Genosse der genannten Dichter ist; geboren in Linnich bei Jülich 1815, gab er seine „Gedichte“ 1838 heraus, darunter das „Lied vom Rhein“:

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

Wie blauet dein Himmel so tief und so klar!
Wie wallet in goldenen Aehren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand,
Wie schwillest von Segen du wunderbar!

Von deinen Bergen wie sieht es sich weit!
Wie athmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

Im Hochland aber da halten sie Wacht
Noch immer, die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdröhnet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir sie, nun vorbei ihre Macht.

O Rhein . . . . und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluten, der leise schauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schooß.

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein.

Sein Altersgenosse Gottfried Kinkel aber — wer kennt ihn nicht und sein hochbewegtes Leben, sein prüfungsreiches Schicksal? —, in dessen einst so glücklicher Behausung zu Bonn alle Künste ihren Tempel gefunden hatten, holte tiefer Athem zum Preise des herrlichsten Stromes, der erste unter den Dichtern in epischem Gesange. Schildert sein Lied „Otto der Schütz", das, irren wir nicht, 1843 in seiner Sammlung „Gedichte" zuerst erschien, auch keine gewaltigen Schicksale, so ist es doch reich an frischen Schilderungen und anmuthigen Scenen; Kinkel dehnte auch seine Liebe vom „Vater" Rhein zu den Kindern aus, die derselbe freudebrausend dem Ocean zuträgt. Im Jahre 1846 erschien von ihm „Die Ahr", eine Schilderung der Landschaft und des Volkslebens, 1847 gab er dann wieder das Jahrbuch „Vom Rhein" heraus, das auch Gedichte von ihm enthält.

Solche Sammelwerke hatte schon Ferdinand Freiligrath, der hier nach aufgegebenem Comptoirdienste den Honigmond seines Bundes mit der Poesie verlebte, herausgegeben: mit Hub und Schnezler das „Rheinische Odeon“ 1839, mit Simrock und Matzerath das „Rheinische Jahrbuch“ 1840 und 1841; das Rolandsalbum erwähnten wir schon.

Alle Genannten überragte an Schwung, Umfang und Tiefe seiner Rheinpoesie Wolfgang Müller von Königswinter. Ein Kind der wol schönsten Gegend des Rheinlandes, hat er, kurze Abwesenheiten in Berlin 1840 und in Paris 1841 abgerechnet, sein ganzes Leben an den Ufern des Stromes verlebt, dessen Feier, wie wir sagten, für ihn ein Priesterdienst geworden ist. Seine literargeschichtliche Bedeutung, belegt durch sechs Bände voll der reichsten Dichtungen, ist zu groß, als daß wir derselben nicht eine längere Entwickelung widmen sollten. Wir sehen dabei ganz ab von der gewöhnlichen Recensentenarbeit, die übrigens schon von andern verrichtet worden ist; wenn hier und da eine gewisse Breite oder zuweilen durch die ausschließliche Wahl von stumpfen Reimen eine Art Härte eintritt, so wird dies durch die Schönheit der Darstellung im übrigen dergestalt aufgewogen, daß wir die geringen Ausnahmen bald vergessen; die melodische Beherrschung der Sprache tritt oft genug bezaubernd hervor.

Offen gestanden, wir haben uns mit wahrhaftem Genuß in die Lektüre der „Dichtungen eines rheinischen Poeten“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) versenkt (das ist der Gesammttitel der sechs Bände von Müllers Poesien); kaum wieder heimisch geworden im Vaterlande, gesättigt von französischer Lyrik, erhielten wir durch sie ein frisches Bild unserer Jugend und Heimat. Mit Vorliebe verweilten wir bei dem ersten Bande, dem Liederbuche „Mein Herz ist am Rhein“; es trat uns hier der gewaltige Fortschritt klar vor Augen, den die moderne Lyrik im Vergleich zu der des Mittelalters gemacht hat.

Daß den Minnesängern der Sinn für die echte Naturschönheit, für die individuellen Reize der verschiedenen Gegenden noch nicht erschlossen war, ist schon gesagt; aber die Neuern behandeln auch dieselben Stoffe, die von jenen besungen wurden, glänzender und vielseitiger, sie sind ferner viel reicher an Stoffen. Die verschiedenen Anklänge an das Mittelalter bieten uns bei Wolfgang Müller Belege dafür; die Lyrik des Minnesanges erlebt in ihm eine Renaissance, reicher, üppiger als der erste Lenz. Auch die romantische Schule erblüht hier wieder in voller Pracht; „Frühlingsaufstand", um nur einiges vorauszunehmen, erinnert an Tieck, an Uhland erinnert das schöne Gedicht „Abend", von dem ich den ersten und letzten Vers auswähle:

Auf eines Berges Höhen,
Da steh ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land.
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunklem Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Nun schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nun steh ich rings umweht;
Der schöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

Ein anderer Anklang und zwar an einen Fremden, an den Schotten Burns, ist gleich das erste Gedicht, ein poetisch-nationales Glaubensbekenntniß, eine Erläuterung des Titels:

Mein Herz ist am Rhein, im heimischen Land,
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O wo ich geschwelget in Liedern und Wein,
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz ist am Rhein!

Aber wie war es denn möglich? Unwillkürlich erkennen wir in dem Herbstliede von Voß die Heimat des Dichters, die niederdeutschen Marschen; Julius Mosen malt uns in seinen Liedern sein sächsisches Voigtland. Wie war es denn möglich, daß die wunderherrliche Rheinlandschaft sich bisher noch nicht in den Gedichten ihrer heimischen Säng erabgespiegelt hatte? Wirklich, nicht nur die rheinische Heimat, das ganze deutsche Vaterland muß Wolfgang Müller dankbar dafür sein, daß er unsere Literatur mit diesen Gemälden vom „Deutschen Rhein" bereichert hat, so voll Zauber und Leben, die, was den Kunstwerth betrifft, von den Malereien Matthissons himmelweit verschieden sind. Denn, wie war es andererseits möglich, nach Heines „Lorelei" noch dies wundervolle Bild eines Rheinabends zu geben, betitelt „An den Siebenbergen":

Der Sommerabend schauet
So still aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Westens Roth wird bleich.

Dort an den Bergen verglühet
Der goldne Abendschein,
Still heimlich rauschend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Rosen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen kosen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umschlingen
Sich spielend Brust an Brust,
Saiten und Lieder erklingen
Und wecken verschollene Lust.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem seligsten Traum:
Verklungen sind längst die Lieder,
Ich weiß es selber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel sterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

Es sind die „Jungen Lieder" (Titel des ersten Abschnitts), die diese lyrische Perle enthalten. Ein lärmendes, glänzendes Bild dagegen gibt uns die „Herbstfeier", darin lacht der ganze Jubel einer Weinlese am Rhein: Raketen, Jauchzen, Freudenfeuer, seliges Liebeleben: welch eine Lust ist der Herbst am Rhein!

Um auch einen Vergleich mit den provenzalischen Minnesängern, den Troubadours, zu gestatten, gibt Müller im zweiten Abschnitt „Sonette", südliche Formen, beseelt von deutscher Innigkeit; das zweite klingt an Petrarca an, das vierte an Ronsard, aber das erste ist offenbar eine Nachbildung des Liedes „Sô die bluomen ûz dem grase dringen" von Walther von der Vogelweide, das auch schon Hölty nachgeahmt hat.

Aus dem dritten Abschnitt: „Stillleben der Natur", sei der „Trost im Walde" hervorgehoben. Es ist schon viel über Waldeinsamkeit gesungen worden, aber eigenartig rheinisch erscheint uns doch dieser Trost, der dem Dichter wird, als er mit krankem Herzen im Walde Ruhe sucht:

Und sieh, es sprach der Eichenbaum:
Trübseliger Freund, gesunde!
Hoch strecke dein Haupt in den Himmelsraum,
Stark greife Wurzel im Grunde!

Die Birke meinte: Schau' an mein Laub,
Es rauscht und zittert und flüstert,
Dem lockenden Leichtsinn sei nicht taub,
Dann stehst du nicht so umdüstert!

Die Weide sagte: In leisem Schmerz
Verlebe ich meine Tage,
O tröste dich an mir, du trauriges Herz,
Mir dient zur Wonne die Klage!

Der Tannenbaum rauschte so tief und ernst:
Du darfst die Hoffnung nicht lassen!
Ich grüne stets; frisch auf, daß du lernst
Das Leben frisch zu erfassen!

Ja, das ist verständig gesprochen, das ist gesunder Trost, wie er auch so recht dem gesundheitsfrischen grünen Rheinlande entspringt, wo durch die schmerzlich rührenden Sagen der Burg- und Klostertrümmer hindurch der holde Leichtsinn beim Becherklang seine lockenden Lieder singt.

„Im Mai des Lebens" heißt der vierte Abschnitt, der fünfte: „Beim Wein am Rhein!" Da ist er denn endlich, der Zaubertrank, der vor hundert Jahren den braven Claudius im hohen deutschen Norden zu seinem nationalen Trinkliede begeisterte; wie könnte ihn der Dichter in seiner eigenen Heimat vergessen? Aber freilich, wer so mitten in der Fülle des goldenen Segens schwelgt, der kann nicht immer ernst bleiben, der haut auch einmal, und wenn es sein muß, abermals über die Schnur. Da z. B. „Die Gefahren des Trinkers", welch lustige Parodie der ritterlichen Epopöen, in denen die Ritter auf Abenteuer ausziehen, und zugleich welch lustiger Lobgesang auf das Rheinland in seiner ganzen Länge „von Basel bis nach Köllen"; man höre nur:

Ihr glaubt, im Land der Trauben
Gäb's nichts wie Lust und Pracht?
Dort gibt's, ihr könnt es glauben,
Viel Bestien ungeschlacht!
Und ich muß auf- und abwärts ziehn,
Die Unthier' zu bekämpfen,
Als treuer Paladin.

Von Basel bis nach Köllen,
Was ich Gefahr bestand!
Ein Gang durch alle Höllen
Gibt nicht so heißen Brand.
Und was ich dort von Durste litt,
Das läßt sich gar nicht sagen,
Ich litt auf Schritt und Tritt.

Wie die Unthiere alle heißen? Seht nur die Wirthshausschilder an, da könnt ihr lesen: Der goldene Löwe, Der Bär, Das wilde Schwein, Der Hirsch, Der Adler, Der Schwan, und gar Der Riese!

Aber der Paladin zieht nicht blos von Wirthshaus zu Wirthshaus, auch von Volk zu Volk, und da tritt denn seine „Staatsweisheit beim Becher" freilich in Gegensatz zu Claudius, denn sie besteht in dem Spruch:

Und gibt ein Land mir rechten Trank,
So sag' ich ihm auch echten Dank:
Es leben alle Völker!

So ist er denn in Deutschland monarchisch, beim Burgunder republikanisch, bei Lacrymae Christi päpstlich, bei Cyperwein türkisch, bei Xeres spanisch, es leben alle Völker! Ebenso kosmopolitisch ist „die Religion des Trinkers" bestellt; geht's mit dem Wein im Christenland zu Ende, so wird er muselmanisch, ja zuletzt mit den Hottentotten im Lande des Capweins heidnisch. Indessen besinnt er sich doch noch eines bessern und besingt „Das Paradies am Rhein", da lieget Eden! In manchen dieser Lieder begnügt sich der rheinische Hafis nicht mit sokratischer Weisheit und forscht gar zu tief, bis „unterm Tisch". Dem könnte man dann nicht nur Claudius, sondern auch Uhlands zürnenden Bacchus entgegenhalten; aber wir sind nun einmal in Deutschland und die studentische Kneipe gehört vorderhand noch zu dessen „berechtigten Eigenthümlichkeiten".

Sonniger lacht uns der Abschnitt „Hochsommertage" zu; er enthält unter andern ein reizendes Bild der Rheinlandschaft, verklärt durch die Liebe, wie uns die Lyrik der Minnesänger keines gegeben hat: „Im Sommersegen":

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baume;

Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blüh'nden Linden froh entgegen;
Ein Brüten ruht auf der Natur,
Das thut, sie ruht im Sommersegen!

Von Rebenlauben überdacht,
Schaun wir ins Rheinthal ernst versunken;
So wie die Welt von Sommerpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn so sicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie ist so wonnig, voll und warm:
Das thut, sie reift im Sommersegen!

Ein eigenes Kapitel bilden „Fahrende Gesellen“, bald heitere, bald ernste Lebens- und Charakterbilder, individuell gestaltete Erlebnisse mannigfaltiger Art, ein eigenthümliches Gemisch epischer und lyrischer Dichtungen, aus denen aber doch immer mehr oder minder des Dichters eigene Gestalt, umrahmt von der rheinischen Heimat, hervorschaut. Wenn wir im Anfang in diesen Dichtungen ein modern gefärbtes Spiegelbild der Minnesinger erkannten, so müßte es wundernehmen, wenn wir hier nicht auch die patriotisch-poetische Saite vernähmen, der vor allen Walther von der Vogelweide so herrliche Klänge entlockt hat. Dies ist der Fall in dem schönen stimmungs- und gedankenreichen Cyklus „Herman“, der den Märtyrern der schwarz-roth-goldenen Begeisterung gewidmet ist. Wie hätte diese so schmerzlich rührende und erhabene Epoche unserer vaterländischen Wiedergeburt auch von einem Sänger des Rheines übergangen werden können? In reiner Begeisterung schlägt ihm das Herz für die Freiheit. In einem andern Cyklus „Max“ klingt es wie eine großartige Vorahnung des nationalen Sieges von 1870, dem wir die neue Weltstellung Deutschlands verdanken; wir heben daraus das Gedicht hervor:

An das Vaterland.

Dein denk' ich stets, mein Vaterland, wie man der Mutter denkt!
Mein junges Herz, so arm du bist, ist nur in dich versenkt!
Ich liebe dich in deiner Angst, in Sorge, Pein und Schmerz,
Mehr als die weite helle Welt in Jubel und in Scherz.

O wärst du, wie mein Geist dich denkt, groß, mächtig, glorreich, frei,
Des Welttheils Herz, des Welttheils Haupt, der Freiheit Schlachtgeschrei,
Ich nennte stolzer, freud'ger dich mit königlicher Lust,
Doch liebte treuer nicht darum dich deines Sohnes Brust!

So trüb zerrissen, wie du liegst in Schmerzen und in Noth,
Getrost die grüne Hoffnung lebt, der Muth flammt auf und loht,
In tausend Herzen Eine Glut, in jedem Mund Ein Ton:
Wir heben dich, mein Vaterland, auf deinen alten Thron!

Das ist denn freilich weit entfernt von jener „Staatsweisheit beim Becher", und stimmt eher zu Walthers: „Ir sult sprechen: Willekomen!" Und wenn Walther am Ende seiner Tage die Nichtigkeit des Irdischen beklagt und sich hinüberretten will in das Ewige, so ruft auch Müller in dem Abschnitt „Im Herbst des Lebens":

Weit und Weiter.

Nun wird es weit und weiter
So einsam um mich her,
Stets weniger Begleiter,
Der Gräber immer mehr.

Zerstoben sind die Schaaren,
Versunken das Minneglück.
Ich kehre mit grauen Haaren,
Ein Greis, ins Thal zurück.

Wohl hat die Welt ein Ende,
Ein Ende hat die Zeit,
Und still betrachtend wende
Ich mich in die Ewigkeit.

Aber auch in dieser Betrachtung hat die Welt einen Fortschritt gemacht seit dem Mittelalter und über den Schmerz der Ergebung in das eigene Ende siegt die Freude an der Fortdauer des Lebens nach uns und so folgt auf das Lied „Weit und Weiter" das andere „Nur weiter", das nicht herrlicher in die heitere Lebensfreudigkeit des Rheinlandes hineinpassen kann:

Und wenn mich auch das Grab umschließt,
Die Welt bleibt licht und heiter,
Die Thräne trocknet, die uns fließt,
Das Leben welkt, das Leben sprießt,
Nur weiter, immer weiter!

Der Rhein ist schon jahrhundertlang
Des schönen Thals Begleiter,
Hier stürmten voller Jugenddrang
Die Völker hin in ehernem Gang —
Nur weiter, immer weiter!

Hier bauten sich die Burg zurecht
Am Felsen wackre Streiter,
Gejauchzt, gezecht hat das Geschlecht,
Es raste klirrend ins Gefecht —
Nur weiter, immer weiter!

Es hob sich manche Stadt im Thal,
Sich dehnend breit und breiter,
Sie schafften dort in Lust und Qual —
Geschlechter wechselten zumal,
Nur weiter, immer weiter!

Es reift das Korn, es glüht der Wein —
Das ist noch viel gescheiter,
Ihr Bauern wirkt jahraus, jahrein,
So wird's noch tausend Jahre sein —
Nur weiter, immer weiter!

Wild stürmet über'n Erdenball
Der Tod, der wilde Reiter,
Doch was soll Moder und Verfall?
Greift zu, die Lust ist überall —
Nur weiter, immer weiter!

Man beachte wohl, daß in diesem Gedichte zugleich auf ganz natürliche und doch sehr sinnige Weise die ganze Culturgeschichte des Rheins: Ritter, Bürger und Bauern, verwoben ist, mit Ausnahme der Pfaffen, gegen die bekanntlich die Cultur heute ihren Kampf führt.

Auf jedem neuen Blatte der Dichtungen wird indessen die Erinnerung an Walther von der Vogelweide wieder lebendig; wenn dieser klagt:

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr?
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr?

so singt Wolfgang Müller:

Es ist ein Traum.

Ich reite mit frohen Gesellen
Hinab den rauschenden Rhein,
Und brausende Lieder schwellen
In Berg und Thäler hinein.
Es grüßen die Burgen und Hügel,
Die Städte am Ufersaum,
Ich sitze so fest im Bügel,
Mein Roß hat Adlerflügel!
Es ist ein Traum!

Jetzt taucht aus blühenden Linden
Das blanke gethürmte Haus,
Dort werd' ich sie wiederfinden,
Sie winket vom Erker heraus.
Rasch bin ich vom Pferde gestiegen,
Die Rosen winken im Raum,
O wie wir im Arm uns liegen
Und Herz an Herz uns schmiegen!
Es ist ein Traum!

Wir wandeln in duftigen Lauben,
Die Brunnen rauschen vom Hang,
Rings Girren der wilden Tauben,
Sehnsüchtiger Nachtigallsang.
Zum Berg die Pfade leiten,
Wir sehn sie vor Blüten kaum:
Wie herrlich die Lande sich breiten!
Wir schwelgen in Seligkeiten! — —
Es ist ein Traum!

Ich bin so alt geworden,
Mein Haar ist bleich und weiß,
Kalt stürmt der Hauch aus Norden,
Es rieselt Schnee und Eis.
Ich sitz' im engen Zimmer
Und schau' in den weiten Raum.
Verlornen Jugendschimmer,
Du kehrest nimmer, ach nimmer! — —
Es ist ein Traum!

Den Schluß der Sammlung bildet „Von Haus und Heerd". Das sind Empfindungen, die den Minnesingern fremd geblieben waren. Vieles möchten wir hier wiedergeben von diesen poetischen Bildern häuslichen

Glückes und leider auch häuslichen Schmerzes! nein, lieber alles! und da dies nicht möglich ist, so verweisen wir lieber den Leser auf das Ganze. Aber noch immer lacht uns wie ein herrlicher Sommertag das schöne Idyll „Landleben" zu:

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Diese langen sonnenhellen Tage
Unsers wunderbaren Sommerlebens.

Und nur das Eine müssen wir hier noch aussprechen: wenn man alle diese herrlichen reizenden Bilder in sich aufgenommen hat, so begreift man erst recht den Titel, den der Dichter seinen Dichtungen gegeben, und wie er am Anfang, ruft man am Schlusse mit ihm aus: Mein Herz ist am Rhein.

Bilden diese Dichtungen nur ein Mosaikbild des Lebens und der Landschaft, so hat sich Wolfgang Müller in seiner „Rheinfahrt", einem Gedicht in neun Gesängen, zu einem epischen Liede aufgerafft, auf dessen Wogen wir nicht nur den Strom von seinen Quellen bis zu seiner Mündung hinabgleiten und die Landschaft an seinen Ufern sich entfalten sehen, sondern auch den Lauf unserer ganzen deutschen Geschichte von der asiatischen Hochebene, dem Stammlande unserer Ahnen, der Arier, herab bis auf heute verfolgen: ein Nationalepos, dem in den Literaturen anderer Völker kaum etwas Aehnliches entspricht! Ein Franzose, liberaler Patriot, Touchard-Lafosse, hat auf seine Kosten ein Prachtwerk in fünf Bänden: „La Loire historique, pittoresque et biographique", mit 62 Stahlstichen und 300 kleineren Gravuren herausgegeben, in welchem er den Fluß und seine Landschaft von der Quelle bis zur Mündung schildert und die Geschichte sämmtlicher Oertlichkeiten, die an seinen Ufern oder in den durchströmten Departements liegen, mit zahlreichen statistischen und andern Notizen erzählt. Nun ist die Loire allerdings, in gewissem Sinne der nationalste Strom Frankreichs aber die neuere Geschichte seit den Bourbonen hat sich nicht mehr an den Ufern

der Loire, sondern an der Seine abgespielt, und deshalb kann dieses so patriotische verdienstvolle Werk für die Franzosen doch nicht das Interesse haben, das für uns Deutsche ein Epos vom Rhein haben muß, worin der nationalste Strom Deutschlands den Mittelpunkt der Geschichte unserer Nation bildet. Um diesen ausgedehnten Ueberblick zu gewinnen, hat Wolfgang Müller, wie dies Touchard-Lafosse betreffs der Loire ebenfalls gethan hatte, auch die Nebenflüsse, auf Kinkels Spuren weiter gehend, in das Bereich seiner Dichtungen gezogen. Wir müssen gestehen, daß uns, bei der ersten flüchtigen Ansicht des Buches, die Besorgniß überkam, es würde die Ausführung des Planes etwas Gesuchtes bekommen. Bei einzelnen Stellen hat wohl auch diese Besorgniß einige Begründung erhalten; dann aber wurden wir gleich von der bewegten Schilderung so lebhaft fortgerissen, daß wir unsere Einwendungen gern fallen ließen, wo nicht gar gänzlich vergaßen. Nein, es ist kein versificirtes Reisehandbuch geworden, und doch möchten wir jedem Reisenden empfehlen, dies Buch auf seiner Rheinfahrt mitzunehmen, um der Landschaft gegenüber in die rechte Stimmung versetzt zu werden, von der nur der echte Dichter vollständig ergriffen werden konnte.

Gleich der erste Gesang, die Schweiz, die Wiege unsers Stromes! Was ist über dieselbe nicht schon gesungen worden von Haller, Salis, Matthisson, Schiller! Und doch hat uns das poetische Gemälde, das Wolfgang Müller davon entworfen hat, erquickt wie kaum ein anderes, wie kaum Schiller's „Tell", trotz aller principiellen Einwürfe der Kunstkritik von Lessing an bis auf Goethe, den genialen Dichter von „Amor als Landschaftsmaler". Der zweite Gesang begrüßt das Alemannenvolk, das Land der Schwaben. Wir kennen die erste Auflage des Epos aus dem Jahre 1846 nicht und wissen auch nicht, welche leidenschaftliche Ereignisse seiner Sturm- und Drangperiode der Dichter in der zweiten Auflage von 1870 ausgemerzt hat; auf jeden Fall ist

es für diese eine glückliche Bereicherung gewesen, daß er nun zu den „Alemannen des Wasgaus" hat sagen können:

Wir lassen euch nicht mehr! Es wird eu'r Zorn
An unsrer Liebe allgemach zerschellen,
Die rothe Rose wächst aus scharfem Dorn,
Senkt euern Haß dort in des Rheines Wellen!
Schon taucht mir ahnungsvoll empor im Geist
Die Zukunft. Horcht, die Lieder Gottfrieds schwellen
Aufs neu' im schönen Wasgau, jubelnd preist
Ihr Erwins Schülerkreis. In neuen Bahnen
Zieht Kunst und Wissen. Auf den Enkel weist
Die Welt dann wieder stolz wie auf die Ahnen!

Diese Erinnerung an die echt deutsche Kunst, Poesie und Bildung von Elsaß und Wasgau ist um so zeitgemäßer, als die Franzosen ein reich ausgestattetes Werk über die Kunst im Elsaß herausgegeben haben, worin natürlich alles, was das Elsaß erzeugt hat, als französisch in Anspruch genommen wird, welches Werk sogar die belgische Zeitung „L'Indépendance belge" ihren Abonnenten als Prämie geschenkt hat.

Von der Höhe des Schwarzwaldes aus, als der Wiege des Neckars, wirft nun der Dichter den Blick hinüber nach Württemberg, nach den Burgen der Hohenstaufen und der Hohenzollern; in Schwaben findet er auch einen Reim auf Wieland, denn es ist das Poesieland. Einen schönen Gedanken spricht Wolfgang Müller über das heidelberger Schloß aus, der der allgemeinen Beachtung werth ist:

Was bauet ihr das alte Werk nicht auf?
Ist's Schwäche doch zu schwärmen für Ruinen —
Denn ewig Recht hat nur das starke Leben.

In der That, so wie Napoleon III. das alte Schloß Pierrefonds in seiner mittelalterlichen Pracht wiederhergestellt hat, sollte auch das heidelberger Schloß wieder aufgebaut werden, und wir fragen offenherzig, warum

man von den 5 Milliarden seiner Zeit nicht ein paar Millionen dazu bestimmt hatte? Es wäre passend gewesen, da französische Waffen diesen Prachtbau zerstört hatten, ihn auch auf Kosten Frankreichs wiederherzustellen.

Der dritte Gesang führt uns in die Pfalz, die Tafellandschaft der Karolinger, deren üppige Fülle in ebenso üppigen Farben gemalt wird; sie erinnert uns an die fränkischen Kaiser und an Richard Löwenherz auf Trifels. Hatten wir indeß bei Straßburg schon die Erinnerung an die Rheinfahrt des „Glückhaften Schiffes“ 1576 vermißt, so hat der Dichter bei Speier eine geschichtliche Analogie vergessen, die für uns Deutsche eine Genugthuung bietet. Wie er mit Recht bei der Kaiserkrönung in Versailles 1871 darauf hingewiesen hatte, daß sie in dem Sitze des Räubers von Straßburg stattgefunden hat, so durfte er bei den von den Soldaten dieses Räubers verwüsteten Kaisergräbern zu Speier an die Königsgräber zu Saint-Denis erinnern, die — furchtbare Nemesis! — von den eigenen Unterthanen der Bourbonen zerstört wurden. Ja, wie Franzosen unser heidelberger Schloß verbrannten, so haben im Mai 1871 Franzosen die eigenen Tuilerien, das eigene Stadthaus zu Paris in Brand gesteckt, und das war der entsetzliche Schluß jenes Krieges, der ihnen das linke Rheinufer unterwerfen sollte! Was der Dichter vergessen, sei hier in Prosa in Erinnerung gebracht.

Von Speier führt uns Wolfgang Müller nach Worms zum Luther-Denkmal, der Weg aber von da auf die Ebernburg zu Sickingen und Hutten fand sich von selbst:

Voll Andacht und voll Ehrfurcht tritt heran,
O deutsche Jugend, nahst du diesen Hallen,
Und schwöre hier, auf deines Lebens Bahn
Mit unerschrocknem Herzen hinzuwallen!

Aber nun rauscht bei demselben Worms das Lied der Nibelungen auf, Siegfried und Krimhild erscheinen —

Sie traten zum Altar, der Lenz begann —
Kein Bild verglich sich diesem schönen Bilde.

Daran schließen sich dann andere Sagen, von Walther und Hildegund, von Kriemhilds Rosengarten, von Dietrich von Bern, alle dem deutschen heroischen Zeitalter entstammend. Und nun wieder hinab zum grünen Strom; bei dem Austritt aus der Schweiz war „der Knabe zum Jüngling“ geworden, nun aber

Seht, wie beruhigt seine Fluten wallen!
Der jugendliche Stürmer ist's nicht mehr,
Der unstet wirbelnd streifte nach Gefallen.
Sein selbst bewußt, als Mann zieht er einher.

Ist's, weil der Neckar ihm zum Gruß gekommen?
Ward bei der Todtenstadt das Herz ihm schwer?
Thut's, weil den Heldensang er hier vernommen?

Ist's, weil er ob dem Nibelungenhort,
Den hier im Rheine barg der grimme Hagen,
In grünen Wellen rauschet fort und fort,
Indem er lauscht des Schatzes alten Sagen,
Der ruht geheimnißvoll im Grundgestein?
Goldkörner soll die Flut ans Ufer tragen.
Ja, Gold der Dichtung glüht hier echt und rein,
Befruchtend rings die Geister und Gemüther.
In heil'gem Ernste wallet fort der Rhein,
Er ward der Dichtung ernster, heil'ger Hüter.

Der vierte Gesang, der uns nach Frankfurt führt, „die stolze Königin am Main“, handelt nur von diesem Nebenfluß; er hebt von den Mainquellen im Fichtelgebirge an, fährt auf der Regnitz nach Nürnberg hinauf, wo er das deutsche Bürgerthum würdig feiert, und gleitet dann an Bamberg und Würzburg vorbei zwischen Spessart und Odenwald hinunter. Bei dem Lesen dieser Strophen verweilten wir einen wonnereichen Augenblick der Erinnerung an einem der schönsten Tage, den wir — und zwar auf der Flucht nach Frankreich 1849 — auf dem Main verlebt haben, und es ist uns eine Pflicht

der Dankbarkeit für die herrliche Gegend, die uns an diesem Tage entzückte, das deutsche Volk auf dieses prachtvolle Thal aufmerksam zu machen. Der Main von Würzburg an bis nach Aschaffenburg ist ein Rhein im kleinen, und doch wieder mit so eigenen seltsamen Reizen ausgestattet, daß ich diesen Reisegenuß um keinen Preis entbehren möchte. Möchte dieser Hinweis dazu dienen, die seit längerer Zeit eingestellte Dampfschifffahrt auf dem Main wiederherzustellen! Dieser Gesang ist natürlich reich an Dichterbildern: Hans Sachs, Jean Paul, Platen, Walther von der Vogelweide u. s. w. Wir verschweigen nicht, daß auch wir in die hier erwähnte Rüge mit einstimmen, die so mancher Patriot gegen Goethe erhoben hat: wohl gefallen hat uns die köstliche Schilderung Bettinens des Kindes, und das Wort über die Brüder Grimm:

Des Vaterlandes Einheit
Zeigt ihr als unsrer Zukunft letztes Ziel.

Dann schließt der Gesang:

Der Main am Ziel! Ein Bruder, treu und gut,
Hat er dem stärkern Strome sich verbunden.
Und seht den Rhein, wie wächst ihm Kraft und Muth
Und Stolz und Pracht! Er ist ein Mann geworden
Und wälzt die breite königliche Flut
Hinab zum Ocean ins Land gen Norden.

Aber wir können es dem Dichter nicht verhehlen, ehe wir mit ihm weiter fahren, daß wir etwas gegen ihn auf dem Herzen haben; wir vermissen wieder etwas. Warum erzählt er uns in Frankfurt nichts von dem alten Bundestage und von der Paulskirche und zwischen diesen beiden mitten drin: von der Constablerwache am 3. April 1833 und von Ludwig Börne? Eins gehört in das andere, das eine ergänzt das andere.

Und nun wir unser Gewissen entlastet haben, wollen wir in dem fünften Gesang eintreten in das goldene Mainz, hineinfahren in den Rheingau!

Ein Bild voll Fülle, Schönheit, Pracht und Glanz!
Es strahlt so hell vom reichsten Lebensglücke.

Nur einen kleinen geschichtlichen Irrthum wollen wir erst noch berichtigen, ehe wir uns dem Genusse ganz hingeben: Winfried-Bonifacius war kein Irländer, sondern ein Angelsachse; noch heute angeln die Jesuiten nicht ohne Erfolge nach seinen Landsleuten, der Fischer im Vatican weiß nur zu wohl, welche Dienste Bonifaz dem Stuhl Sanct-Petri erwiesen hat. Freilich erhebt sich da neben dem Dome zu Mainz die Bildsäule Gutenbergs:

Frei ward das Wort. —
Es ward der Kirche Tyrannei gebrochen. —
Wie wuchs die Welt, wie wächst sie täglich mehr!
Die wahre Menschlichkeit gilt's zu erringen!
Wir danken deinem Werke hoch und hehr,
O Gutenberg, solch herrliches Gelingen.

Und nun — hier sang ja Heinrich Frauenlob! — Hoch Rheinlands holden Frauen!

Wein, Weib, Gesang, des Lebens grüner Schmuck,
Wie habt ihr hier den schönsten Bund geschlossen!

Da ertönt ein neues Frauenlob, reich und reizend: wie selten ein anderes. Berauscht aber von all der Zauberpracht, die ihn umfängt, besteigt der Dichter mit fröhlichen Jugendgenossen den Kahn zu lustigem Ausflug; es ist ein heiterer Tag der Traubenblüte, genossen im Jugendglück, in der schönsten Landschaft, die das Herz sich träumen kann:

Wie strahlt vom Niederwald der rhein'sche Gau,
Daß selbst ein Engel seinen Segen priese!
Ihr glaubt nicht mehr vor dieser mächt'gen Schau
Die Sage vom verlornen Paradiese.
Und strahlt euch auch der Erde hellster Glanz,
Nie saht ihr Lande heller noch als diese

Im Sommertage blühn. Den Blütenkranz,
Den rings die Landschaft beut, sucht ihr vergebens:
Dem Dichter glaubt, hier sprießet voll und ganz
In seiner Herrlichkeit der Baum des Lebens!

Wir heben diese Strophe mit Absicht heraus, um dem Leser, der dies Land noch nicht geschaut hat, begreiflich zu machen, warum man gerade den Niederwald für das Nationaldenkmal gewählt hat. Im Angesicht seines Rheingaues wird denn auch die „Staatsweisheit“ des Dichters eine nationale, denn er fährt fort:

Denn auf den milden Sonnenhügeln stehn
Die würzigsten, die allerbesten Reben.
Ihr mögt nach Hellas, Welschland, Frankreich gehn,
Duftreicher wird kein Freund den Wein euch geben.

Der Abend mahnt endlich zur Heimkehr:

Schön war der Tag. Doch ist voll Poesie
Die Nacht des Kellers auch.

Es giebt ein Turnier mit den edlen Rittern, deren Panzerkleid von Eichenholz ist: Rüdesheimer, Hochheimer, Markobrunner, Steinberger und Johannisberger sind ihre Namen. Der Dichter hält sich mannhaft, und hier besinnt er sich auch auf den Spruch, den er als Lyriker vergessen hatte: „Ein Maß ist auch im Wein.“ Und der Gedanke daran führt zu — den Gesundbrunnen und Bädern in der Nähe. Freilich nicht auf gar zu lange. Von Bingen aus, dessen Mäusethurm übersehen ist, geht die Fahrt weiter hinunter, vorüber an sagenreichen Burgtrümmern und lebensvollen Städtchen, woran der Sänger gedankenreiche Deutung knüpft, hinunter bis zur Lorelei! Als wir zum ersten mal den Rheinstrom hinunterfuhren, deuteten wir, entzückt von der Pracht ringsum, die Lorelei als die Fee der Schönheit, die über dem ganzen Rheinlande schwebt und alle Wanderer mit ihrem Zauber bestrickt. Eine andere, doch verwandte Lösung gibt Wolfgang Müller am Schluß dieses Gesanges:

Die Sage dienet zum Symbol dem Lied:
Der eine legt hinein das Recht der Liebe,
Worin der Freiheit Recht ein and'rer sieht,
Das frisch zum Kampf und Tod die Seele triebe.

O deutsche Sage, wunderbare Frau,
Du lösest anders mir die dunkle Frage!
Die Jungfrau ist der Geist von diesem Gau. —
Wer hier einst hingelebt die goldnen Tage,
O, der vergißt die süßen Reize nie,
Dem Rheine fern, erhebt er stille Klage,
Er kehret stets, wo herrlich ihm gedieh
Voll Lust und Segen ein hellblühend Leben! —
O Lorelei, Geist unsrer Poesie,
Wer dich erkennt, ist ewig dir ergeben!

Im sechsten Gesang sind wir in Koblenz, dem „Zusammenfluß" der Mosel und des Rheins. Bei einem Ausflug in das Lahnthal giebt dem Dichter die Erinnerung an das Haus Oranien und an den Freiherrn vom Stein Gelegenheit, in wahrhaft männlich würdigen Strophen seinen Liberalismus und Patriotismus zu bekunden. Abenteuerlich poetisch ist die Fahrt auf der Mosel, die uns nach Metz leitet, wo „schwarz-weiß-roth wehn ringsum von den Zinnen die Standarten". Fesselnd für den Leser, der diese seltsame Stadt in der Regel beiseiteläßt, ist die Schilderung von Trier: „reizend immerfort ist Trier in seiner Einsamkeit geblieben." Aber zu mild wird, bei der Rückkehr nach Koblenz, Clemens Metternich gerichtet: „er hatte sich geirret." Nein, der Feind der deutschen Jugend verdiente ein schärferes Gericht. An Schenkendorfs Grabe, zu dem uns Wolfgang Müller am Schlusse führt, mußte der Dichter daran denken, daß das Deutsche Reich, wie es Schenkendorf sang und wie es die deutsche Jugend erstrebte, keinen schlimmern Feind hatte als diesen Clemens Metternich, dem das Vaterland nur „ein geographischer Begriff" war.
Schließt der Gesang doch so patriotisch ernst:

So mahnt hier alles an das Vaterland!
Fürs Vaterland zu schaffen, wirken, denken

Mit freiem Geist, mit fester kühner Hand,
Und Gut und Blut und Leben ihm zu schenken,
Das sei an diesem Platz das Losungswort!
Wohin wir durch das Thal die Schritte lenken,
Es mahnen uns die Besten hier und dort,
Die deutschen Männer mahnen kühnen Schalles,
Es mahnt der deutsche Rhein uns immerfort
Und nicht vergebens: Deutschland über alles!

Ein überraschendes Bild gewährt uns der siebente Gesang, zuerst auf dem rechten Ufer „der Westerwald mit öden Länderstrecken", dann links die Eifel, deren vulkanische Entstehung und jetzige Gestalt in bald glühenden, bald düstern Farben gemalt ist:

Aus diesem Bergland springt die wilde Ahr . . .
Wir wollen mit dem Fluß zum Rhein uns drängen.
Man ahnt ihn bald. Schon reift im Sonnenstrahl
Die Rebe wieder . . .

Freilich auch:

Wo kostet wohl die Rebe solchen Fleiß?
Der süße Trank verkündet's nicht den Lippen.
Drum nipp' ihn fromm, denk an der Armen Schweiß,
Indeß wir fürder ziehn! . . .
Und wieder führet uns zum Rhein der Steg . . .
Doch halt, halt an! Nie war der Rhein so schön,
Seit von den Alpen Abschied er genommen,
Wie hier.

Es ist wahr, denn wir sind im Siebengebirge, und nebst dem Rheingau — er bleibt das Kleinod — ist dieses der schönste Punkt an unserm Strom. Wenn der Dichter hier des Kleinods vergaß, das er im fünften Gesang selbst ein Eden nennt, so ist dies, weil hier seine Wiege stand, weil alle Erinnerungen der Kindheit ihn hier bezaubernd umspielen. Lassen wir ihn sprechen:

Hier laßt mich schwärmen einsam und allein,
Ergeben ganz den eigensten Gedanken!
Hier ist er mein, der goldiggrüne Rhein,
Hier dünk' ich mich sein Herrscher ohne Schranken.

O wie um Strom und Au', Wald und Gestein
Sich tausendfach Erinnerungen ranken!
Hier hat gedämmert mir des Tages Schein,
Hier sang die Mutter mir die Wiegenlieder,
Hier schritt ins junge Leben ich hinein —
Die goldnen Tage kehren nimmer wieder!

Und nun folgt eine reizende Schilderung des Heimatstädtchens, der Kindheit mit mancherlei eigenartigen Zügen, der Waldeinsamkeit, der prachtvollen Landschaft. Ja, wenn wir an den Eindruck denken, den unser Aufenthalt an demselben Ort im Jahre 1848 unser Leben lang in uns zurückgelassen hat, dann begreifen wir, wie ein hier erwachter Dichtergeist unbedingt zum Sänger des Rheinlandes werden mußte, und wir wundern uns nur, daß ein solcher nicht schon früher erstanden! Aber wie glücklich auch der Dichter in seinen Jugenderinnerungen schwärmt und schwelgt, das Bild des Vaterlandes erhebt sich immer auf's neue vor seinen Augen in dieser schönsten, aber auch bedrohtesten Gegend Deutschlands. Kaum hat er von des Drachenfelsen Wand hinabgerufen: „O Glück, wie schön ist es am Rhein!“ so fällt sein Blick auf das dort errichtete Denkmal, „ein Angedenken an die Freiheitskriege“ — und er giebt nun in ebenso feurig beredten wie charakteristischen Strophen eine Schilderung jener Kämpfe, wobei er nicht verkennt, wie wir aus unserm nationalen Siechthum nur durch die furchtbare Völkerruthe Napoleon aufgerüttelt werden konnten. Doch mahnt er immer zu treuer Hut und Vorsicht, und dieses Denkmal

Ein warnend Zeichen sei es in dem West
Dem Feind, der oft Vernichtung uns geschworen,
Daß er die altererbte Thorheit läßt!
Kein Stück der Heimat soll er uns entwenden!

Kaum aber hat sich der Dichter in die Ebene gewandt, die sich nun von dem Siebengebirge aus stromab dehnt, so lacht ihm Bonn entgegen, und in der Stadt ein Heiligenbild auf einem Kunstaltar: Beethoven. Mit

der prachtvollen Charakteristik dieses Meisters der Tonkunst kann sich, was Zedlitz gesagt hat, in keiner Weise messen; aber nicht blos den erhabenen Künstler feiert der Dichter in Beethoven, sondern vor allem den Propheten, welcher der Menschheit ein höheres Ziel verkündet, als dasjenige ist, nach welchem die Völker noch heute in brudermörderischen Kriegen ringen. Und das Evangelium des neuen Glaubens, den der Gewaltige verkündet, ist die „Neunte Symphonie“:

Der Päan ist's der neuen goldnen Zeit,
Das Tausendjähr'ge Reich weissagt sein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nahn, die Freiheit hell zu krönen.
O hört, Ein einz'ger Gott in dieser Welt!
Die alten und die neuen Zeiten söhnen
Im Bruderkuß sich aus, und glanzerhellt
Ersteht das Friedensreich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerschellt:
Die ew'ge Welt der Liebe, Schönheit, Wahrheit!

Beethoven, großes Herz, siegstolzer Held!
Du Bannerträger künft'ger, edler Zeiten,
Die Auserles'nen führst du heut ins Feld,
Einst werden sich die Völker um dich breiten,
Um einzuziehen durch der Zukunft Thor,
Wirst du die Menschheit einst zum Ziele leiten.
Prophetisch hör' ich schon vom Völkerchor
Dein „Alle Menschen werden Brüder“ sausen!

Ja, das war das schöne Reich des Ideals, das Schiller, der Dichter des „Lied an die Freude“, geträumt hat, und darauf folgten die Napoleonischen Eroberungskriege. Dann ward es wieder Friede in der Welt; die Kriegsdrohung von 1840 konnte man, da in demselben Jahre die Asche Napoleons im Dome der Invaliden beigesetzt wurde, für einen letzten Nachhall jener Zeiten halten; war doch das dritte Kaiserreich, nach dem Worte von Bordeaux, „der Friede“! Unter dem dritten Napoleon hörten wir in Pasdeloups Concerten die „Neunte Symphonie“ aufführen, und ganz Paris jubelte dem

„Päan der neuen goldnen Zeit“ zu und sang mit: „Alle Menschen werden Brüder.“ Leider folgte auf Beethovens Symphonie die Enttäuschung ebenso schnell wie auf Schillers Hymnus, im Jahre 1870 rief Paris abermals nach dem linken Rheinufer. Offenbar ist die Gegenwart diesem hohen Ideal noch nicht reif, und weil Frankreich „von der altererbten Thorheit noch nicht läßt“, tritt der Dichter am Schluß des Gesanges erst noch an das Grab von Moritz Arndt auf dem Friedhofe zu Bonn und ruft:

Unsern Schwur zum Pfande:
Erneuert sich die ernste wilde Zeit,
Wir wollen, wie auch künft'ge Stürme treiben,
In alle Zeit und alle Ewigkeit
Am deutschen Rhein stets echte Deutsche bleiben!

Von Bonn nach Köln! „Dem deutschen Rom“ ist fast der ganze achte Gesang gewidmet. Wie in Nürnberg, so wird auch hier das deutsche Bürgerthum gefeiert; war doch Köln die stärkste Hansestadt am Rhein und seine Bürger wußten sich gegen die Macht der Pfaffen zu wehren. Dann kam die Zeit des Verfalls, der Dreißigjährige Krieg, der Fanatismus; „man sah die Kirche Beile heben, Flammen schüren“, da schleudert der Dichter auf Kölns Dunkelmänner Acht und Fluch. Alles war dumpf und verödet in dieser Stadt, „nur düstere Kutten sah der Wanderer durch die Straßen gehn und Bettler frech und zerlumpt an Kirchenecken stehn, Armuth und Dummheit rings“! Da kam endlich die Hohenzollernherrschaft und Köln ward wieder „eine deutsche Stadt“. In die bewegte Zeit aber klang als Losungswort: der kölner Dom! Und aus allen Gauen Deutschlands kamen die Gaben zu seiner Vollendung:

Hoch deutsche Einheit! Doch versteht, es gilt
Die menschlich wahre, große, freie Einheit! . . .
Sie ist, die nie nach Kirch' und Glauben fragt, . . .
Die jedem Deutschen froh „Willkommen“ sagt.
Ihr Düstern, fort! Denn Fluchen, Lästern, Schreien,
Brandmarken, Bannen taugt nicht, wenn es tagt!

Es sei ein Friedenstempel dieser Dom,
So soll er in zukünft'ge Zeiten ragen,
Ein Denkmal an dem schönsten deutschen Strom,
Und von den Vätern unsern Enkeln sagen!
O säh'n sie einst die heißersehnte Zeit,
Wo die geschiednen Gläub'gen sich vertragen,
Wo jedem Herzen ein Altar bereit
Im ernsten Dämmer dieser stolzen Hallen,
Wo nach jahrtausendaltem wildem Streit
Der Menschheit holde Friedenshymnen schallen! —

Man beachte wohl, diese Strophen sind mehrere Jahre vor dem sogenannten Culturkampfe geschrieben; die Mahnung, die sie enthalten, ist darum um so freier von aller Parteistellung und um so herzlicher; das Gemälde vom Rhein wäre ohne sie nicht vollständig.

Auf den Ernst folgt der Scherz, eine heitere Schilderung des kölner Carnevals voll der lustigsten Töne, bis Aschermittwoch seine Trauerlieder singt. Da besteigt der Dichter das Dampfroß zu einem Ausflug nach Aachen, dem Sitze Karls des Großen, der sein Reich bis Spanien ausdehnte; doch verschmerzt der Sänger gern den Zerfall desselben:

Nein, klaget nicht, wir wollen keine Knechte
Bei fremden Völkern und im fernen Land,
Wir wollen wahren nur die deutschen Rechte!

Dann geht es stromabwärts nach Düsseldorf, wo drei Musen das heilige Feuer der Schönheit nähren. Neben dem reichen Kunstleben, das sich seit 100 Jahren hier entfaltet, gedeiht weiter hinan an Sieg, Wupper und Ruhr der ernste Gewerbfleiß; von da zum Teutoburgerwalde ist nur ein Schritt, und Hermanns Freiheitskampf gegen die Römer wird lebendig vor unserer Seele. Einen Gruß dem Stamm der Sachsen, dem zähesten von allen! Dann zurück zum Rhein, hinab im Mittagssonnenbrand durch Saat- und Wiesenland, welches malerisch geschildert wird, wie Thomson und Ewald von Kleist es kaum gethan, und den Dichter zu einer frommen

Hymne auf den Ackerbau begeistert. Im alten Kleve enden zuletzt die deutschen Marken:

Da schmückt und ziert der letzte deutsche Gau
Den Rhein noch einmal mit den schönsten Reizen.
Geschichte, Sage, Wiese, Hügel, Au'
Umarmen ihn.

Siegfrieds Heldenwiege, der Schwanenritter, Otto der Schütz: von ihnen singt hier die Sage am Hügelrand, von wo wir den Rhein sich nordwärts in den grünen Wiesen verlieren sehen.

Und nun wären wir am Ende, weil wir hier an Deutschlands Grenzpfälen angelangt sind? Nein, der Dichter bereitet uns im neunten, letzten Gesang eine Ueberraschung vor, die den Strom des Gesanges und des Rheins auf das Erhebendste abschließt. Er beginnt:

Nein, nimmermehr verrinnt der Rhein im Sand,
Sein Ende ist kein Siechen und Verderben,
Er stürzt sich nicht vom hohen Alpenrand,
Um in der Nordsee Sümpfen hinzusterben!
Ihr Thoren, seht, er schuf das Niederland,
Sein letztes Werk!

Und so glücklich er schon mehrmals das Problem gelöst hat, die Phänomene der Geologie poetisch zu schildern und dabei mit Empedokles und Lucrez zu wetteifern, so thut er es auch hier bei der Schilderung des Alluvionsbodens der Niederlande. Sofort erinnert er auch daran, wie es ein deutscher Stamm ist, das straffe Volk der Hessen, daß diese sumpfigen Niederungen für die Cultur und Geschichte errungen hat. Und darum ruft er dem holländischen Volke, dessen große geschichtliche Vergangenheit, Freiheitskämpfe, Malerschule, Seefahrten u. s. w. er eben mit farbensatten Pinselstrichen gemalt hat, als er nun bei dem Verfall des Landes ankommt, frei und offen zu:

Da hat sich endlich auch die Schuld gerächt,
Daß ihr vom Deutschen Reich euch ausgeschlossen,
Dem ihr vor Zeit, Geschlechter um Geschlecht,

Verbunden wart. Die wahren Kampfgenossen,
Ihr findet sie allein im deutschen Land,
Ihr seid wie wir demselben Stamm entsprossen . . .
Wir aber reichen euch die Hand zum Bund.

Wird Holland sie annehmen? Es handelt sich ja nicht um eigenmächtige Annexion, sondern um einen freien herzlichen Bund stammverwandter Völker. Und mit verwandtem Sinn weilt nun der Wanderer in dem reichen Lande und sieht, wie sich des Rheines Arme theilen. Denn wenn der eigentliche Strom selbst auch als kleines Bächlein endet, so schaut nur

Waal, Maas und Yssel, Leck und Amstel, schaut,
Sie alle sind des stolzen Rheines Sprossen!
Er ist der Vater!
Jetzt ist er wandermüd', doch unverdrossen
Schickt er die Töchter in das Niederland,
Das Werk zu enden, das er stark begonnen.

Und all das schöne reiche Land mit seinen Wiesen, Villen und Städten, das sie durchströmen, ist im Grunde doch eine Frucht des Rheins. Und als nun endlich der Dichter auf dem höchsten Gipfel der Dünen steht und vor sich die See ausgebreitet sieht, da ruft er aus:

Du bist, gewalt'ger heil'ger Ocean,
Das heil'ge Grab des heil'gen Rheins geworden!

Doch nein:

Das ew'ge Meer! Nein, das ist keine Gruft! . . .
Das ist ein Leben, welches nimmer ruht!
O Rhein, du lebst!

Der Dichter ist am Schluß. Er hat das Werk seines Lebens vollendet, seine Heimat in einem großen epischen Liede zu feiern. Wie jeder Mensch hat auch er auf den irren Fahrten des Lebens in fremden Ländern das Bild der Heimat treu im Busen getragen; er konnte es um so stolzer und froher, als er ja überall auch aus fremden Munde ihr Lob erschallen hörte. Wie hätte er da nicht unternehmen sollen, was andere nur vereinzelt gethan, in Einem großen Sangesstrom zusammenzufassen! Und so endet er auch; die vorletzte Strophe lautet:

Und herrlich ströme fort, du schöner Fluß,
So wie du strömtest stets auf deinen Bahnen!
Nimm für die Zukunft unsern hellen Gruß,
Du heil'ger Strom der Stämme der Germanen!
Du warest immer Deutschlands Stolz und Hort!
So wie dich hüteten die großen Ahnen,
So mögen dich die Enkel immer fort
In Treue, Fülle, Kraft und Größe wahren
Und sich von Alp zu Meer, von Ort zu Ort
Um deiner Einheit heil'ges Banner scharen!

Das ist das hohe Lied vom Rhein und seinem Lande. In Lied und Strom haben wir nicht nur Landschaft und Sitten der Bewohner, sondern die ganze Geschichte des deutschen Volkes sich spiegeln sehen. Die erste fragmentarische Ausgabe von 1846 hat der Dichter in der Zeit des letzten großen Krieges in dies Gesammtbild umgeschmolzen. Wenn das deutsche Volk es ganz in seine Seele aufgenommen hat, dann wird seine Begeisterung für den Schutz des Rheins zu unauslöschlicher Glut entflammen. Mit Erstaunen sehen wir aber, daß das Lied noch immer bei der Ausgabe von 1871 verblieben ist. Deshalb haben wir die in ihm entrollten Bilder in flüchtiger Skizze dem Leser vorgeführt, um auf dies eigenartige Werk, dieses Kleinod unserer Dichtung, die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Kein Dichtwerk, aber doch ein Gemälde, das von demselben Gedanken beseelt ist, ist „Le Rhin“ von Victor Hugo! Ja es ist unerhört: ein französischer Dichter, und zwar ersten Ranges, hat es gewagt, seinem Volke ein Buch vom Rhein als einem französischen Fluß zu widmen; er beansprucht zwar nur das linke Ufer, wie noch jetzt alltäglich die Pariser Zeitungen von den Leuten „de l'autre rive du Rhin“ sprechen, anstatt „de l'autre côté des Vosges“, aber sein Buch trägt darum doch kurzweg hochfahrend den Titel: „Le Rhin!“ Und es ist mehrmals aufgelegt worden, während Wolfgang Müllers prachtvolles Epos noch immer bei der Ausgabe von 1871 stehen geblieben ist. Wir hoffen es endlich auf

allen Dampfbooten des Rheins zu sehen; die gerügten geschichtlichen Lücken wird der Dichter freilich nicht mehr ausfüllen, denn er ist im Jahre 1873 verstorben, ein großer Verlust für die deutsche Litteratur.

Wir haben in dieser Skizze über Wolfgang Müller uns auf zwei seiner Werke beschränkt; in dem ersten haben wir mit dem Lyriker den Menschen kennen lernen, in dem zweiten hat uns der Epiker das Bild vom Rheinstrom und der Geschichte Deutschlands entrollt. Die vier übrigen Bücher, das Sagenbuch ausgenommen, erst nach dem großen Kriege veröffentlicht, ergänzen das Epos: „Lorelei", sinnigerweise dem Dichtergreis Uhland gewidmet, behandelt die rheinischen Sagen, „Im Rittersaal" die Geschichten. Unter den letztern nimmt einen hervorragenden Rang der niederrheinische Kriegsmann Johann von Werth aus dem Dreißigjährigen Kriege ein. „Ich habe versucht", sagt der Dichter, „einen Mann zu schildern, der in den trübsten Zeiten, welche mit Blut, Brand, Zerstörung und Vernichtung über die Gaue des Vaterlandes hingezogen sind, ein treuer, braver Streiter für Deutschlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntniß gerecht, fest und sicher seinem nationalen Ziele zusteuerte, und der endlich, als er die höchsten Güter, für die er sein Leben lang gestritten und gekämpft hatte, in dem zerrissenen und zerspaltenen Vaterlande verloren sah, an gebrochenem Herzen starb, aber noch im Sterben seine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ." Wir haben indeß dem epischen Gesang von J. von Werth unsre Sympathie nicht zuwenden können; er verstimmt das protestantische Gewissen und stimmt nicht ganz mit der wirklichen Geschichte. Das „Rheinische Märchenbuch" hat zum zweiten Titel: „Prinz Minnewin. Märchenbuch für meine Kinder", und behandelt eigentlich ein spanisches Märchen, das der Dichter an den Rhein verpflanzt hat. Der sechste Band endlich „Rheinische Idyllen", „Die Maikönigin" und den „Rattenfänger von Sanct-Goar" enthaltend, schildert,

wie die Widmungen an Karl Simrock und Berthold Auerbach andeuten, Land, Leute und Volksthum. Aus der Widmung, die dem Verfasser der „Dorfgeschichten“ gilt, heben wir als Schluß der Skizze über die Dichter des Rheinlandes folgende Verse hervor:

Es gilt, dem Krieger mit dem Schwert,
Dem Bauer, der pflügt in unsern Marken,
Dem Weisen, der die Jugend lehrt,
Das Volksbewußtsein zu erstarken.
Das thut sich, wenn getreu und gut
Die Dichter gehn auf deutschen Bahnen,
Wenn wir die Einheit bau'n im Geist ...
Die deutsche Kunst! Voll Majestät
Erstehe sie im Land der Eichen,
Mitbauend am ein'gen Vaterland!

5. Die Wacht am Rhein.

1840! Wir kehren noch einmal zurück zu jenem Jahre, wo die begeisterten Dichter des Rheinlandes zu Bonn vereint „das deutsche Eden“ feierten und Nikolaus Becker zu Köln sein Rheinlied den eroberungssüchtigen Franzosen entgegenschmetterte. In demselben Jahre fand jener Thronwechsel in Berlin statt, der ganz Deutschland in fieberhafte Aufregung versetzte. Der Drohung von außen entsprach die Gährung im Innern; Robert Prutz gab ihr Ausdruck in einem Gedicht, auch „Der Rhein“ betitelt, das im Winter des Jahres 1840 im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ erschien, und wir entsinnen uns noch, wie mächtig es die jungen Gemüther ergriff, als wir es als Burschenschafter im studentischen Kreise vortrugen:

Der Rhein.

Von

Robert Prutz.

Der deutsche Rhein! Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort, und dort den Kölner Dom!

Der freie Rhein! Gedächtniß unsrer Siege,
  Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die im heil'gen Kriege
  Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! — —

Ich sah ihn auch: es war ein böses Zeichen,
  Novemberwolken hingen drüber hin;
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen,
  Die goldne Flut, wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
  Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
  Sie von des Meeres keuschem Busen warf!

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
  Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn!
Ließ weit hinaus mein staunend Auge schweifen,
  Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien.
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
  Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit;
Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht wagen,
  Das freie Wort, Ihr wißt es, ist gefeit! —

Wer hat nun Recht, zu sagen und zu singen
  Vom deutschen Rhein, vom freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
  Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
  Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja die Augen niedersenken
  Mit bittern Thränen, voller Zorn und Scham.

Es gilt nicht Dir, der Du zuerst gesungen
  Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen —
  Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist Dir das Lied gequollen
  Und nicht im Käficht hast Du es bewahrt:
Frei fliegt es hin wohin die Winde wollen —
  Du thatest Recht! und das ist Sängerart.

Euch ruf' ich an, ihr Fürsten und Vasallen,
  In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, Euch allen,
  So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt.

Mit Euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst Ihr selber deutsch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl Ihr würdet bald erfahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn.
Nicht jene Burgen würden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir, würden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

'S giebt einen andern, kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer bröckelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der siegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer ist's, das unauslöschlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt:
Drum frisch gewagt und Euch mit ihm verbündet —
Es ist der deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, Ihr Herrn auf Euren Thronen,
So wird das Andre sich von selbst befrein.
Wagt's und vertraut! In allen Euren Kronen,
Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif — ich wag's und sag' es laut:
Auf Eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut! —

Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth gesittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein off'nes Auge! So geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.

Denn dann gelang's, ihn ewig fest zu flechten:
  Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
  Denn, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein.

So sang der politische Dichter; von der Freiheit im Innern macht er den Sieg über den Fremden abhängig. Man weiß, wie diese innere Gährung in immer heftigere Wallung kam, während der drohende Sturm von außen sich wieder legte.

Um dieselbe Zeit aber war, damals wenig beachtet, ein anderes Lied erschienen, das kurz nach den Rheinliedern Beckers und Herweghs componirt wurde (1842), ohne im Augenblick viel Lärm zu machen, und doch später auf lange Zeit all jene schönen Gesänge zu Bonn sowie die beiden schmetternden Kriegslieder übertäuben sollte: „Die Wacht am Rhein." Wie Nikolaus Becker, war auch der Verfasser dieses Liedes ein sonst ganz unbekannter Mann, aber wie Becker ist auch er durch dies Eine Lied unsterblich geworden: Max Schneckenburger ist sein Name.

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
  Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und Aller Augen blitzen hell;
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark.
  Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust!
  Lieb Vaterland magst ruhig sein;
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Auf unsere Anfrage hat uns Schneckenburgers Landsmann Vosseler, württembergischer Landtagsabgeordneter und Schultheiß von Thalheim, am 24. Sept. 1877 bereitwillig die biographischen Mittheilungen gemacht, die wir im Folgenden wiedergeben. Schneckenburger wurde am 17. Februar 1819 in Thalheim (Oberamt Tuttlingen in Württemberg) geboren, er war also wie Herwegh ein Schwabe. Seine Aeltern waren weiland Tobias Schneckenburger, Kaufmann, und dessen Ehefrau Margarethe geborene Haug; seine Schulbildung erhielt er zuerst in der Volksschule zu Thalheim, später besuchte er die Lateinische Schule in Tuttlingen und trat dann in die Lateinische Schule in Herrenberg ein, wo er bis zu seiner Confirmation verblieb. Nach derselben trat er in einem kaufmännischen Geschäft in Bern in die Lehre und hielt sich längere Zeit dort auf; später kam er nach Burgdorf und wurde dort Geschäftsführer bei dem Hause Johann Georg Schnell; am 30. Oct. 1842 hat er sich mit seiner noch in Thalheim lebenden Wittwe Luise geborene Weikersreuter verheirathet und trat sodann als Theilhaber bei ebengenannter Firma in Burgdorf ein. In seiner Ehe wurden ihm drei Kinder geboren, von denen zur Zeit nur noch ein Sohn lebt, welcher in Thalheim ein kaufmännisches Geschäft betreibt.

Der edle Dichter sollte den Triumph seines patriotischen Liedes nicht erleben; er starb vor dem großen

Nationalkriege um den deutschen Rhein, zu dessen Wiedergewinnung sein Lied so mächtig beigetragen hat, in Burgdorf am 3. Mai 1849 und wurde dort beerdigt. Ein Denkmal wurde ihm bis jetzt noch nicht gesetzt, seine dasigen Freunde ließen ihm ein einfaches eisernes Kreuz auf sein Grab setzen.

Glücklicher als der Dichter war der Componist des Liedes, Karl Wilhelm, Director des krefelder Gesangvereins, durch dessen 1854 entstandene Singweise allerdings „Die Wacht am Rhein“ erst ihren politischen Erfolg erreichte; er hörte das deutsche Heer den Gesang des Liedes anstimmen, als es hinauszog zum heiligen Kampfe; von den Schlachtfeldern herüber aus Frankreich vernahm er den Siegesjubel, und stolz und freudig konnte er sich nach dem Kriege in die deutsche Erde betten, der er die Perle des Oberrheins, Straßburg, hatte zurückerobern helfen. Geboren am 5. Sept. 1815 zu Schmalkalden, starb er in seiner Vaterstadt am 26. Aug. 1873; am 2. Sept. 1876 wurde daselbst auf dem Altmarkte sein Denkmal enthüllt.

Am 22. December 1881 starb zu Bern ein anderer um dies Lied verdienter Mann, der Prof. Dr. Mendel, Musikdirector und Domorganist. Mit Max Schneckenburger befreundet, lieferte er 1840 zu dessen Gedicht „Die Wacht am Rhein“ die erste Singweise, die freilich längst in Vergessenheit gerathen war, als Karl Wilhelms schwungvolle Melodie alle deutschen Herzen ergriff. Uebrigens rührt die Einrichtung des Textes, wie er jetzt gesungen wird, ganz von Mendel her; Wilhelm hat sie einfach übernommen. Schneckenburgers Gedicht bestand nämlich ursprünglich aus sechs vierzeiligen Strophen, deren letzte mit dem „Lieb Vaterland“ ꝛc. abschloß. Mendel erhob diesen Schluß des Ganzen zum Refrain, der bei jeder Strophe wiederkehrte, und ergänzte mit des Dichters Genehmigung die sechste Strophe mit den zwei Zeilen: „Zum Rhein, zum Rhein ꝛc.“ So wurde das Lied nach Mendels Singweise im Herbst 1840

in Bern zum ersten Male vor einer vom preußischen Gesandten Herrn v. Bunsen geladenen Gesellschaft im Chor gesungen; als es aber gedruckt in die Oeffentlichkeit trat, ward es nicht sonderlich beachtet, weil Beckers „Rheinlied" inzwischen ganz Deutschland elektrisirt hatte.

Von jenem ahnungsreichen, weissagungsvollen Jahre 1840 an sollten indeß noch manche, noch gar trübe Jahre vergehen, ehe das deutsche Volk in den Siegeskranz aus Eichenlaub auch das Rheinweinlaub flechten durfte. Die Volkserhebung von 1848 ließ die Rheinfrage unberührt; war doch der Anstoß von Frankreich ausgegangen, mit dem man daher, wie früher 1830, sympathisirte. Trotz des Versuches des deutschen Parlaments zu Frankfurt, das Deutsche Reich neu zu gründen und das Vaterland zu einigen, legte das Volk doch mehr Gewicht auf den Kampf um die Freiheit. Die demokratische Bewegung jenes Jahres führte auch den Verfasser dieser Skizze an den Rhein; ich muß gestehen, zum ersten mal erschloß sich hier die ganze Herrlichkeit des Vaterlandes. Und als ich dann, das Jahr darauf, verbannt nach Frankreich hineinwanderte, blieb ich oben auf dem Kamme der Vogesen eine Zeit lang stehen und überblickte noch einmal das Rheinthal, in dessen Mitte Straßburg lag. Dieses Bild von Liebreiz und Pracht trug ich, wie einen Nibelungenhort in meine Brust versenkt, mit hinein in das Land des Exils, in das liebliche Gelände des Loirestromes. Wie ein Garten lachte letzteres mir entgegen und Frieden und Glück pflückte ich in jenen damals noch gastlichen Gefilden. Aber das Vaterland, den deutschen Rhein konnte ich nicht vergessen, und so schrieb ich im Jahre 1852 bei Nantes an den Ufern des nationalsten Stromes Frankreichs zur Verherrlichung des nationalsten deutschen Stromes dieses Rheinweinlied:

Wem soll nun unser Lied ertönen
Beim Wein vom grünen deutschen Rhein?
Mit Rheinweinlaube woll'n wir krönen,
Dem wir uns treu zu eigen weihn.

Die Wangen glühn, die Augen glänzen
Und unsre Herzen stehn in Brand,
Die Freiheit ist es, die wir kränzen,
Die Freiheit und das Vaterland.

Von freien Schweizeralpen nieder,
Von blauen Himmels lichtem Saum
Stürzt, jubelnd wie der Lerche Lieder,
Der Rhein herab in Sturm und Schaum
Mit Freiheit tränkt er seine Reben,
Sie wiegte ihn in Alpenkluft,
Sie waltet fort in Geisteswehen
Auf seinem Wein wie Blumenduft.

Dann zwischen Schwarzwald und Vogesen,
Wie lacht so mild sein grüner Schein!
Da hat er Straßburg sich erlesen,
Gleichwie der Ring den Edelstein.
Und weiter durch die grünen Auen
Und immer stolzer rinnt sein Strom
Und Städt' und Burgen grüßend schauen
In seine Flut und mancher Dom.

Da rauscht er auf von Heldensagen,
Als ob der Nibelungen Gold
Noch immer wie in alten Tagen
Auf seinem Grunde schimmernd rollt';
Und wie einst auf des Reiches Fahne
Der Adler flog im Sonnenglanz,
Daß er den Weg der Zukunft bahne,
Winkt uns der Ruhm des Vaterlands.

O Himmelsglut, o Glut des Weines,
Die plötzlich uns im Herzen kreist,
Es spricht durch sie der Gott des Rheines
In flammendem Prophetengeist:
Vorüber ist die Zeit der Blöße,
Neu wallen wird in Herrlichkeit,
In majestätisch stolzer Größe
Ums deutsche Volk das Purpurkleid.

Doch winkt auf grüner Becher Grunde
Uns lächelnd zu die Lorelei,
Dann denken wir mit Herz und Munde
Auch unsers Herzens süßer Fei.

Als ob im Traum er mit ihr kose,
Leert unser Mund den goldnen Wein
Und schlürft in seines Duftes Rose
Den Himmel ihres Kusses ein.

O heil'ger Strom, du Quell des Trankes,
Der uns beseelt so wunderbar,
In allem Feuer heißen Dankes
Sei du gesegnet immerdar!
Laßt uns in unsrer Herzen Brande,
Laßt uns ein volles Glas ihm weihn:
Der Freiheit und dem Vaterlande,
Der Freiheit und dem deutschen Rhein!

In diesem Liede habe ich alles zu vereinen gesucht, was, nach obiger Schilderung, den Zauber dieses Stromes für uns bildet: die Germanenmythe vom Rheingold, den landschaftlichen Reiz, die geschichtliche Größe unsers Volkes im Mittelalter; die Schweiz durfte nicht vergessen werden, denn ein Schweizer, Bodmer in Zürich, erschloß uns zuerst wieder die Schönheit des Nibelungenliedes. Der Ruf des Jahres 1848 nach Freiheit durchweht natürlich das Ganze, und aus der Tiefe des Herzens steigt, trotz Exil und Reaction, der unbesiegbare Glaube an Deutschlands Auferstehung empor. Und als die Zeit erfüllet war, da bot uns Frankreich, unbewußt dessen was es that, die Hand, den versunkenen Nibelungenhort des Deutschen Reiches wieder aus den Fluten des Rheins zu heben. Ja, wie sein Oheim dem Geiste gleich, der stets das Böse will und doch das Gute schafft, erklärte uns Napoleon III., freilich von seiner Frau gestachelt und gezwungen, den Krieg, um uns, die Sieger, in den Besitz des ganzen Rheins zu setzen; und als ich mich am 24. Oct. 1870, aus Frankreich vertrieben, in Saint-Malo zur Heimkehr einschiffte, da hing das flammende Nordlicht den im Liede von mir verkündeten Purpurmantel um die auferstandene Germania, begrüßt von dem Siegesgesange des nun letzten Rheinliedes: „Der Wacht am Rhein."

Das Werk ist vollendet, größer, herrlicher als wir

es uns träumen konnten. Nicht nur ist das ganze Rheinthal nun wieder deutsch, auch das am Nebenflusse des Rheins, an der Mosel gelegene vorgerückte Bollwerk des alten Deutschen Reiches, Metz, ist wiedergewonnen, dasselbe Metz, mit dessen Bestürmung durch Karl VII. wir die französischen Rheingelüste ausbrechen sahen. Die beiden Nachbarvölker sind nun wieder in ihre alten, wirklich natürlichen und geschichtlichen Grenzen eingekehrt. Noch schmollen zwar unsere wiedergewonnenen Brüder in Elsaß und Lothringen, vergessend, wie lange und wie tapfer sich ihre Vorfahren gegen den französischen Eroberer gewehrt hatten, ja daß sie im Grunde auch gegen diesen geschmollt haben, bis erst im vorigen Jahrhundert die Freiheitspredigt der Revolution und dann die Kriegsgloire sie für Frankreich begeisterte; aber bald werden sie einsehen, daß sie bei uns an wahrer Freiheit und an wahrem Ruhme nichts einbüßen, und die beste Vorhut gegen etwaige, hoffentlich einst verlöschende Rheingelüste bilden. Noch grollen auch unsere westlichen Nachbarn jenseit der Vogesen und verlangen die alte „Grenze Galliens" zurück, nicht bedenkend, daß mit dem Beginn unserer Geschichte auch schon germanische Stämme auf dem linken Rheinufer saßen. Aber auch sie werden einsehen, daß die Lostrennung von Elsaß und Deutsch-Lothringen nur zu ihrem wahren Heile ist; beide Länder waren doch ein fremdes Element in ihrer Mitte, und statt ihre Kräfte in aufreibenden, für die wahre Gesittung unfruchtbaren Eroberungskämpfen zu vergeuden, werden sie dieselben zur Gründung wahrer Freiheit und Bildung im Innern gebrauchen. Das französische Volk hat herrliche Fähigkeiten und glänzende Eigenschaften, die schon Großes geleistet haben und, wenn sie vor Mißbrauch bewahrt bleiben, noch Größeres vollbringen werden; ja es ist in seiner heimischen Häuslichkeit ein liebenswürdiges gesittetes Volk, an dessen Herd der Fremde gern niedersitzt. Nur wenn es vom Taumel der Eroberungssucht gefaßt wird, da verliert es sein moralisches Gleichgewicht, und,

wird es gar von dem blödsinnigen Hasse gegen Preußen ergriffen, so verliert es auch noch den Verstand. „Oui“, rufen sie, „la France est souillée par l'invasion“, „die Invasion hat unser Vaterland besudelt“. Als ob ihre Invasion in fremde Länder denselben zur Ehre gereichen solle! Abgesehen davon, daß die Deutschen nur darum in Frankreich eingedrungen sind, weil Frankreich sie herausgefordert hatte. Das freilich wollen sie nicht einsehen. Nun, die Einsicht wird ihnen zuletzt auch kommen, wenn auch spät; bis dahin aber wollen wir wie jener Schulknabe am Rhein ruhig unser Tischgebet sprechen und sagen:

Lieber Gott, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Bischof Dupanloup von Orleans.

Biographische Skizze.

I.

Wenn „berühmt sein“ soviel heißt wie „jeden Tag von sich reden machen“, so ist der Bischof Dupanloup von Orleans sicher ein berühmter Mann. Nur gehört zu dieser Art von Berühmtheit ein unruhiges, bald nervöses, bald abenteuerliches Naturell, das des Einen festen Zieles und somit der wahren Größe entbehrt. Niemand hat seinerzeit mehr von sich reden machen, niemand mehr alle Geister in Athem gehalten als der Cardinal Alberoni, und wer ist rascher in Vergessenheit gerathen als dieser geistlich-politische Wirrkopf? Ein solcher Wirrkopf im kleinen, der fortwährend bald diesen, bald jenen angriff, heute vom besten Eifer für eine gute Sache beseelt schien, sie aber bald wieder princip- und consequenzlos verpfuschte und dann in verfängliche dunkle Abwege sich verirrte, sein Leben lang sich und andere außer Athem gehetzt hat, um endlich doch nur „Viel Lärm um Nichts“ gespielt und alles verfehlt zu haben, ein solcher Wirrkopf (brouillon) war auch der Bischof Dupanloup.

Seine Lobredner verstiegen sich seiner Zeit zu der Aeußerung, es habe sich in ihm die Milde Fénelons mit der Kraft Bossuets vereinigt; er sei ein Schwan, der sich zu-

weilen in einen Adler umwandle (Fénelon wurde der Schwan von Cambrai, Bossuet der Adler von Meaux genannt). Diese Lobredner „vereinigten" viel zu wenig in ihm. Bischof Dupanloup war ein Sanguiniker, eine bunt schillernde Natur, die aus allerlei Anlagen und Liebhabereien zusammengesetzt war, eine schöngeistiger Priester oder ein religiös angehauchter Schöngeist; er sprang auf alle Fragen über, wie Münchhausen in der Luft von einer Bombe auf die andere; bald politisirte er, bald tändelte er in süßen, fast süßlichen Worten mit den Frauen, erging sich in den holden Blumenspielen der Poesie und Rhetorik, um dann plötzlich wieder den Ton des Propheten und Predigers anzuschlagen, aus dem er wieder in den des politischen Agitators verfiel; fast eine Natur wie Heinrich Heine, der auch den Politiker, Philosophen und Propheten zugleich spielte und im Grunde doch nur ein politisirender Belletrist war. Wie dieser wurde auch der Bischof Dupanloup von den Zeitgenossen überschätzt, die sich von seinem schillernden Wesen blenden ließen. Sobald die Persönlichkeit einem aus den Augen gerückt ist, wird sie auch mit kühler Unparteilichkeit beurtheilt; nur die Gaukelei der Schmetterlingsflügel verhindert uns, in dem Schmetterling die Raupe zu sehen.

Um einen Menschen richtig zu erklären und zu beurtheilen, muß man die Umgebung kennen, in welcher er sich entwickelt hat. Dupanloup wurde am 3. Jan. 1802 in dem Dorfe Saint-Félix bei Chambéry in Savoyen geboren, dem damaligen Departement Montblanc (da Savoyen 1815 wieder mit Piemont vereinigt ward, hat er sich 1838 in Frankreich naturalisiren lassen müssen); er war ein Kind seines Landes und seiner Zeit, seine Stilistik und Beredsamkeit im Grunde doch nur ein bloßes Abbild des schwärmerischen Stiles J. J. Rousseaus, das sich zuweilen die rhetorische Schminke des katholischen Romantikers Chateaubriand auflegte. Sollte er nicht in seiner Kindheit einige Blätter aus den Werken des Bürgers von Genf, des Apostels Robespierres,

gelesen haben, der ja in den Charmettes bei Chambéry so süße Tage verlebt hat? Wenigstens wirkte dieselbe Naturschönheit auf die schwärmerische Einbildungskraft des Kindes ein, wie einst auf den jungen Rousseau. Auch die blumige Sprache seines Landsmannes François de Sales (gest. 1612), der den Pfad zur Tugend mit Rosen bestreute und die Frömmigkeit wie eine Ergänzung des vornehmen Welttones, namentlich für die Frauen, behandelte, mag seine Phantasie durchduftet haben. Aber zu bemerken ist auch, daß seine Geburt in das Jahr fällt, in welchem Chateaubriands „Génie du christianisme" erschien. Nur mit seinem andern Landsmann, Joseph de Maistre, hatten wir ihn nicht in Parallele stellen wollen, wie es manche Lobredner gethan; er schien uns zu viel Urbanität zu besitzen, um mit diesem „Jakobiner des Ultramontanismus", der den Henker als den Retter der Kirche verherrlichte, verglichen zu werden. Aber damals war seinen Verschwörungskünsten Jules Simon noch nicht zum Opfer gefallen, seitdem freilich konnte man diesen „Lobrednern" eigener Art wohl recht geben.

Dupanloup verließ früh seine Heimat, wo ihm sein Oheim, ein Landgeistlicher, den ersten Unterricht ertheilt hatte. Im Anfang des Jahres 1810 wurde er in eine Privatschule zu Paris geschickt. Unter der Republik geboren, sah er hier den feierlichen Einzug der Kaiserin Marie Louise und im folgenden Jahre die Taufe des Königs von Rom; er sollte noch viele Regierungswechsel erleben. Wir heben dies mit Absicht hervor, um den Standpunkt begreiflich zu machen, den der französische Klerus dem Staate gegenüber einnimmt. An und für sich schon ist der echte römisch-katholische Priester jeder Staatsform gegenüber gleichgültig. Die Verbindung von Thron und Altar ist vielmehr legitimistisch, d. h. mehr politisch als priesterlich; für den römischen Priester ist die Kirche die einzige allumfassende Monarchie, der Papst der einzige Souverän. Wenn man nun aber gar

eine Nation ihre Dynastien und Regierungsformen in seinem kurzen Leben neun- oder zehnmal wechseln sieht wie eine Modedame ihre Toilette, wie soll da ein Priester noch politische Grundsätze behalten? In seinem innersten Seelenleben ist und bleibt er doch nur ein Unterthan des Papstes, mag nun die Kirche eine constitutionelle oder, wie seit dem Concil von 1870, eine absolute Monarchie sein.

Im Jahre 1815 trat der junge Dupanloup in das Kleine Seminar Saint-Nikolas du Chardonnet ein. (Man nennt Seminar die Bildungsstätten der katholischen Geistlichen; ein „Kleines Seminar“ ist ein von Geistlichen geleitetes Gymnasium, das aber nicht blos solche Schüler aufnimmt, die sich dem geistlichen Stande widmen). Die Freunde wußten mancherlei Anekdoten von seinen glänzenden Schulerfolgen zu erzählen, er machte namentlich gute lateinische Verse. Interessant ist für uns nur, daß er sich sehr widerspenstig gegen die Geometrie und das Griechische zeigte. Wir begreifen das erstere; es erklärt uns den unruhigen Kopf, der keine rechte Folge einhalten will und von dem einen auf das andere springt; aber das zweite fällt auf, wenn man daran denkt, wie er später von seinen Schülern in Orleans Aeschylus und Sophokles im griechischen Texte aufführen ließ

Die erste Jugend ließ indessen nicht den Geistlichen und künftigen Kirchenkämpfer errathen; er brachte die Ferien bei dem in den Priesterstand getretenen Fürsten von Rohan, spätern Erzbischof von Besançon, zu, und dort scheint seine poetische Einbildungskraft noch weltlich berührt worden zu sein. Erst nach und nach kam in dem Seminar Saint-Sulpice zu Paris, wo er, wie später auch Renan, zum Priester gebildet ward, (er trat 1820 ein) „die Gnade“ über ihn; hier lernte er die hervorragenden Geister kennen, durch welche die französische Kirche nach der Revolution ihre Wiedergeburt feierte, unter andern de Quélen und Frayssinous. Im Jahre

1825 wurde er vom pariser Erzbischof de Quélen zum Priester geweiht und zum Pfarrvicar an der Magdalenenkirche, dem „alten Ruhmestempel“ Napoleons, ernannt. Von seiner ersten Anstellung datirt auch sofort sein Ruf als Redner, den er sich hier als Katechet gründete. Die Kapelle, in welcher er lehrte, ward bald zu eng; ganze Familien, vornehme Ausländer, in der Verbannung lebende Aristokraten, mehrere Prinzessinnen hörten zu, und dem jungen Vicar öffneten sich nicht nur die Salons des hochadeligen Faubourg Saint-Germain, sondern er wurde auch zum Beichtvater des achtjährigen Herzogs von Bordeaux, spätern Grafen von Chambord, ernannt, kurz darauf (1828) noch Katechet der Prinzen von Orleans, ja im Beginn des Jahres 1830 Almosenier der Dauphine von Frankreich, Herzogin von Angoulême, jener unglücklichen Tochter Ludwig's XVI., die mit ihren Aeltern 1792 in den Tempel eingesperrt worden war. So war er mit der ganzen alten Königsfamilie innig verbunden, und — wenige Monate darauf war der Thron der Bourbonen für immer umgestoßen, nur den Felsen Sanct-Peter sah der Priester unerschüttert. Man muß sich alle diese Eindrücke vergegenwärtigen, um sich in die Seele eines katholischen Bischofs zu versetzen.

Unter allen Regierungen hatte indessen die der Bourbonen die meisten Sympathien bei Dupanloup gefunden; es war ja die, welche den „Bund von Thron und Altar“ erfunden hatte, und noch 1853 beklagte er schmerzlich in einem Erlaß über die Freiheit der Kirche „jene frommen Fürsten, welche uns liebten und welche wir liebten“. Zu beachten ist auch, daß jener Bischof Frayssinous 1822 als Director des öffentlichen Unterrichts die Jesuiten in alle Schulen zurückgerufen hatte, und daß der Erzbischof de Quélen sich 1826 als Helfershelfer der berüchtigten „Congregation“ durch seinen Fanatismus hervorthat. Und doch hat der Bischof Dupanloup beide später „edle und heilige Männer“ genannt, in denen er die frühere Größe des französischen Klerus wiedererstehen sah.

Zwistigkeiten halber wurde er 1835 von der Magdalenenkirche als erster Vicar an die Kirche Saint-Roch versetzt, die Pfarrkirche Ludwig Philipps, wo er zwei Jahre hintereinander die Fastenpredigten hielt; die überfromme Königin Marie Amélie war eine der eifrigsten Zuhörerinnen des jungen Kanzelredners. Sein Predigerruf erhielt die höchste Ehre und Weihe, als der Erzbischof de Quélen 1834 für die Fastenzeit die geistlichen Vorträge (conférences) von Notre-Dame gründete, die seitdem durch Redner wie Lacordaire, Ravignan, Felix und Hyacinth so berühmt geworden sind. „Den Verführungen und dem Unglauben von Paris“ gegenüber sollte hier ein Anker für die Grundwahrheiten der Religion gelegt werden, und der junge Dupanloup wurde berufen, die ersten Vorträge zu halten. Er begann sie am 16. Febr. 1834. In demselben Jahre wurde ihm die Leitung des kleinen Seminars von Saint-Sulpice angetragen, er schlug die Würde aus und begnügte sich mit dem Posten des Studienpräfects. Der Erfolg, den er hatte, erwarb ihm eine andere Ehre; er wurde zur Bekehrung des Fürsten Talleyrand ausersehen. „Ich bin des trockenen Tones nun satt“, möchte man mit Mephisto ausrufen, wenn man von der Bekehrung des alten Fuchses sprechen hört, der von einer Regierung zur andern übersprang und seine Ueberzeugungen so oft wechselte wie andere ihre Kleider. Ihm war alles Modesache. Wie machte er sich kurz vorher noch über die Bekehrungsversuche lustig! Er wußte, daß sein Oheim, der Cardinal von Périgord, Erzbischof von Paris, seinen Nachfolger im Amt, Herrn de Quélen inständig gebeten hatte, alles aufzubieten, um ihn, den Fürsten von Benevent und ehemaligen Bischof von Autun, zum Abschwören seiner „Irrthümer“ zu bestimmen. „Ich weiß“, sagte er verschmitzt lächelnd, „der Erzbischof möchte gern meine Seele fangen, um sie dem Cardinal zum Geschenk zu machen.“ Endlich, am 17. Mai 1838, ergab er sich und unterzeichnete im Beisein des Abbé Dupanloup und

mehrerer hochgestellter Männer (von Barante, Royer-Collard u. s. w.) sechs Uhr morgens einen an den Papst gerichteten Widerruf. Der Sterbende warf die ganze Schuld seines Abfalls von der Kirche auf „die Revolution"; wohlfeile Entschuldigung, wo so viele Priester ihre Ueberzeugung mit dem Leben bezahlt hatten. Man nahm sie aber an, um ausposaunen zu können: „Talleyrand hat sich bekehrt." Ist es doch in Frankreich zum Sprichwort geworden, wenn einmal der Wein nicht geräth oder Ueberschwemmungen eintreten, zu sagen: „C'est la faute de Voltaire!"

Unterdessen war der Abbé Dupanloup in eine neue Epoche seines Lebens getreten, 1837 hatte er endlich die Stelle eines Directors (supérieur) des Kleinen Seminars angenommen, in welchem er selbst seine Studien gemacht hatte; er vertauschte die Predigt mit der Erziehung, ohne der erstern darum ganz zu entsagen. Auch auf diesem Felde ist er von seinen Anhängern mit Lob überschüttet worden; wir müssen das Lob bedeutend einschränken, wenn sich gleich unter den Panegyrikern der ehemalige Minister de Salvandy befindet, der freilich — es war bei der Aufnahme in die Akademie — officiell berufen war, ihm Weihrauch zu streuen. Nicht daß dem Abbé Dupanloup die Begabung gefehlt hätte; im Gegentheil. Er hegte auch in der That ein warmes Gefühl für die Jugend, wie hätten sonst seine Anstalten so gedeihen können! Aber was die Katholiken natürlich an ihm rühmten, das nennen wir den Hemmschuh der wahren Erziehung: er stellte seine pädagogische Begabung immer, wenn auch nicht augenfällig, in den Dienst der katholischen Kirche. Als wir sein Buch „L'Enfant" angekündigt fanden, mußten wir uns sofort fragen: wie kann ein Mann, dem sein Gelübde die Ehelosigkeit auferlegt, der nicht selbst Vater ist, als Erzieher über das Kind schreiben? In Deutschland finden wir nichts natürlicher, als daß ein Dorfpfarrer fremde Kinder als Zöglinge in sein Haus aufnimmt, denn er ist zugleich Familienvater;

ein alter Junggesell als protestantischer Geistlicher erscheint uns als ein Unding. Wenn sich aber ein katholischer Priester mit Erziehung befaßt, so muß sein Werk immer etwas Verschrobenes haben; denn so gute Absichten ihn beseelen mögen, er geht doch von einem falschen Princip aus. Nur so läßt sich die Frage erklären, die mir in Orleans ein junger Beamter stellte, der in dem Kleinen Seminar des Bischofs erzogen worden war: „Nicht wahr, wenn ein Priester sich gegen das sechste Gebot vergeht, so muß man ihn mit mehr Nachsicht entschuldigen als andere, da er sich nicht verheirathen darf?" Bei aller Unsittlichkeit dieser Sophistik meinte es der junge Mann wirklich gut. Unglücklicher! wenn du in deiner Schwester oder wol gar — in deiner Mutter geprüft worden wärest!

Trotz einzelner guter Gedanken mangelt denn auch dem Werke Dupanloups „Ueber die Erziehung", das in den kirchlichen Kreisen ungemein gerühmt wird, die wahre pädagogische Erleuchtung; er hat unter anderm das Schädliche der Prämienvertheilung, womit in Frankreich so viel Mißbrauch getrieben wird, wohl gefühlt, aber sie nicht abgeschafft. Man begnügt sich nämlich in Frankreich am Schluß des Schuljahres nicht mit der Prüfung der Schüler und der Ertheilung der Censuren, sondern man überschüttet diejenigen Schüler, welche den meisten Erfolg haben, mit Lorberkränzen und Prämienbüchern, weshalb auch dieser Actus „la distribution des prix" genannt wird. Der Franzose liebt nun einmal etwas öffentliches Gepränge. Wie unpädagogisch dies ist, haben wir hier nicht zu entwickeln; übrigens haben die Franzosen selbst statistisch festgestellt; daß die Bestprämiirten, die großen premiers prix, in der Regel als dunkle Ehrenmänner gestorben sind. Die Prämien beweisen also etwas ganz anderes. In Privatinstituten aber arten sie zum Schwindel aus; die Directoren nämlich, deren Geldbeutel möglichste Füllung der Schule verlangt, suchen den Eltern durch Bekränzung ihrer Lieblinge zu schmeicheln, sodaß selten ein

Kind ohne eine Prämie in irgend einem Fache entlassen wird. Einmal hatte ein Knabe auch gar nichts geleistet, der Director wollte die Mutter doch nicht kränken und sie ihren Kleinen ohne Kranz heimführen lassen; da hatte er einen glücklichen Einfall und ertheilte dem kleinen Dummrian le prix de santé, die Prämie für die schönsten rothen Backen in der Schule. Die Anekdote beweist, wie die Franzosen sich selbst über den Schwindel in der Schule lustig machen, aber er gefällt ihnen einmal, und selbst der Bischof Dupanloup hat trotz seiner Einsicht nicht den pädagogischen Muth gehabt, mit dem Vorurtheil zu brechen.

In diese Zeit fiel sein erster Kampf gegen den Staatsunterricht, die Universität, für den Unterricht durch die Kirche. Seine Schüler mochten etwas gelernt haben; bei dem rührigen Eifer, mit dem der unruhige Geist alles betrieb, was er unternahm, bei seiner, wenn auch mehr belletristischen Liebe zur antiken Literatur, ist das durchaus glaubhaft. Da forderte er die Universität zum Zweikampf heraus — denn man hatte den Erfolg des geistlichen Unterrichts öffentlich bezweifelt — und verlangte, daß man die Zöglinge irgendeines Staatsgymnasiums mit denen seines Seminars einen Wettkampf eingehen lassen solle, die seinigen würden sich jenen ebenbürtig, wenn nicht überlegen zeigen. Die Universität ging auf die thörichte Forderung nicht ein; sie wußte ja, wo die Kirche mit ihrer Unterrichtsfreiheit hinaus will.

Viel gefährlicher für den Staatsunterricht, d. h. für die moderne Gesittung war der Einfluß, den der Abbé Dupanloup als Beichtvater der Königin ausübte. Noch heute wohl zu beachten! Der Minister Villemain war damals mit der Ausarbeitung des Unterrichtsgesetzes beschäftigt; er sah schon, wie der Klerus sich anschickte, seine alte Herrschaft wiederzuerringen, und machte daher energische Vorschläge zu seiner Bekämpfung; aber der König wagte es nicht, einen Entschluß zu fassen, er stand

unter dem Pantoffel der Königin, oder vielmehr unter den Schnallenschuhen des savoyer Abbé, der nur eben erst das französische Bürgerrecht erhalten hatte, und dessen Beichtkind ihm immer in den Ohren lag, den Priestern volle Lehrfreiheit zu gestatten. Da mag es wol einem Minister im Kopfe summen, wenn er mit solch geheimem, bigotem weiblichem Widerspruch sich müde quälen muß. Armer Villemain! Aber schon fing der Orden sich zu rühren an, dem zuletzt auch der Abbé Dupanloup, seinerseits als zu liberal, unterliegen sollte, der Jesuitenorden. Wir werden beide wiederfinden.

Eine eigenthümliche halb weltmännische, halb priesterlich berechnende Neigung des Abbé brachte ein Zerwürfniß mit seinem Erzbischof Affre herbei (dem Nachfolger de Quélens, bekanntlich 1848 auf den Junibarrikaden gefallen), und veranlaßte ihn, seine Stelle als Director aufzugeben. Er hatte nämlich eine große Vorliebe zu Zöglingen aus der hohen Aristokratie, besonders des Adels; so ließ er denn in seinem Seminar, das doch hauptsächlich eine Vorbereitung auf das große, d. h. geistliche war, außer den zum Priesterstand bestimmten Kindern ärmerer Klassen auch reiche adelige Familiensöhne zu, die sich nicht dem geistlichen Stande widmeten. Dies störte den Charakter der Stiftung, der Erzbischof verlangte von seinem Untergebenen eine Aenderung, dieser aber fügte sich nicht und gab seine Entlassung.

Der Eifer und die Rednergabe des Abbé wurde nun auf einer höhern, lärmendern Bühne beschäftigt. Damals begeisterten die pariser Jugend die antijesuitischen Vorträge der Professoren Michelet und Quinet; gewissermaßen um ihnen Opposition zu machen, wurde Abbé Dupanloup 1841 zum Professor der geistlichen Beredsamkeit an der Sorbonne, der philosophischen Facultät zu Paris, ernannt, und es ließ sich bei seiner offenbaren Begabung dazu etwas Tüchtiges erwarten. Seine Vorlesungen waren auch zahlreich besucht, selbst von hochgestellten Personen, aber es mischten sich unter

die Zuhörer auch die freidenkenden Jünger Michelets. Durch einen ungeschickten Ausfall auf Voltaire wurden letztere verletzt; sie lärmten und pfiffen, die Gegner klatschten Beifall, es kam zu Faustschlägen, und einige Tage darauf kündigte der Professor „am Schwarzen Bret“ die Suspendirung seiner Vorträge „wegen Krankheit“ an. Voltaire ist und bleibt der Hohepriester der französischen Freigeistigkeit, der gesammte Klerus wird auf die Dauer nie etwas gegen ihn vermögen.

Ausgepfiffen in Paris, holte er sich Entschädigung in Rom, wohin er schon einmal mit Hrn. de Quélen gereist war. Man empfing ihn hier schon auf das entgegenkommendste, als eine Stütze des Vaticans, und zeichnete ihn auf eine ähnliche Weise aus, wie es einst bei Talleyrands Ende der Fall gewesen war, nur daß diesmal der Ungläubige schon bekehrt war. Es war nämlich einem Juden Ratisbonne die große Gnade widerfahren, daß die Mutter Gottes aus dem gemalten Kirchenfenster einer Kapelle zu ihm herniederstieg und ihn bebekehrte, wie? das ist das große Geheimniß, denn Ratisbonne hat ausdrücklich erklärt: „Sie hat nichts zu mir gesagt, aber ich habe alles verstanden.“ Das Wunder machte damals ungemeines Aufsehen, und viele alte Sünderinnen wollten nachher Gottes Lohn verdienen, indem sie durch die Erzählung desselben Ketzer und Juden zu bekehren versuchten. Wir haben eine Messalina der Art gekannt: eine gotteslästerliche Komödie! Nun also, bei der Taufe Ratisbonnes wurde dem Abbé Dupanloup die Ehre zutheil, die Taufrede zu halten; der ganze Hofstaat des Papstes Gregor XVI, die höchsten Spitzen der römischen Gesellschaft und eine Menge vornehmer Fremden wohnten der Ceremonie bei. Seit jener Zeit war bei jeder seiner zahlreichen Reisen nach Rom das Palais der fürstlichen Familie Borghese sein Absteigequartier.

Auch in Turin, wo er stets bei diesen Reisen verweilen mußte, wurde er als ein schon „berühmter“

Kirchenheld aufgenommen, und sein ehemaliger Souverän König Karl Albert hätte ihn gern gewonnen; eine äußerlich glänzende Zukunft erwartete den Abbé sicher in Italien, aber derselbe fühlte französisches kampfsüchtiges Blut in seinen Adern rollen, und er zog es vor, in das Land der blumigen Beredsamkeit und des lärmenden Kampfes heimzukehren. Aus Bescheidenheit, sagen seine Freunde, denn er war ja jetzt nichts mehr als einfacher Geistlicher mit dem Titel eines Domherrn von Notre-Dame; als ob es für streitliebende Naturen nicht einen andern Ehrgeiz gäbe als den Besitz italienischer Würden und Pfründen! Der Abbé Dupanloup fand auch bald das rechte Feld für seine Thätigkeit, er wurde Journalist. Er war auch im Grunde nichts anderes. Selbst das Lehramt, das einzige, was er mit voller Hingabe erfaßt zu haben schien, betrieb er später, als er Freiheit der Bewegung besaß, mehr dilettantenhaft; in der Polemik allein ging er auf, sie erfüllte sein ganzes Wesen, noch in seinen Hirtenbriefen führte der Journalist die Feder und die Kanzel selbst wurde für ihn zur Tribüne.

Es hatte sich damals die sogenannte „katholische Partei" gebildet, deren politisches Haupt der Graf Falloux bei Angers war, ein ränkevoller Mann mit vornehmem Auftreten. Die Hauptstreitfrage, die von dieser Partei erhoben ward, war die der Freiheit des Unterrichtes, wonach der Kirche erlaubt sein sollte, ebensowol Schulen zu errichten, wie es der Staat thue; in katholischen Ländern will das heißen: die Jugend soll von der Geistlichkeit unterrichtet werden. Für diese sogenannte Freiheit traten damals große Talente in die Schranken, der Dominicaner Lacordaire, der Abbé Lamennais und Graf Montalembert, fromme Schwärmer, die dabei wirklich liberal zu sein glaubten, von denen der zweite aber später den Schooß der Kirche verließ und der dritte in bitterer Enttäuschung starb, voll Schmerz über den Sieg der Jesuitenherrschaft in der katholischen Kirche. Zu ihnen gesellte sich der Abbé Dupanloup,

als er 1844 seine leidenschaftlich geschriebenen Broschüren: „Briefe an den Herzog von Broglie“, herausgab, denen er, um die Aufregung der verletzten öffentlichen Meinung wieder zu beruhigen, 1845 ein Aufsehen machendes Buch: „La Pacification religieuse“, folgen ließ. So durfte sich denn auch niemand wundern, daß der Abbé der schon 1845 seine verschiedenen kirchlichen Aemter niedergelegt hatte und wieder einfacher Titular-Domherr von Notre-Dame geworden war, im Jahr 1848 als Chefredacteur an die Spitze der Zeitung „L'Ami de la religion“ trat, ein Blatt, das dem wüthenden „Univers“, damals von dem Vorboxer des Ultramontanismus Louis Veuillot geleitet, die Wage halten sollte. Die Sophistereien zu widerlegen, die der geistliche Journalist mit dem Worte „Freiheit“ trieb, wird uns niemand zumuthen; in Frankreich waren eine Zeit lang selbst ehrliche und aufgeklärte Liberale davon befangen; später ist ihnen endlich ein Licht aufgegangen. Gleichzeitig trat der Journalist Dupanloup für eine andere Frage in die Schranken, die damals anfing die Welt zu beschäftigen, für die weltliche Herrschaft des Papstes. Der Papst, der ihm schon mehrere Kirchentitel verliehen hatte, die für uns Moderne in ein Museum mittelalterlicher Alterthümer gehören, schickte ihm für diese Zeitungsartikel eine goldene Medaille.

Von diesem Redactionsbureau — sonderbarer Wechsel, nicht wahr? — wurde er am 6. April 1849 auf den Bischofsstuhl von Orleans berufen. Wieder rühmen seine Lobredner seine Bescheidenheit und heben hervor, wie lange er sich gesträubt habe, die Würde anzunehmen; aber er hat sie doch angenommen. „Dupanloup“, sagen sie, „ist niemals ehrgeizig gewesen, zwei Thatsachen bestätigen dies beredt genug. Als er noch Seminardirector war, war die Kirche Notre-Dame des Victoires in Paris wüste und leer (dieselbe, worin vor einigen Jahren die deutschen Pilger nach Lourdes ihre Andacht verrichtet haben), der ehrwürdige Pfarrer Desgenettes war

trostlos, er schrieb die Gleichgültigkeit der Pfarrkinder seinen Sünden zu und bot seine Pfarre dem Abbé Dupanloup an als dem Würdigsten und Fähigsten, ihr wieder aufzuhelfen; der Abbé lehnte das schmeichlerische Anerbieten ab. Kurz darauf bot ihm der Erzbischof selbst die Pfarre von Saint-Sulpice an; der Abbé lehnte abermals ab." Aus Bescheidenheit? Nein; nur weil der Pfarrdienst seiner Natur nicht zusagte; er war Polemist, Journalist, aber zum Pfarrer hatte er keinen Beruf. Einfachen Christen scheint das freilich der einzige Beruf eines Priesters zu sein, aber bei der bunten halb politischen Organisation der katholischen Kirche und bei dem fortwährenden Streite letzterer mit dem Staate ist thatlustigen ehrgeizigen Klerikern ein ganz anderes Feld der Thätigkeit eröffnet. Als Pfarrer hätte der Abbé tagaus tagein einfach den Gottes- und Seelsorgerdienst verrichten müssen, er hätte allerlei Weisungen des Oberhirten sich unterwürfig fügen müssen, das war ihm zu peinlich und einschränkend. Aber als Bischof konnte er sich frei entfalten, und er wäre nicht Er gewesen, wenn er diese Freiheit ausgeschlagen hätte. Und von nun an beginnt auch in Orleans eine rührige Thätigkeit, die alles zusammenfaßt, was wir bisher vereinzelt sich in dem Abbé Dupanloup entfalten sahen: Turniere der Beredsamkeit, Erziehungsexperimente, Broschürenschreiberei, Lanzenbrechen gegen die Regierung, kurz ein lustiges Brillantfeuer wie zum Schluß eines Feuerwerks. Wie dieses aber sollte auch die Thätigkeit des Bischofs zuletzt in Nacht und Ohnmacht verlöschen, sollte seine Freiheit mit der Unterwerfung unter seine wildesten Gegner enden.

Als der neue Bischof, nach vollbrachten üblichen Formalitäten, am 11. November 1849 seinen Einzug in Orleans hielt, setzte er, einem mittelalterlichen Privilegium gemäß, zwei im Schuldgefängniß sitzende Gefangene in Freiheit, wahrscheinlich indem er ihre Schulden bezahlte. Solche mittelalterlichen Vorgänge sind in dem modernen Frankreich bisher noch möglich gewesen, wie

so vieles Andere, wovon der nur in Paris Lebende keine Ahnung hat. Ob auch noch fernerhin? Gern möchten wir ein „Nicht mehr“ zur Antwort erhalten. Aber dauern die Wallfahrten nach Lourdes nicht noch immer fort, und steigt nicht auf Montmartre die Kirche des Sacré-Coeur empor? Wir wollen nun, da wir den seltsamen Mann in den letzten Wirkungskreis haben eintreten sehen, der ihm vorbehalten war, die verschiedenen Seiten seiner bischöflichen Wirksamkeit betrachten.

Der neue Bischof erlebte kurz nach seinem Antritt auch schon einen Erfolg als Kämpfer gegen die Universität. Der erste Minister des öffentlichen Unterrichts und der Culte unter der Präsidentschaft Napoleons war der genannte Falloux, welcher Macht und Gelegenheit sofort benutzte, den Einfluß der Priesterschaft auf die Volkserziehung auszudehnen; er berief den Bischof von Orleans in die Commission, die das neue Gesetz auszuarbeiten hatte, und man kann sich denken, in welchem Sinne das geschah. Der Klerus erhielt volle Freiheit, den gesammten Gymnasialunterricht zu ertheilen. Um die Ausführung des Gesetzes überwachen zu können, trat Dupanloup in den neugegründeten Oberschulrath ein, den er aber einige Jahre darauf wegen Zerwürfnisses mit dem neuen Minister Fortoul verließ, dessen auf rein praktischen Nutzen hinzielendes System der „Bifurcation der Studien“ (Beschränkung der altclassischen Bildung bei den Schülern, die sich den exacten Wissenschaften widmeten) dem bischöflichen Schöngeiste nicht zusagte. Letztere Opposition können wir nur billigen, man kam auch später von dem System zurück.

Gerade diese schöngeistige Natur erwarb ihm damals einen großen Triumph, der selbst von den Anhängern des Staatsunterrichts anerkannt wurde. Die schon erwähnte äußerste Linke des Klerikalismus, die Hebertisten der Kirche, lief gerade Sturm gegen das ganze classische Alterthum, d. h. gegen die Grundlage

alles höhern Unterrichts, die sogar von den Jesuiten gepflegt worden war. Der Abbé Gaume, Generalvicar der Diöcese von Nevers, hatte 1852 in einer Schrift: „Le ver rongeur“, behauptet, an allem Sittenverderbniß sei nur das Studium der Classiker schuld, diese müßten aus dem Unterrichte gänzlich verbannt und statt ihrer die Kirchenväter den Schülern in die Hände gegeben werden, aus diesen lernten sie genug Latein. Um Grammatik und Stil kümmerte sich der Abbé natürlich nicht, um Prosodie noch weniger; aber aus den Classikern lernt man denken, und die Jugend sollte eben dumm gemacht werden. Es war dies der sogenannte „Feldzug gegen die Classiker“, an dem sich Louis Veuillot im „Univers“ mit gewohnter cynischer Sprache betheiligte. Gegen diese Barbarei erhob sich denn der Bischof Dupanloup mit wahrer Begeisterung für — etwa die Grundlage der modernen Denkfreiheit? nein, nur für die „ewig junge Schönheit der sogenannten todten Sprachen“. Als Schöngeist war er den rohen Bilderstürmern des pfäffischen Fanatismus entgegengetreten. Wir wollen darum sein Verdienst nicht schmälern, es war schön und gut, daß sich aus dem Klerus selbst eine Stimme für die alten Classiker erhob. Und gewiß wollte zum großen Theil die französische Akademie dieses Verdienst anerkennen, als sie den Bischof Dupanloup im Jahre 1854 zu ihrem Mitgliede ernannte. Hr. von Salvandy überschüttete ihn in seiner Empfangsrede am 9. Nov. 1854 mit unendlichem Lobe, in welches so ziemlich die gesammte französische Presse mit einstimmte; die Zeitungen des katholischen Auslandes berichteten über die Aufnahme wie über ein Ereigniß und die „Volkshalle“ in Köln verglich den Bischof mit Plato „wegen der Schönheit seines Stils“. Es kam die Zeit, wo an seine Liebe zur antiken Literatur der Prüfstein gelegt werden sollte, und da ergab es sich denn, daß ihn nur das Schillernde der schönen Oberfläche an dieselbe gefesselt hatte, nicht die Kraft und Freiheit des philosophischen Gedankens; als

später 1871 Littré, der Vertreter der positivistischen Philosophie, in die Akademie aufgenommen wurde, nahm der Bischof an den Sitzungen derselben nicht mehr Theil, „aus Abscheu vor den materialistischen Grundsätzen des Philosophen", der indessen durch sein tiefgelehrtes „Wörterbuch der französischen Sprache" den bischöflichen Schönredner an akademischen Verdiensten hundertfach überragt hat.

Mit der Partei der Kirchen- oder vielmehr Küchenlateiner des „Univers" dauerte indessen der Kampf fort und zwar in der persönlichsten Weise. Veuillot hatte sämmtliche Gallikaner, d. h. diejenigen, die für den französischen Klerus noch einige Unabhängigkeit von Rom beanspruchten — und Dupanloup gehörte damals noch zu diesen — auf Eine Linie mit allen Ketzern gestellt; der Bischof von Orleans dagegen nannte das (wohlgemerkt!) ultramontane Blatt „eine Gefahr für den Glauben" und verbot seiner Geistlichkeit das Halten und Lesen des „Univers"; der Erzbischof von Paris, Sibour, hatte schon dasselbe gethan, 32 Bischöfe folgten dem Beispiel.

In diese Zeit fällt eine kleine Anekdote, die die Taktik des Bischofs Dupanloup kennzeichnet. Ein pariser Literat, Eugène Jacquot (der Name hat etwas Lächerliches, man nennt die Papagaien so, deshalb nannte sich der Literat nach seiner Heimat Eugène de Mirecourt), schrieb damals im Dienste der Klerisei und des Adels kurze Biographien unter dem Titel „Les Contemporains", zum Theil pamphletartiger Natur, unter andern auch die Louis Veuillots in ihm feindlichen Sinne. Der Redacteur des legitimistischen „Moniteur du Loiret" in Orleans, Léon Lavedan (der Herr hat es seitdem zum Präfecten gebracht), druckte die Biographie in seinem Blatte bruchstückweise ab, brachte aber tags darauf statt des Schlusses die Mittheilung, daß von höherer Seite (der bischöflichen nämlich), um Aergerniß zu vermeiden, gewünscht würde, mit dem Abdruck innezuhalten. Die Anhänger des Bischofs rühmten nun das Zartgefühl und

die christliche Nächstenliebe, die Dupanloup hierbei bethätigt habe. Aus anderm Munde (wir waren damals zufällig in Orleans) hörten wir aber ein anderes Urtheil. „Man habe“, hieß es, „durch das Abbrechen des Druckes die Leser nur lüstern nach dem Ganzen gemacht und sie zu dem Kauf der Broschüre veranlaßt.“ In der That wurde dieselbe auch von dem Publikum gekauft, und der Bischof hatte die Genugthuung, nicht nur wegen seines Zartgefühls gerühmt zu werden, sondern auch seinen Feind gedemüthigt zu sehen: freilich nur in Orleans, denn in Rom urtheilte man anders!

Hatte Veuillot unter den Bischöfen Gegner, so hatte er auch unter ihnen Anhänger, die gegen ihre Amtsbrüder für den journalistischen Klopffechter Partei nahmen. Das war nun freilich ein großes Aergerniß für die Gläubigen und kam fast einem Schisma gleich; die Sache wurde beim päpstlichen Stuhle anhängig gemacht und Veuillot reiste nach Rom. Der päpstliche Stuhl aber gab dem Journalisten recht gegen — den Bischof, man tadelte nur die zu heftigen Ausdrücke des ultramontanen Raufbolds. Wie aber Se. Heiligkeit Pius IX. persönlich über den Bischof Dupanloup urtheilte, wissen wir aus dem Munde eines Bekannten, der eine Audienz bei dem Papste erhalten hatte. „Also Sie sind aus Orleans“, sagte Pius mit seiner freundlichen Miene, die aber den listigen Italiener immer verrieth, „so, so? was macht denn Ihr Bischof? Ja ja, der möchte gern alles wissen, er guckt überall hinein, aber Gott hat seinem Fürwitz eine Lehre gegeben“; und dabei deutete der Papst schlau lächelnd auf das Auge — der Bischof war nämlich einäugig. — Wie aber alles geendet hat, das weiß nun die Welt; die ultramontane Jesuitenclique, deren Vorkämpfer der „Univers“ war, hat auf dem Concil von 1870 gesiegt und der Gallikaner Dupanloup, der lebenslang nicht nur die Theorie bisher bekämpft, sondern auch das römische Ritual von seinem Kirchsprengel fern gehalten hatte, ward seiner Ueberzeugung untreu und hat sich

obgleich er — wie mir der Priester Hyacinth Loyson schrieb — im Grunde des Herzens die ultramontanen Doctrinen verwarf, denselben unterworfen. Der feine aristokratische Bischof Dupanloup ist dem rohen Veuillot, dem gemeinen Vorboxer und Handlanger des Jesuitismus, unterlegen. Graf Montalembert, sein liberaler Mitstreiter, ist darüber an gebrochenem Herzen gestorben. Der Bischof verbiß seinen Schmerz und suchte die Gewissensbisse durch um so heftigeres Schreien gegen die Feinde des Klerikalismus zu übertäuben. Hat er doch auch nach 1870, mit der Partei Veuillots im Bunde, die volle Lehrfreiheit der katholischen Geistlichkeit durchgesetzt. Zu dem Gymnasialunterricht gewann nachher die Kirche auch den Facultätsunterricht, dank vorzüglich den Bemühungen Dupanloups; ein Sieg, den er mit der Niederlage seiner gallikanischen Grundsätze erkaufte und dessen Früchte — durch den Sieg der republikanischen Partei über Mac Mahon alle wieder verloren gegangen sind.

Die Aufführungen griechischer Tragödien, die der Bischof durch die Schüler seines kleinen Seminars (im Dorfe La Chapelle Saint-Mesmin an der Loire, eine Stunde stromabwärts von Orleans) veranstaltete, blenden nun niemand mehr. Der Schmetterling ist weg, nur die Raupe ist geblieben. Die Tragödien waren nur Komödie, wie viele Thränen auch die Damen von Orléans bei den Weherufen Philoktets im Sommer 1855 vergossen haben sollen, wie patriotisch gut gemeint vielleicht auch in der That die Aufführung der „Perser“ von Aeschylus war, die der Bischof am 8. Mai 1857 als dem Festtage der Jeanne d'Arc veranstaltete. Diesen Dramen folgten im Sommer 1857 „Oedipus auf Kolonos“ und 1869 „Antigone“ mit Mendelssohns Musik; die vornehmsten pariser Gelehrten und Künstler: Villemain, Saint-Marc Girardin, Patin, Egger, unser Landsmann Hase, Ingres u. s. w., waren zu dem Spiele von 1857 erschienen und hatten natürlich als höfliche Gäste Beifall

geklatscht. Was wurde dadurch bewiesen? Daß die Schüler des Kleinen Seminars von Orleans ihre Lection gut auswendig gelernt hatten. Weiter nichts. Zwei der Zuhörer hatten aber den griechischen Text, der ihnen vorgespielt worden war, nicht verstanden; das war erstens der Herr Bischof selbst, der, wie gesagt, nicht Griechisch konnte, und — ein Grieche, ein Jurist, Khali mit Namen, dem die Aussprache der jungen Zöglinge eher spanisch vorgekommen war. Und was war der eigentliche Zweck dieses Schaugepränges? Die Förderung der griechischen Studien? Zu gering darf man solche Memorirübungen gewiß nicht anschlagen, aber sie sind im Grunde doch nicht mehr. Oder wollte der Bischof seine Polemik gegen Abbé Gaume und Veuillot etwa in That übersetzen? Die Jesuiten haben Aehnliches in ihren Schulen schon längst gethan; aber wir wollen auch diese Absicht anerkennen, nur stand der Bischof von Orleans damit nicht allein da, die Schüler anderer bischöflicher Gymnasien haben dasselbe geleistet, unter andern haben wir einer Aufführung des „Oedipus auf Kolonos" im Kleinen Seminar zu Nantes beigewohnt, die recht gut ausfiel. Das alles aber ist nicht des Pudels Kern; den hat uns der Advocat A. Quinton im „Moniteur du Loiret" am 30. Juli 1857 verrathen. Quinton hat aus der Schule geplaudert, indem er sagte, daß sich die Kirche dadurch das Recht auf die Unterrichtsfreiheit begründe, denn sie, (die Kirche) habe hier bewiesen, daß sie, es möge sich um das Schöne oder um das Gute handeln, allen voran an der Spitze des Jahrhunderts schreite, welches sie einlade, ihr nachzufolgen. „Das Schöne", sagte er, „das Blendende" hätte er sagen sollen, denn durch die theatralische Gaukelei wurde nur das Oberflächliche der wirklichen Studien verdeckt. Um wie viel gründlicher waren die griechischen Studien an dem Staatsgymnasium (Lyceum) zu Orleans, dem wir persönlich damals angehörten (das Urtheil eines Vertriebenen darf gewiß für unparteiisch gelten) und das von dem Kleinen

Seminar sicherlich beschämt werden sollte; gerade in jener Zeit gab unser College Bailly sein „Manuel pour l'étude des racines grecques et latines“ (Paris, A. Durand, 1869) heraus, das auf die deutschen Forschungen von Curtius, Meyer u. s. w. gestützt, den grammatischen Unterricht des Griechischen in Frankreich gründlich reformirt hat. Einer solchen Arbeit war „die Kirche“ nicht fähig.

Bald beschäftigte den Bischof statt der innern die äußere Politik: die italienische Frage pochte an die Thore Frankreichs, und in dem Schöngeist fing der Journalist wieder an zu gähren; Dupanloup und Veuillot waren sich wahlverwandter, als sie wohl selbst ahnten. Als der italienische Krieg ausbrach, begann auch die weltliche Herrschaft des Papstes in ihren Grundfesten zu krachen und zu wanken. Es regnete Broschüren für und wider, und der streitbare Bischof von Orleans, der übrigens bisher immer der leitende Einbläser des „Ami de la religion“ gewesen war, stürzte sich mit aller Leidenschaft in den Kampf. Er, der schon 1849 gegen den bekannten Brief Napoleons an Edgar Ney, worin der damalige Präsident der französischen Republik so bescheidene Forderungen von Reformen stellte, heftig protestirt hatte, kannte nun keine Grenzen mehr, und Laguéronnière, der die Gedanken der Tuilerien in seinen Schriften vertrat, klangen fortwährend die Ohren. Aber wenn Dupanloup bei seinen Bewunderern in dem Rufe eines geistreichen Mannes stand, ein Lob, das auch von andern unüberlegterweise hingenommen wurde, so bewies ihm Forcade in der „Revue des deux Mondes“, daß er sich hier gründlich bloßgestellt hatte. Von gesundem Menschenverstande keine Spur, von der einfachsten Anerkennung bürgerlicher Ansprüche auf eine ehrliche Verwaltung kein Funke, nichts als die übertriebensten klerikalen Declamationen: die Wahlverwandtschaft mit Louis Veuillot trat nackt hervor. Der Bischof der Stadt der Jungfrau (Jeanne d'Arc), bei dem gelegentlich la patrie

das dritte Wort ist, leugnete den Einwohnern des verrotteten Kirchenstaates alles Recht auf ein Vaterland ab.

Die Kritik hat die schwülstigen, innerlich hohlen Streitschriften Dupanloups so niederschmetternd verurtheilt, daß es nicht der Mühe lohnt, sie namentlich aufzuführen. Wir haben auch nicht Raum genug, alle andern Flugschriften und Hirtenbriefe zu nennen, die der unerschöpfliche und unermüdliche Bischof aus den Aermeln schüttelte. Man würde die mit einem Alexander Dumas wetteifernde Fruchtbarkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, was sich die ganze Stadt erzählte, daß er nämlich fortwährend 10—15 Geistliche als Secretäre benutzte; den einen dictirte er, die andern machten Auszüge aus Werken und Zeitungen; da war es leicht Broschüren schreiben. Keine auswärtige, keine innere, keine sociale Frage ließ der Schreibselige unbesprochen: der Krieg mit China, die Expedition nach Cochinchina, die Baumwollkrise und die Arbeiternoth in Rouen (ein warmer Herzenserguß, nur wird die Kirche das sociale Problem nicht lösen), die Erhebung Polens (die nach ihm siegreich sein würde, wenn die Geier, d. h. die Demokraten davon fern blieben!), die Wahlcampagne von 1863 (Broschüre, die er mit sechs andern Bischöfen herausgab) u. s. w. Und das wäre kein Journalist?

Daß es bei solcher Polemik nicht an Häkeleien mit der Regierung fehlen konnte, war natürlich; für die letztgenannte Broschüre erhielt er nebst Genossen vom Staatsrathe einen Verweis. Aber schon kurz vorher war er bei der Regierung in Ungnade gefallen, und es war den Staatsbeamten und Offizieren verboten worden, ihm die officielle Neujahrsaufwartung zu machen und seine Abendgesellschaften zu besuchen. Eine Anekdote aus dieser Zeit habe ich aus dem Munde des betreffenden Herrn selbst. In der geistlichen Gesellschaft hieß es nämlich, daß der Präfect einen Aufpasser in diese Soiréen schicke. Der bejahrte Avoué Proust (ein offenherziger, ehrenwerther Mann, der als kleines Kind bei dem Feste des „höchsten

Wesens“ Robespierres Büste in feierlicher Procession getragen, sich aber im Greisenalter bekehrt hatte, ohne darum seine liebenswürdige Unbefangenheit zu verlieren oder gar fanatisch zu werden) traf daselbst eines Abends den muthmaßlichen Kundschafter und ging gerade auf ihn zu. „Ich habe gehört“, sagte er zu ihm, „daß Sie geschickt sind, um die Namen der Besucher zu wissen; schreiben Sie mich auf, ich bin der Avoué Proust.“ Zum Neujahrstage 1863 wurde die offfcielle Acht, die auf ihm ruhte, ihn aber wenig drückte, wieder aufgehoben. Wir waren als Gymnasiallehrer, d. h. als Beamte (denn auch die Universität erweist ihrem Feinde die officielle Ehre) bei dem Besuch; der Bischof war ostensibel von einer Menge Geistlicher und anderer ihm ergebener Personen umgeben; „es ist wie ein kleiner Hofstaat“, flüsterte es unter den Aufwartenden, denen dieses kleinliche Schaugepränge indessen nicht imponirte. „Man fühlt die Absicht und — man lacht darüber.“

Der oberste Vertreter der Universität wurde indessen kurze Zeit nachher von Dupanloup auf das heftigste angegriffen. Im Juni 1863 war der frühere pariser Gymnasialprofessor für Geschichte, Duruy, dessen Kenntniß der römischen Geschichte der Kaiser bei seinem „Leben Julius Cäsars“ benutzt hatte, zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt worden. Der Historiker Michelet, sein früherer Lehrer, hat ihn „den einzigen rechtschaffenen Mann“ genannt, den das Kaiserreich gewonnen habe; wir haben ihm auch persönlich unsere uneingeschränkte Hochachtung bewahrt. (Von schiefen Urtheilen des unglücklichen Patrioten über den Krieg von 1870 sehen wir natürlich ab.) In echt deutschem Sinne unternahm es dieser gewissenhafte Mann, den französischen Unterricht in allen Graden von Grund aus zu reformiren. Zuerst bekämpfte er nach Kräften den Einfluß der „unwissenden Brüder“ auf die Elementarschule und suchte in die untersten Schichten des Volkes Schulbildung zu bringen; der lichtscheue Klerikalismus griff ihn

sofort an und hetzte die Gemeinden gegen ihn auf. Im Gymnasialwesen beseitigte Duruy die letzten Reste der schon von seinem Vorgänger Rouland beschränkten Bifurcation, gab dem Unterrichte in den lebenden Sprachen und Literaturen eine große Ausdehnung auf wissenschaftlicher Grundlage und ertheilte der obersten Klasse wieder den Ehrennamen der „Philosophie“, den die frühere ministerielle Reaction in den der „Logik“ umgewandelt hatte. Bei einer Feierlichkeit im Lyceum zu Orleans sprach der Bischof mit etwas ironischem Hochmuth sein Lob darüber aus: „Die Universität thäte recht, den Namen der Philosophie nicht zu verschmähen, welchen die Kirche in ihren Unterrichtsanstalten niemals verleugnet habe.“ Ja wohl, es war auch danach; wir wissen, wie die Kirche die Philosophie behandelt hat, die ja noch von der protestantischen Orthodoxie „die Magd der Theologie“ genannt wurde. Außer den Fortbildungsschulen (Cours d'adultes) gründete der neue Minister nach deutschem Vorbilde das bisher in Frankreich nur kümmerlich und vereinzelt gepflegte Realschulwesen (Enseignement secondaire spécial). Im Facultätsunterrichte suchte er die mehr oberflächlichen, durch schöne Form glänzenden Vorträge durch gründlichere Belehrung auf Kosten der Schönrednerei zu ersetzen, und er, der mir einmal in Chambéry 1862, als er noch Oberschulrath war, ironisch sagte: „Ja, die Herren Deutschen sind sicher grundgelehrt, über einem Sandkorn bauen sie eine Pyramide von Wissen auf“, berief sich jetzt ausdrücklich auf das Muster der deutschen Universitätsgelehrten, die lieber die Form zu Gunsten des Stoffes vernachlässigten. Ein solcher Mann hätte gewiß, trotz Kaiserreich, das geistige Niveau seines Volkes gewaltig gehoben, und jeder einsichtsvolle Patriot hätte ihm dafür dankbar sein sollen. Aber der gesammten Priesterschaft war er ein Dorn im Auge, und doch mußte es auch den kühler Beobachtenden befremden, als plötzlich Dupanloup über den eifrigen Minister bei einer Reform herfiel, die schon 200 Jahre vorher ein

anderer Bischof, Fénelon, verlangt hatte. Es handelte sich um den höheren Mädchenunterricht, den Duruy im Winter 1866—67 einführte. Letzterer ging von der richtigen und offen ausgesprochenen Idee aus: „Es ist wünschenswerth, daß die jungen Mädchen den höheren Unterricht von denselben Lehrern erhalten, von denen ihre Brüder unterrichtet werden", und so beauftragte er die Gymnasiallehrer, Curse über die betreffenden Lehrgegenstände zu eröffnen. Welchem tiefgefühlten Bedürfniß der Minister dadurch entgegenkam, ging aus dem Umstande hervor, daß sogar junge Frauen sich noch auf die Schulbänke setzten, um die Lücken in Kenntnissen und Denkbildung auszufüllen, welche der von „der Kirche" oder den Pensionaten ertheilte Unterricht in ihnen gelassen hatte. Man kann sich nicht denken, in welche Hitze der Bischof darüber gerieth, zu welchen verletzenden Ausdrücken er sich gegen die Lehrer hinreißen ließ, wie er sogar ein rohes Wort darüber fallen ließ, das am wenigsten in dem Munde eines Priesters angebracht war. Beißenden Spott riefen unter andern die höchst anstößigen Worte hervor: „Mr. Duruy veut faire passer les jeunes filles des genoux de l'Église dans les bras de l'Université." Was ist das freilich noch gegen die grobsinnlichen fleischlichen Ausdrücke, durch welche die klösterlichen Religionsbücher die jungen Mädchen zur andächtigen Verzückung zu führen suchen. Eine Auslese davon findet sich in einer Broschüre, die damals Charles Sauvestre unter dem Titel „Sur les genoux de l'Église" herausgab und auf die wir noch zurückkommen werden.

Zu welchen lächerlichen Einwänden aber nahm der Bischof seine Zuflucht; da entsetzte er sich über „die tagtäglichen Fußreisen sittsamer Mädchen durch die Straßen", als ob diese Mädchen zu großem Theil nicht schon längst täglich zu ihrem Klavier- oder Zeichenlehrer über die Straße gegangen wären. Jeder Familie, welche erwachsene Töchter hatte, schickte er seine gedruckte Verwarnung ins Haus, ja nicht von diesem Baume des

Wissens Früchte zu brechen; aber komisch und doch widerlich zugleich klang es, als er zu jammern wagte: „Und um mich im Grunde der Seele zu verletzen, hat man die Lehrer gerade aus einem Lyceum geholt, für das ich immer nur die zärtlichste Aufopferung gehabt habe." Und jedermann in Orleans wußte, welch berechnete Concurrenz er diesem Lyceum in seinem Kleinen Seminar machte. Warum denn eigentlich diese Wuth — denn das war es — gegen das Bestreben des Ministers, die Schulbildung der weiblichen Jugend zu erweitern? Der Bischof fürchtete, daß die Frauen würden denken lernen, daß sie sich der Bevormundung durch den Beichtvater entziehen würden. Durch das Weib aber beherrscht die Kirche den Mann, den Staat. Und in der That eröffneten die Vorträge des Geschichtsprofessors den Mädchen ganz neue Horizonte; wir wissen, wie die Schülerinnen dadurch zu aufgeklärten toleranten Anschauungen gelangten, die ihnen bis dahin unbekannt geblieben waren.

Denn wie war denn bisher der Mädchenunterricht beschaffen gewesen? Daß es mit der Volksschule für das weibliche Geschlecht in Frankreich ärmlich bestellt ist, weiß jedermann. Aber auch für die Mittelklassen, ja noch für die höheren Kreise war damals nur schwach gesorgt*); gerade über die Bildung der letztern stieß Dupanloup selbst in seiner Broschüre „Femmes savantes et femmes studieuses" 1867 einen wahren Nothschrei aus. Besäße die Französin nicht einen so vortrefflichen natürlichen Takt und eine so wunderbar glückliche Auffassung, so stünde es um ihre Bildung nicht besser, als es mit den Spanierinnen der Fall ist. Der Unterricht in den Pensionaten ist oberflächlich, mehr nur auf den Flitter berechnet. Um viel Zöglinge zu erhalten, stellen sich dieselben meistens in den Schutz der Priesterschaft, die ihnen

*) Man weiß, daß seit dem Siege der republikanischen Partei über die monarchisch-klerikale Reaction in Frankreich auch der höhere Mädchenunterricht nach deutschem Muster organisirt wird.

sonst ihren Ruf bei den Familien untergraben würden; mit den Wölfen muß man heulen, sagen die Vorsteherinnen, und darum heulen sie auch jetzt zu Marie Alacoque um Rettung des Papstes. Die katholische Kirche besitzt aber zwei Congregationen, die sich mit dem weiblichen Unterricht beschäftigen und wohl die größere Hälfte der Jugend heranbilden. Die sogenannten Dames du Sacré-Coeur nehmen nur Mädchen aus artstokratischen, meist hochadeligen Familien an; wo eine Ausnahme stattfindet, hat die Unebenbürtige sich dem herrschenden Tone anzuschmiegen, vielleicht auch manche Zurücksetzung zu erdulden. Wenigstens hörten wir einmal eine Anekdote von Töchtern eines Kaffeewirthes erzählen, denen zugemuthet worden war, das adelige de voranzusetzen; obgleich sie stadtläufig war, wollen wir sie doch nicht verbürgen. Der bürgerliche Mittelstand schickt seine Töchter zu den Ursulinerinnen, gutmüthigen Klosterfrauen, die es ganz rechtschaffen meinen, aber in aller Unschuld ihre Zöglinge mit sehr ungenügender Bildung entlassen. Wie unbefangen ihre Unwissenheit ist, geht daraus hervor, daß sie den Schülerinnen ihre Geschichtscompendien in argloser Offenherzigkeit mit den Worten übergeben: „C'est du père Loriquet.“ Der Jesuitenpater Loriquet lebte unter der ersten Restauration; er schrieb für die Jugend verschiedene Schulbücher und ist berüchtigt wegen seiner frechen Entstellung und Verfälschung der offenkundigsten historischen Thatsachen; die erste Auflage soll von den Jesuiten als zu compromittirend vernichtet worden sein; es ist wenigstens auffällig, daß sich auch gar kein Exemplar davon mehr auftreiben läßt; um das Legitimitätsprincip zu retten, soll Napoleon darin als ein Feldherr unter Ludwigs XVIII. Regierung dargestellt sein. Auf den Staatsgymnasien werden diese „Loriquets“ sofort confiscirt, wenn sie der Geschichtsprofessor bei einem Schüler erwischt; unser damaliger College hat uns ein paar Exemplare davon gegeben, sie sind erbaulich. Nun mag man sich denken, welche Augen

die jungen Fräulein und Frauen machten, die in dieser Lügengeschichte erzogen worden waren und nun in den von Duruy eingeführten Cursen die Wahrheit erfuhren. Man wird aber auch begreifen, warum Dupanloup darüber so aufgebracht war.

Nicht die französische Nation sollte man wegen der Unwissenheit anklagen, in der sie besonders in historischen und geographischen Dingen begraben ist, denn sie ist sehr wissensdurstig, sondern die Regierungen, die mit ihrer Erziehung betraut waren und dieselbe verwahrlost haben, besonders aber den Klerus, der das Volk verdummt. Außerdem hat hier, wo der Volksunterricht so im argen liegt, die Zeitungspresse die Pflicht und Aufgabe, das Volk aufzuklären, und sie hat dies unter der Restauration und der Juliregierung gethan, leider aber verfiel sie unter dem zweiten Kaiserreiche der Corruption oder sie wurde durch den Chauvinismus fanatisirt; seit dem Jahre 1870 wurden die meisten französischen Journalisten in der Behandlung der deutschen Frage zu Loriquets.

Wir erwähnten oben ein rohes Wort, das der Bischof in diesem Streite hatte fallen lassen; er sah in den Staatslehrern den Mann, in den Priestern freilich nur geschlechtslose Engel. Boshafte Verblendung und Selbsttäuschung! Als ob ein Bischof nicht alles wenigstens ebenso gut wüßte wie andere Leute! Um die Lehren des Confirmandenunterrichts nicht nach dem Verlassen der Schule von den weltlichen Eindrücken verwischt werden zu lassen, hat die katholische Geistlichkeit den sogenannten „Catéchisme de persévérance“ eingerichtet, den „Katechismus der Beharrlichkeit“, der von jungen Mädchen zuweilen bis zu ihrer Verheirathung besucht wird. Ein Wort macht auf die Gefahren aufmerksam, die mit diesem Religionsunterricht von seiten zur Ehelosigkeit verpflichteter Priester verknüpft ist. Eine Dame, die durch ihr Schicksal in das geheimste Wesen des Priesterthums eingeweiht worden war, wurde von einer Mutter darüber um Rath gefragt: sie antwortete ein-

fach: „Schicken Sie doch ja Ihre Tochter nicht hin, noch vor kurzem hat der Abbé Br. gesagt: „Nous avons toujours les premiers amours de ces demoiselles!““ Mag nun auch diese erste Liebe mehr eine platonische sein, eine Thatsache ist sie bei vielen und leicht erklärlich. Die Mädchen besuchen diesen Unterricht gerade in der Zeit ihrer Entwickelung, wo ihr Nervensystem und ihre Phantasie wunderbar erregt ist; infolge des französischen Erziehungssystems bei wohlhabendern Familien stehen sie unter langer Ueberwachung, kommen mit jungen Herren viel weniger zusammen als die Engländerin oder die Deutsche; noch weniger besuchen sie zahlreiche Bälle; in Frankreich genießt erst die Frau die Freiheit und die Freuden, von denen gesättigt die Deutsche in den Hausstand tritt. Der erste und oft einzige Mann, der dem aufblühenden Mädchen entgegentritt, ist der Abbé in diesem Unterricht; fortwährend spricht er in mystischen Worten und unter religiöser Schminke von den süßesten Dingen; die Liebe mag dem Mädchen noch so „heilig“ als le saint amour de Dieu, l'amour divin geschildert werden, es bleibt für das liebedurstende junge Herz die Liebe, umgeben von den reizendsten Bildern der heiligen Jungfrau, von Säulenpracht und Blumenschmuck, umduftet vom köstlichsten Weihrauch; und ist nun der Abbé jung, von schönem Aeußern und begeisterten Augen, was wunder, daß das Mädchen in ihm den ersten Gegenstand ihrer Sehnsucht liebt? Und daß der Abbé dies merkt, diesem Gefühl entgegenkommt oder es wohl gar durch Schmeicheleien weckt, dafür bürgt ein Wort, das uns einmal ein Collège von einem andern dieser Herren mittheilte — denn wir erfinden nichts, was wir erzählen, sind Thatsachen —: ein hübsches Mädchen, das außerdem durch ansprechende Toilette freundlichen Eindruck machte, hatte bei dem fraglichen Unterricht recht artig geantwortet, da sprach der Abbé mit lächelnder Miene: „Ah, le ramage vaut le plumage“ („Das Gezwitscher gleicht dem Gefieder“). Das Mädchen muß darüber

erröthet sein, sonst hätte sie es den Eltern nicht wieder berichtet; diese aber fanden es zu anstößig, um nicht gegen dritte ihr Mißfallen darüber auszusprechen. Ja wohl, die Priester der Kirche sind so gut Männer wie die Lehrer des Lyceums von Orleans; wie sehr aber auch klerikale Verleumdung den letztern nachgestellt hat, sie hat ihnen nichts Böses nachsagen können.

Und nachgestellt wurde ihnen; man berichtete über sie. Ein anderes Aergerniß nahm der Bischof an den Vorträgen, die ebenfalls auf Anregung des Ministers Duruy zur Verbreitung von Volksbildung unentgeltlich von den Staatslehrern gehalten wurden; der Bischof warnte die Bürger vor dem Gifte der Aufklärung. Dennoch wurden diese sogenannten Conférences eifrig besucht, auch von jungen Damen, und regten gewaltig zum Nachdenken an. Einer meiner Freunde, der zu früh gestorbene Professor der Rhetorik Lefloch, der, vertraut mit der deutschen Mythenforschung, ein geistreiches Werk über die Oberon-Sage hinterlassen hat, hielt einen Vortrag über die „Poésie personnelle“ (die Dichtung, in welche der Dichter sein eigenes Leben hineinträgt), und stellte als Vertreter derselben unter andern Voltaire und Béranger hin. Entrüstet schrieb darüber Dupanloup an den Minister: „Ich wundere mich nicht, daß (die Skeptiker) Montaigne, Rabelais und Voltaire Lieblingsschriftsteller (nämlich der Universitätslehrer) sind.“ Einen andern Sturm von Entrüstung rief der Professor der Geschichte Lemoine hervor, als er bei der Schilderung der Pest von Marseille 1720 und der hochherzigen Aufopferung des Bischofs Belzunce sein Bedauern aussprach, daß letzterer die schon so schrecklich verdüsterte Einbildungskraft der Unglücklichen durch die furchtbaren Predigten und unheimlichen Processionen noch mehr in Schrecken gesetzt und das entsetzliche Unglück noch gesteigert habe. „Dieser Voltairianer lästert einen Heiligen“, rief die Klerisei, und doch berichtet die Geschichte, daß der berühmte Arzt Chirac ausdrücklich gerathen hatte,

„lustig zu bleiben", um nicht von der Pest niedergeworfen zu werden; ebendies riethen die Aerzte von Montpellier, und unter andern blieb die Frau eines deutschen Arztes unberührt, obgleich sie mitten in einem Spital lebte und die Kranken anrührte, weil sie ihre muntere Laune behalten hatte.

Noch bezeichnender ist, was einem dritten Lehrer begegnete. Der Nachfolger des Professors Lefloch, Chabrier, hielt einen Vortrag über Pascal, den geistreichsten und erhabensten Vertreter des Jansenismus, jenes edeln Versuchs, innerhalb der katholischen Kirche Religiosität und Kirchenthum zu reformiren. Als der Redner Pascals Meisterwerk, „Les Provinciales", diese schärfste Satire auf die laxe Moral der Jesuiten, geschildert hatte, fügte er hinzu: „Von diesem Augenblicke an ist es mit dem Jesuitismus zu Ende, er ist gerichtet für immer. Denken Sie sich eine Schlange, die man in Stückchen zerschnitten hat, die Stückchen zappeln und suchen sich wohl wieder zu vereinigen; aber es ist umsonst. Gerade so ist es mit den Jesuiten, sie mögen zappeln wie sie wollen, es gelingt ihnen nicht mehr, ihr Ansehen wiederzuerlangen; Pascal hat sie gerichtet für immer." Dieser Satz, der also nur den Jesuitismus geiselte, Kirche und Religion aber keineswegs angriff, sie im Gegentheil mit Pascal in Schutz nahm, wurde mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch die Stadt getragen und erregte ein ungemeines Aufsehen; er kam auch zu den Ohren des Bischofs, und wenn die öffentliche Meinung einen gewissen Abbé Patron als den Hinterbringer bezeichnete, so schloß sie dies aus der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher derselbe all diesen Vorträgen beiwohnte. Nun hätte man allerdings glauben sollen, daß Dupanloup sich eher darüber freuen würde, denn er war damals noch ein Gegner der Jesuiten und ihrer Herrschsucht. Persönlich hat er sich nicht darüber ausgesprochen, aber Thatsache ist, daß Chabrier gewarnt und zu größerer Mäßigung ermahnt worden ist. Ja der Schulrath (Inspecteur d'Académie)

Guiselin hat sich nicht geschämt, dieser von höherer Seite erfolgten Mißbilligung jener Worte ein officielles Gepräge zu geben, indem er den folgenden Vortrag Chabriers besuchte, ein Besuch, den jedermann eine Beaufsichtigung nannte.

Zeigte einmal ein Priester durch eines jener Verbrechen, die man nicht mehr bei Namen nennt, über die von Geschworenen bei verschlossenen Thüren erkannt wird, daß er wirklich ein Mann und kein geschlechtsloser Engel ist, so wurde die Wahrheit dergestalt getrübt, daß sie ein unbewaffnetes Auge nicht erkennen konnte. Am 31. Oct. 1867 wurde nach dem Berichte des „Journal du Loiret“ in Orleans (ein früher republikanisches Blatt, das sich dem Kaiser Napoleon verkauft hatte) „ein gewisser Broquère, ehemaliger Militär, von dem Gerichtshofe (wegen jener Vergehen, deren Opfer unter 13 Jahre alt waren) zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt“. Nun war dieser Broquère allerdings Soldat gewesen, aber seit langer Zeit schon hatte er die Armee verlassen und war in den geistlichen Stand getreten. Als er verurtheilt wurde, war er Pfarrer zu Villemandeur bei Montargis in der Diöcese des Bischofs Dupanloup und — gotteslästerlicher Frevel! — er hatte das Verbrechen während des Confirmandenunterrichts der kleinen Mädchen begangen. Der Pfarrer hatte die Zeit gefunden zu fliehen und er wurde in contumaciam verurtheilt. Der Redacteur und der Gérant des „Journal du Loiret“ hatten recht wohl gewußt, daß der Verbrecher ein Pfarrer war; aber haben sie es aus eigenem Antriebe verheimlicht? Oder hat der Assisenhof die Betrügerei verschuldet? Ist es aus freiwilliger Liebedienerei gegen den Bischof und die Geistlichkeit geschehen? oder hat „man“ den Einflüsterungen der letztern nachgegeben? Wie es auch sei, es verräth dies die unsittlichsten Verhältnisse, und übrigens hat keiner gegen die Trübung der Wahrheit durch das Journal protestirt, keiner den Thatbestand berichtigt. Ein pariser Journal hat dies

gethan, die „Opinion nationale“ vom 9. Nov. 1867, aber zahm genug; anstatt die Heuchelei des ganzen Verfahrens mit gerechter Entrüstung zu brandmarken, sagte die „Opinion“: „Man kann das Vergessen des „Journal du Loiret“ nur einer Unaufmerksamkeit zuschreiben. Wir werden niemals annehmen, daß es officiösen oder officiellen Bitten nachgegeben habe.“ Die „Opinion“ des Hrn. Guéroult, Redacteurs-en-Chef, wußte gar wohl, was sie davon zu halten hatte.

Noch unerhörter aber ist, was wir mit eigenen Ohren vernommen haben. Wie die eigentlichen Priester, so haben auch die sogenannten Schulbrüder (les frères de la doctrine chrétienne) das mönchische Gelübde der Keuschheit abgelegt, das in Wirklichkeit nur das Gelübde nicht zu heirathen ist; leider vergeht aber fast keine Woche, ohne daß hier oder da ein Tribunal über Verbrechen gegen dies Gelübde und einen gewissen Gesetzesparagraphen zu erkennen hat. Trotzdem hatte der Bischof Dupanloup den traurigen Muth, von der heiligen Kanzel herab diese Anklagen als Verleumdung hinzustellen. Einen traurigen Muth nannten wir es, denn nur kurz vorher hatten in Limoges 80 Knaben auf der Zeugenbank gesessen und gegen ihre Lehrer, Frères ignorantins, ausgesagt. Achtzig!

Man wird fragen: warum vertreibt man diese Lehrer nicht? warum schicken die Eltern ihre Kinder immer und immer wieder zu ihnen? Das ist leicht gesagt. Die Eltern sind lauter Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter, alle von den Wohlhabenden abhängig, die ihrerseits wieder aus conservativen Gründen oder aus Bigoterie es mit dem Klerus halten. Wollten die Eltern nicht nachgeben, so würden sie sofort ohne Brod sein. Wir haben einmal in Nantes von einem armen Tischler gehört, der seine geringe wöchentliche Unterstützung von seiten des Vincentiusvereins verlor, weil ein reiches Mitglied desselben ihn ein Kirchengebot hatte verletzen sehen; dieser Herr kam an einem Freitag zu dem Tischler in

die Werkstätte und hob spionirend den Deckel von einem Topf am Kochherde auf. „Ei, Frau“, rief er, Fleisch an einem Fasttage! Nein, so irreligiöse Menschen können wir nicht unterstützen.“ Die arme Frau jammerte: „Aber, sehen Sie doch, lieber Herr, was für schwere Arbeit mein Mann zu verrichten hat, und er ist so leidend, ohne eine kräftige Nahrung könnte er ja nicht mehr arbeiten, er würde mir noch krank werden.“ Vergebens, der heilige Vincenz läßt sich nicht spotten und der arme Mann bekam nichts mehr. Wie fanatisch befangen aber auch sogenannte Gebildete über die erwähnten Verbrechen urtheilen, hat uns schon der früher genannte junge Beamte in Orleans gesagt.

Hier ist der Ort, auf eine unbegründete Verurtheilung des französischen Volkes zurückzukommen, die im Winter 1870—71 der Kriegstourist Heine in der „Gartenlaube“ begangen hat. Kriegsgefangene französische Soldaten waren in die Kathedrale von Orleans eingesperrt worden und hatten in der Nähe des Hauptaltars Lieder gesungen und Tänze aufgeführt, die mit der Heiligkeit des Ortes in dem grellsten Widerspruche standen. Daß sich der Berichterstatter über solche Rohheit empörte, war natürlich, aber grundfalsch war es, daß er dabei „diese französische Nation anklagte, auf deren religiöse Erziehung so viel verwendet worden sei“. Auf ihre religiöse Verdummung, ja — dafür zeugt noch Lourdes und Paray-le-Monial —; aber sogar religiös verwahrlost muß man sie nennen, wenn man an Schandthaten wie die von Villemandeur und Limoges u. s. w. denkt, deren Opfer die französische Kinderwelt beiderlei Geschlechts ist. Und wenn nun diese Soldaten, über die sich Hr. Heine so entrüstet hat, in ihre Kindheit gerade solche Opfer gewesen sind, wohl sogar während des Confirmandenunterrichts? Wie will sich Hr. Heine wundern, daß diese von ihren eigenen Priestern in der unschuldigen Kindheit Verdorbenen später im reiferen Alter bei der Erinnerung an diese Schandthaten die Scheu und Achtung vor

allem Heiligen verloren? Nein, nicht die französische Nation muß man anklagen, sondern, wie schon einmal gesagt, die französische katholische Geistlichkeit, die das alles zu vertuschen sucht, und die französischen Regierungen, die mit dieser Geistlichkeit einen Vertrag eingegangen waren, um das Volk im Zaume zu halten und zu beherrschen. Aus solchen Zuständen erklärt sich die pornographische Kampfweise der Antiklerikalen in Frankreich gegen die römische Priesterschaft. Freilich, Gegengift bleibt immer auch ein Gift. Zu wahrhaft gesunder Sittlichkeit wird die französische Nation erst dann gelangen, wenn sie mit der römischen Kirche gebrochen und besonders den Priestercölibat abgeschafft haben wird.

Wie erhaben steht darum auch über dem Bischof Dupanloup, dessen anerkannte persönliche Sittenreinheit wir laut verkünden, dessen absichtliche Verblendung wir aber vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit anklagen mußten, wie hoch steht über ihm der frühere Ordensgeistliche Pater Hyacinth, der das Mönchsgelübde offen gebrochen und, Gottes Einsetzung der heiligen Ehe höher achtend als das papistische Gebot des Cölibats, dieses Gebot als unnatürlich und unsittlich gebrandmarkt und als Priester Hyacinth Loyson eine Famlie gegründet hat! Dupanloup rieth ihm damals, sich dem Papste zu Füßen zu werfen und um Vergebung zu flehen, aber Loyson antwortete ihm mit aller Würde des wahren Priesters, des Familienvaters: „Was Sie einen schweren Fehler nennen, den ich begangen haben soll, das nenne ich einfach Erfüllung einer großen Pflicht.“

Zwei Lobrednern des Bischofs gegenüber sind ein paar kritische Gegenbemerkungen hier am Platze. In seinem Werke „Ueber die Erziehung“ warf derselbe den Staatslehrern Mangel an religiösem Glauben vor (wir wissen allerdings, daß bei den meisten, bei sehr vielen wenigstens der einfache Deismus, wohl auch der Voltairianismus vorherrscht; ob aber der Glaube der klerikalen Menge, der Laien wie der Priester, immer ein wahrer,

von Heuchelei ganz unfreier ist, das kann auch ein Bischof nicht unbedingt bejahen; wir persönlich haben in verschiedenen Kreisen eigene Erfahrungen gemacht): „die Lehrer der Universität beobachteten zwar den äußerlichen Respect, ‚die officielle Haltung‘, aber sie glaubten nicht und vor allem, sie communicirten nicht mit den Schülern; dadurch wichen sie allerdings einer Gotteslästerung aus, aber dieses Sichfernhalten von dem heiligen Sakrament befremde die ihnen anvertrauten Kinder, bis sich ihnen mit dem erwachenden Verstande im fünfzehnten Lebensjahre das Räthsel löse; alsdann sagten sich die Schüler, daß man sich über sie lustig gemacht hätte, und daß die Religion in der Schule nur für die Kinder da sei, und außer der Schule nur für das Volk und die Weiber.“ Abgesehen von der Verwechselung von Religion und katholischem Dogma, ohne welches jene wohl bestehen kann und das eben der wissenschaftlich gebildeten Welt nicht mehr gültig scheint, setzen wir dem Vorwurf des Bischofs und dem Lobredner des letztern (Jacquot führt die betreffende Stelle an) eine andere Frage entgegen: „Durch wen leiden die Kinder mehr Schaden an ihrer Seele? durch die Staatslehrer, wenn dieselben sich aus Mangel an Glauben den katholischen Ceremonien gegenüber passiv verhalten, oder durch jene Priester und Schulbrüder, die Leib und Seele der Kinder zugleich vergiften?“ Und da hilft kein Ableugnen: die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe sind unwiderlegliche Zeugnisse und wiederholen sich nur zu oft. Sollte ein Bischof das vom Priester Loyson gegebene Beispiel nicht eher achtungswerth finden? hätte ein Bischof, der wie Dupanloup so hohe Achtung für die Kindheit an den Tag gelegt hat, nicht endlich auf Abschaffung des Cölibats antragen sollen, um dem an der Kindheit gewöhnlich in den weihevollsten Tagen des Lebens begangenen Greuel ein Ende zu machen?

Unter den Mitteln, die der Abbé Dupanloup anwandte, um den sterbenden Talleyrand zu bekehren, er-

zählt Jacquot folgendes: „Eine Nichte des Fürsten sollte eben zum ersten mal zum heiligen Abendmahl gehen. Der Abbé Dupanloup drang in die Familie, das feierlich geschmückte Mädchen in seinem weißen Kleide und Schleier an das Krankenbett zu führen. Sie kniete hier nieder, nahm die Hand ihres Oheims und netzte sie mit ihren Thränen. O Wunder! o gesegnete Thränen! Der alte Diplomat ist gerührt. Er hört wie das Mädchen ihn um seinen Segen bittet, bevor sie das Brot der Engel empfangen soll. Ein Seufzer der Angst und der Gewissensbisse entfährt seiner Brust, die Verhärtung ist besiegt. ‚Geh', mein Kind‘, sagte er, ‚communicire und bete für mich.‘ Von diesem Augenblick an war er ein anderer Mensch, er rief von selbst den Vorsteher von Sanct-Nikolas, unterzeichnete mit schwacher Hand einen feierlichen Widerruf, beichtete und empfing die Vergebung der Kirche. ‚Selten‘, hat Dupanloup gesagt, ‚habe ich eine vollständigere Reue gesehen.‘“ Wir wollen den Eindruck, den das fromme Kind auf den todtkranken Greis gemacht hat, durchaus nicht bezweifeln, nicht zweifeln an der rührenden Wirkung dieses Auftrittes. Aber wir fragen: hätte der Bischof es über sich vermocht, eine jener Confirmandinnen des Pfarrers von Villemandeur in so feierlichem Augenblick an das Bett eines sterbenden Sünders zu führen? Wäre er nicht davor wie vor einem gotteslästerlichen Frevel zurückgewichen? Ein Bischof, der bei der Erwägung solcher Greuel in dem Schritte des Priesters Loyson nicht das Mittel zur Reinigung der Kirche erblickt, frevelt an der heiligen Kindheit, verschmäht es, den befleckten Tempel der Religion überhaupt zu entsühnen.

Nun zum Zweiten. Victor Hugo hat bekanntlich eine Gedichtsammlung herausgegeben unter dem Titel „Die Kunst, Großvater zu sein“. Gaston Feugère unterwarf dieselbe in dem Journal „Le Français“ vom 3. Juni 1877 einer strengen Kritik; es mag manches wahr daran sein, wahr z. B., daß er in dem Kinde nicht

viel mehr als ein belebtes Spielzeug sieht. Victor Hugo hat eben als Großvater geschrieben, nnd Großväter, das weiß man, verzärteln, ja verziehen wol ihre Enkel. Aber unter anderem leugnet Victor Hugo auch in dem Gedichte „Encore l'Immaculée conception“ die Erbsünde (eine Ansicht freilich, die wir auch von einem jungen unverheiratheten Manne beim Anblick eines Kindes aussprechen hörten), und daran nimmt der Feuilletonist des frommen Blattes Anstoß. Er sagt: „In Wahrheit, die Kirche beneidet den Dichter nicht um seine Art, die Kinder zu lieben. . . . Was die Kirche in dem Kinde liebt, das ist vor allem seine Seele, und der Abbé Dupanloup, wie sich Herr Hugo in einem Verse geringschätzig ausdrückt, zeichnet in wenigen einfachen und starken Zügen die Kluft zwischen der christlichen Liebe und einer überzierlichen Poesie, die mehr Einbildungskraft als Empfindsamkeit hat.“ Dann schilderte der Feuilletonist den Blick der Mutter in die unschuldige, lautere Seele eines Kindes und fährt fort: „Wird diese reine Klarheit, dieses unschuldige Licht niemals getrübt werden? Das ist die wahre Sprache der Kirche, diejenige, an welche Herr Victor Hugo niemals heranreichen wird. Er mag sich übrigens beruhigen. . . . Das Dogma ermahnt die christliche Liebe, das Kind mit einer besorgtern Zärtlichkeit zu überwachen, weil, wenn es auch im Kinde das zarterweise sogenannte ‚Fleckchen vom gelobten Lande‘, jene gesegnete Stelle gibt, welche den guten Samen bewahrt, die Leidenschaften auch in der Begehrlichkeit, Folge der Erbsünde, eine furchtbare Kraft und Gewalt finden und sein Herz bald dem göttlichen Thau verschließen würden u. s. w.“ Das ist alles recht schön und gut, ungefähr sagt das der Pfarrer auch, aber der von Villemandeur nur mit ein bischen andern Worten. Ja, man steht starr vor Schreck, wenn man nach den schönen salbungsvollen Worten an die Greuel denkt, die — gerichtlich erwiesenermaßen! — alljährlich von katholischen Pfarrern in Frankreich an den Kindern begangen wurden, und man fragt sich: wo

nehmen denn diese Vertheidiger der katholischen Kirche den Muth her, die entsetzlichen Folgen des Cölibats zu vergessen, und statt dessen einen Dichter zu verdammen, der bei aller Tändelei, die wir zugeben, doch in dem Kinde eine heilige Offenbarung verehrte. Und wenn derselbe dann spöttisch in die Worte ausbrach: „Wie? dieser Haufen Kinder wäre nur ein Haufen Missethaten?“, steht es denn einem Vertheidiger des Cölibats an, diesen Vers „lächerlich und grob“ zu nennen, ohne nur mit einem Worte jener Schandthaten zu gedenken, die, von Priestern verübt, in den Herzen der Eltern wie in dem des Großvaters Victor Hugo allen Glauben an das Dogma und an die Reinheit der Kirche vernichten müssen? Aber es war ja ein „ehemaliger Militär“! Der Ekel überkommt uns. . . .

Zerstreuen wir uns nach diesen Widerlichkeiten durch eine spaßhafte Anekdote. Wie der Schwindel, der damals mit der weltlichen Herrschaft des Papstes getrieben wurde und den der Bischof von Orleans so rührig genährt hat, zur Possenreißerei ausarten konnte, das erlebte man in Orleans selbst. Es war damals in Frankreich auf den Bällen eine Quadrille Mode geworden, „Les lanciers“ genannt. Als aber die Chassepots bei Mentana „Wunder“ gethan hatten, fand man diesen Namen zu weltlich, und so kündigte denn eines Sonntags ein öffentlicher Tanzboden, fortgerissen von dem hier herrschenden klerikalen Geiste, folgende Einladung an: „Heute großer Ball. Entrée 50 C. für Herren. Freier Eintritt für Damen. Um 10 Uhr ‚Les zouaves pontificaux‘, große heroische Polka.“ Ein verirrtes Schaf, das der Heerde Panurgs nicht folgen wollte, fragte, ob der Musikdirector sich einer Chassepotflinte oder eines Bischofsstabes als Taktstockes bediene, und ob etwa jener „ehemalige Militär“ von Villemandeur zouave pontifical gewesen wäre. Ein anderer guépin (d. h. Witzbold, so nennen sich die Einwohner von Orleans selbst) meinte, daß dies vielleicht die Organisation des *niedern* Mädchenunterrichts wäre; da die

„Damen", die zu diesen Bällen freien Eintritt hätten, oft weder lesen noch schreiben könnten, so wäre es angenehm und nützlich zugleich (utile dulci!), sie durch Kapell- und Tanzmeister in den guten Grundsätzen der moralischen Ordnung unterweisen zu lassen; anstatt langweilige Schulaufgaben auszuarbeiten, würden diese liebenswürdigen Zög- und Schmetterlinge die Geschichte der weltlichen Herrschaft des Papstes tanzen (wie ja auch schon die Taglioni „Geschichte" getanzt hat). Man kann boshaft sein in Frankreich; allein die Ausartungen der Alleinseligmachenden trugen die Schuld selbst, wenn man im vorigen Jahrhundert im Theater rief: A bas les mains, monsieur l'Abbé!", und wenn man in Orleans frug, ob die „päpstlichen Zuaven" der Tänzerinnen des Alkazar nicht auch ihren Einzug in die Salons der schönen Büßerinnen der hohen Aristokratie halten würden; alle Künste seien in den Dienst der katholischen Kirche getreten, nur die Choregraphie habe bisher geschmollt, obgleich doch schon König David — gewiß ein heiliger Mann — der Bundeslade entgegengetanzt sei; jetzt sei die Lücke ausgefüllt, Terpsichore reiche der heiligen Cäcilie die Hand und vielleicht begeistere die heroische Polka mehr zum Kampfe für Papst und Kirche als ein Hirtenbrief. Nun, die braven „guépins" sprachen durchaus nicht im Sinne Voltaires, sondern in dem der Jesuiten, die ja schon den kirchlichen Baustil verweltlicht hatten und durch den sogenannten jesuitischen Stil die Gemüther nicht zu erheben, sondern zu blenden suchten; mit der Fiedel haben sie die Wilden von Paraguay bekehrt und regiert, so verstehen die ehrwürdigen Väter den Fortschritt: die Welt geht nicht, sie tanzt vorwärts. En avant, les violons! aber immer ad majorem Dei gloriam, bis die Bethörten erkennen, daß sie, wie jene Königstochter Dahut im bretonischen Märchen der Teufel zum Tanze geladen hatte.

Das war alles Spaß, nicht wahr? Es ist kaum glaublich, wie die Klerikalen aus diesem Spaße wirklich

Ernst gemacht haben. Was ich hier nach Ch. Sauvestre erzählen werde, hat sich zwar in andern Diöcesen als der des Bischofs Dupanloup zugetragen; aber derselbe hat sicher davon Kenntniß gehabt, und die Sache wirft ein grelles Streiflicht auf die Polemik dieses Bischofs gegen die Aufbesserung des weiblichen Unterrichts durch den Minister. Wie werden also die Mädchen erzogen, die den klösterlichen Erziehungsanstalten anvertraut werden?

Allerdings haben sie ihre Unterrichtsstunden, wo sie mehr oder weniger Kenntnisse in den Fächern der gewöhnlichen Bildung einsammeln; aber daneben giebt es, außer dem wirklichen Gottesdienste, eine Menge seltsamer Uebungen und Faxen, die unter dem Deckmantel der Religion getrieben werden und zur Bigoterie und Dummheit führen. So unter andern la milice du pape, die päpstliche Miliz, eine fromme Vereinigung, deren Mitglieder, und zwar Mädchen wie Knaben, päpstliche Zuaven genannt wurden. Man sieht, daß der Spaß in Orleans bitterer Ernst war, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Soldatenrolle von „achtelsweltlichen" Schönen auf dem Tanzboden gespielt wurde, während sie bei den Nonnen des Sacré-Coeur in L. (Sauvestre hat nicht ausgeschrieben; ich vermuthe Lyon) Mädchen der besten Familien spielten. Diese Gesellschaft war im Januar 1865 daselbst eingeführt worden, bald führten sie die Mädchen der Klosterschulen des Ordens der unbefleckten Empfängniß und die Knaben der „christlichen Lehrbrüder" zu B. bei sich ein; die Miliz wurde gleichzeitig in dem Collége (Gymnasium) de Saint-Joseph de Tivoli zu B. eingeführt, „wo 500 Kinder nicht müde werden für den Triumph der Kirche zu kämpfen". Worin bestand denn der Kampf? Das betreffende Kind unterschrieb folgenden Werbeschein: „Ich trete auf ein Jahr in die päpstlichen Zuaven ein"; damit verpflichtete es sich auf seine Ehre, jeden Tag Gott für den Triumph des Papstes, diese vier Dinge zu opfern: 1) eine Stunde Stillschweigen, 2) wenigstens eine Stunde Arbeit, 3) täglich eine vollkommene Frei-

stunde, d. h. eine Freistunde, die zum größten Theil in Spielen bestehen soll, 4) jeden Sonntag communicirt das Kind für den Papst. Sauvestre hat das Dienstbuch geschildert; die erste Seite trug folgende Inschrift:

La milice du pape
dans les maisons d'éducation.

Nom de la maison
Nom du soldat   eines solchen kindlichen Zuaven,
Nom du corps
Grade
Année de service

und auf der Rückseite steht:

Vu, approuvé et vivement recommandé.
Florian,
archevêque de Toulouse.

Toulouse, le 9. Janvier 1868.

Das Kleine Seminar von Saint-Pierre-sous-Rodez im Departement der Obergaronne zählte im Jahre 1868 auf 184 Schüler 177 päpstliche Soldaten in drei Divisionen, und zwar getheilt in 112 päpstliche Zuaven und 65 sogenannte Légionnaires d'Antibes.

In andern klerikalen Schulen gründete man zur Abwechselung eine andere Miliz; so bestand mit päpstlicher Genehmigung bei den Nonnen vom Orden der Heimsuchung in Bourg (Departement Ain) la garde d'honneur du Sacré-Coeur de Jésus, gegründet im Jahre 1863. Hier verpflichtete sich die Gardistin zu einer gewissen Stunde, die auf ein Zifferblatt geschrieben war, bei dem (abgemalten) Herzen Jesu Schildwache zu stehen; ein solches Zifferblatt faßte 150—2000 Namen.

Alles was mit diesen religiösen Spielereien zusammenhängt, ist so lächerlich, so kindisch, so abgeschmackt, daß dem gesunden Menschen der Verstand stillsteht; diese Uebungen erregen in den kindlichen Gemüthern eine frömmelnde Liebelei, die zuletzt stumpfsinnig macht; von Moral aber ist keine Spur zu finden. Und angesichts solcher Albernheiten, die freilich nicht nur den Geist ab-

stumpfen, sondern auch den Keim des Fanatismus in die Kinder legen, wagte es damals der Bischof von Orleans, die wahrhaft edlen und sittlichen Bestrebungen des Ministers, den weiblichen Unterricht zu heben, mit beschimpfenden Ausdrücken zu bekämpfen, des Ministers, der einem allgemein empfundenen Bedürfniß abhelfen wollte, dessen Existenz Dupanloup kurz vorher selbst öffentlich anerkannt hatte?!

Freilich, ehe der Minister Duruy an sein Unternehmen ging, hatte Dupanloup schon einen andern Versuch der Fortbildung der weiblichen Jugend als gottlos denuncirt, weil er nicht unter priesterliche Leitung gestellt wurde; es war dies die Société pour l'enseignement professionel des femmes, die gewerbliche Fortbildungsschule für Frauen, welche Frau Elisa Lemonnier in Verbindung mit andern edeldenkenden Damen in Paris gegründet hatte. Wir wissen nicht, ob es Dupanloup bekannt war, daß diese Dame sowie ihr Gemahl früher der Saint-Simonistischen Schule angehört hatten; sie hatte aber, wie die andern Jünger auch, das Phantastische derselben längst abgestreift und nur die wirthschaftlichen sittlichen Tendenzen davon bewahrt. Von diesen ging sie bei der Gründung der Gewerbeschule aus, und es giebt in Deutschland sicher unter der nur ein wenig aufgeklärten Gesellschaft nicht Eine Mutter, die den sittlichen Grundsätzen, deren Gehalt Frau Lemonnier den Schülerinnen einprägte, nicht mit ganzem Herzen beigestimmt hätte. Aber freilich, Frau Lemonnier rieth den Mädchen, um sich vor den Gefahren zu beschützen, von denen sie in der Welt bedroht seien, streng über sich selbst zu wachen und ein unbedingtes Vertrauen in die Liebe und Umsicht ihrer Mutter zu hegen, vom Beichtstuhle aber sprach sie nicht. Und deshalb nannte der Bischof von Orleans diesen Unterricht einen gottlosen. Der fortwährende Mißbrauch aber, welchen die Priester mit ihrer Macht trieben, rechtfertigte die wackere pariser Dame und ihre Mitarbeiterinnen vor Gott und den Menschen.

Wozu aber endlich dieses päpstliche Zuavenspielen geführt hat, das sagt uns die Gaukelei von Lourdes und Paray-le-Monial, das sagt uns das Wallfahrtslied mit dem Refrain:

Sauvons Rome et la France
Au nom du Sacré-Coeur!

II.

Was hat in der Zeit, die wir auf die Erzählung seines Streites mit dem Minister Duruy verwendet haben, der Herr Bischof nicht alles gethan, geschrieben, geredet! Kein Zauberkünstler eines magischen Salons kann sich mit ihm an unerschöpflichen Ueberraschungskünsten messen. Im April 1863 denuncirte er in einer „Verwarnung an die Familienväter und die Jugend" alle ungläubigen Philosophen der Gegenwart: Littré, Renan, Taine u. s. w.; es handelte sich darum, die Aufnahme Littrés in die Akademie zu verhindern, und die „Unsterblichen" ließen sich in der That einschüchtern, und schlossen diesmal vor dem Anathematisirten die Thür zu. Sie haben sich später ihrer Schwäche geschämt und ihm die Thür wieder geöffnet; aber, wie schon früher berichtet, kaum war Littré eingetreten, so ging Dupanloup hinaus. An allem Unglück der Zeit waren nach des Bischofs Meinung, der noch viele andere Broschüren darüber geschrieben hat, nur diese Freidenker und Atheisten schuld, und er mag auch nicht ganz unrecht haben, wenn er den Positivismus Littrés und Taines dafür verantwortlich macht, daß der päpstliche Stuhl wackelt; der Unglaube ist das natürliche Kind des Jesuitismus und des Ultramontanismus, Jesuiten haben Voltaire erzogen. Daß aber „Das Leben Jesu" von Renan die Cholera und die Reblaus herbeigeführt habe, das wird nicht so leicht jemand einleuchten. Sollte sich denn der französische Bauer nicht zuletzt fragen: warum

werden denn aber nur wir guten Katholiken von dem Unheil betroffen und nicht diese Philosophen? Was aber der katholische Priester dem gesunden Menschenverstande zu bieten wagt, davon haben wir damals selbst ein Beispiel erlebt. Im Jahre 1866 erfuhr das Thal der Loire eine der periodischen Ueberschwemmungen dieses Stromes, des flüssigen Symboles des französischen Volkes, das auch seine periodischen Revolutionen macht; der Aumonier (Geistliche) des Lyceums hielt bei Gelegenheit einer Ceremonie in der Schulkapelle eine Predigt und sagte, ganz im Sinne seines Bischofs, daß „uns Gott diese Plagen schicke, um uns für unsere Sünden zu strafen". Vor ihm aber saßen neben dem Gymnasialdirector dessen Verwandte, die, eben von der Katastrophe heimgesucht, bei demselben Zuflucht gefunden hatten. (Der Strom hatte den Damm durchbrochen, ihre Fluren verwüstet und versandet und ihren schloßartigen Wohnsitz in Einem Anprall umgestürzt.) Einer Familie gegenüber, die wie diese allgemein als ebenso religiös wie redlich und arbeitsam geachtet war, sich eine solche Deutung einer längst erklärten und regelmäßig zu erwartenden Naturerscheinung zu erlauben, war nicht nur ungereimt, sondern auch unschicklich.

Vielleicht wird man es für ganz natürlich finden, daß derjenige, welcher über die genannten Philosophen das Anathema ausgesprochen hatte, auch die Encyclica des Papstes und den Syllabus vertheidigt hat, jene ungeheuerlichen Spottgeburten des frechsten Pfaffenthums, worin die religiöse Duldsamkeit eine Pest genannt und in unverhüllten Ausdrücken die Inquisition zurückverlangt wird, um die Ungläubigen zu bekehren. Es scheint aber doch, als ob der Bischof sich in seinem Innern gesträubt habe; der Mann von Welt konnte sich nicht ganz in ihm verleugnen, und etwas gesunden Menschenverstand läßt die Berührung mit dem Alterthum, wenn es auch nur durch Uebersetzungen geschehen ist, doch im Menschen zurück. Der Bischof hatte sich dem so geschmähten „respect

humain“, der Scheu vor der Welt, doch nicht ganz entziehen können; er drehte und wendete sich, um die Sache nicht so gar schwarz erscheinen zu lassen. So hieß es unter anderm, die Ausdrücke des päpstlichen Kanzleistils würden von den Laien leicht gemißdeutet, die Bischöfe allein verständen sie zu erklären. Ist dem wirklich so, warum redet ihr denn in Hieroglyphen, wenn ihr zum Christenvolke sprecht? Aber ihr schämt euch nur, euere Meinung offen herauszusagen, und so war es auch hier. Wir kommen auf die Inconsequenz zurück, in welche sich der Bischof Dupanloup hier verwickelt hatte.

Eine wirkungsvolle Gelegenheit, seinem leicht erregbaren Zorn freien Lauf zu lassen, boten ihm die bekannten Congresse zu Mecheln. Der erste (August 1864) war halb ein kleines, nicht officielles Concil, dem schon 1862 bei der Heiligsprechung der japanesischen Märtyrer in Rom ein Vorspiel vorangegangen war, halb eine constituirte Versammlung der „katholischen Partei“. Die Anhänger des Bischofs haben ein gewaltiges Aufsehen von seiner Rede gemacht, in welcher er die Ansichten seiner Partei vom öffentlichen Unterrichte entwickelte; mit Recht aber hat die französische Kritik eine Parallele mit den wirklichen Kirchenrednern Bourdaloue und Massillon gezogen, und in dem Bischof Dupanloup einen modernen Redner der Tribüne und Journalisten erkannt. Statt der strengen Dialektik begegnete man bei ihm fortwährenden Ueberraschungen, aber das scheinbar Unvorhergesehene war wohl berechnet und die ganze Improvisation eine Gaukelei, denn sie war lange vorher mühsam ausgearbeitet worden. Allerdings blendeten diese bunten Streifzüge des Kirchenlehrers auf Kunst, Politik und Literatur, über die man fast vergaß, daß es ein Bischof war, welcher sprach; zeigte sich doch der Redner sogar in der modernsten Romanliteratur bewandert, denn er machte sich über „Mademoiselle de la Quintinie“ von George Sand zu Gunsten der frommen „Sibylle“ Octave Feuillets lustig. Eine Stelle in der Rede, weche von

der französischen Kritik als beredt hervorgehoben wurde, macht auf uns Deutsche einen komischen Eindruck; er rühmte das Verdienst Karls des Großen um die Gründung von Schulen, besonders mit Hülfe eines Vorgängers Dupanloups, Bischofs Theodulph von Orleans. Daß aber Karl der Große ein Germane, gerade heraus ein Deutscher war, das erkannte der Redner nicht an, denn nach den Schulbegriffen seines Landes war Karl der Große ein französischer Kaiser, welcher das linke Rheinufer erobert hat*); Theodulph aber — das weiß man in Or-

*) Wir haben anderswo vor Jahren auf das Gefährliche dieses geschichtlichen Aberglaubens aufmerksam gemacht, der in allen französischen Schulbüchern forterhalten wird. Nach diesem Aberglauben gibt es drei französische Dynastien: die Merovinger, die Karolinger und die Capetinger, während wir die „echt französische" Geschichte nur mit der letzten beginnen. Wenn gründliche Historiker wie Duruy ihre Ansprüche auf das linke Rheinufer darauf begründen, daß dasselbe mit Beginn der Geschichte (unter Julius Cäsar) von gallischen Völkerschaften bewohnt gewesen sei, so ist wenigstens letztere Thatsache wahr, obgleich damals schon germanische Stamme den Rhein überschritten hatten. Ganz anders aber verhält es sich mit den Zeiten der Völkerwanderung, wo die römischen Provinzen von Germanen erobert, zwar arg verwüstet, aber auch staatlich neu geordnet wurden; eine Zeit lang gab es aber auf dem altrömischen Boden, auch in Frankreich, echt germanische (deutsche) Staaten. Ein solcher war der fränkische, dessen Glanzperiode die Regierung Karls des Großen war. Nun aber gilt dieser dem Volke für einen Franzosen, und so hörte ich denn einmal an der Wirthstafel in Montargis bei Orleans, als man von den Rechten Frankreichs auf das linke Rheinufer sprach und sich auf Ludwigs XIV. Eroberungen berief, einen Commisvoyageur ausrufen: „Und Karl der Große" — Et Charlemagne! In diesem Sinne sagt denn auch Lottin, Chronist der Stadt Orleans, daß die Einwohner derselben durch Chlodwigs Eroberung „Franzosen" geworden seien. Darauf erwiderte denn ein Bewohner der Stadt selbst, Fleury, damals Professor der Geschichte am Lyceum, in einer Broschüre, „Orléans et ses historiens" (Orleans 1837): „Seit länger als einem Jahrhundert gibt jedermann zu, daß die Franken nicht Franzosen, sondern Deutsche sind. Die Einwohner von Orleans haben im 5. Jahrhundert nicht Franzosen werden können, weil es Franzosen erst im 9. Jahrhundert gegeben hat. Man nennt französisches Volk dasjenige, das, von den mit den Römern vermischten Galliern herstammend und außerdem von

leans — war ein Gothe aus Septimanien, also auch germanischer Abkunft. (S. Théodulfe ꝛc. Doctoratsthese des Abbé Baunard, Paris, Douniol, 1860. Andere nehmen einen andern germanischen Ursprung an). Wir danken Dupanloup für die unfreiwillige Schmeichelei. Auf dem im September 1867 abgehaltenen Congreß erklärte er, daß er den Lehren des Syllabus vollkommen beistimme, aber er that es, ein echter Jünger seines Landsmannes François de Sales, auf so weltmännische, es möglichst bequem machende Weise, daß man ihn den sogenannten „liberalen Katholiken" beizuzählen pflegte.

Die Gelegenheit, ein ganz eigenthümliches Aufsehen zu machen, bot ihm seine bischöfliche Stadt selbst. Am 7. Mai 1429, einem Sonnabend, hatte Jeanne d'Arc die Engländer aus der Feste des Tourelles am südlichen Brückenkopf (linkes Ufer) der Loire geworfen, von wo aus sie Orleans zu nehmen drohten; der Schlag war so entscheidend gewesen, daß sie in der Nacht die Belagerung aufhoben und stromabwärts zogen. Alljährlich wird nun diese Befreiung der Stadt, die die Befreiung Frankreichs vom englischen Joche znr Folge hatte, in Orleans festlich gefeiert.*) Das Hauptfest findet am 8. Mai

---

fränkischen Stämmen rekrutirt, seine Unabhängigkeit im 9. Jahrhundert begründet und erst in dieser Epoche eine ihm eigene Sprache gehabt hat. Das französische Volk ist mit der französischen Sprache geboren worden. Behaupten daß die Franken, welche rein deutsch sprachen, oder auch, daß die Gallo-Römer, welche lateinisch sprachen, Franzosen sind, heißt behaupten, daß die Inder, Unterthanen der Indischen Compagnie, Engländer sind. Die Franzosen haben den Franken weder ihre Sprache noch ihre Sitten, sondern nur ihren Namen entlehnt, weil dieser Name durch zahlreiche glänzende Siege gesichert war." So sprach vor 40 Jahren ein Franzose, ein Bewohner von Orleans; damals war man noch gerechter gegen Deutschland.

*) Wir verweisen hier auf unser Werk „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Leipzig, Albert Unflad 1885. Nur äußerst Weniges führen wir daraus hier an, als unbedingt zum Verständniß der Biographie gehörig.

statt; an diesem Tage ist in der großartig geschmückten Kathedrale feierlicher Gottesdienst, wobei seit langer Zeit eine Lobrede auf Jeanne d'Arc gehalten wird.

Wir haben dieser Feier niemals ohne tiefe Rührung und Begeisterung beiwohnen können; allerdings war unser persönliches Schicksal von früher Jugend an eng mit der Geschichte Johannas verwachsen, aber diese Geschichte selbst, in ihrer Wirklichkeit, nicht wie sie uns bei Schiller geschwächt erscheint, ist so rührend und wieder so erhebend, daß man bei der festlichen Vorführung derselben an dem Orte der wunderbaren Heldenthat unwiderstehlich sich ergriffen fühlt. Was wunder, daß diese Geschichte und diese Feier auf einen Bischof von poetischer Anlage und erregbarem Gemüthe einen lebhaften Eindruck gemacht, daß er derselben von seinem Standpunkte aus eine noch größere Bedeutung zu geben versucht hat. Nur Eins muß uns eigentlich wundern, daß dies nicht schon längst von einem andern geschehen war. Aber sagen wir es gleich von vornherein, die Jungfrau von Orleans hat von Anfang an Unglück mit den Bischöfen und der Geistlichkeit gehabt. Nach der unglücklichen Schlacht bei dem nahen Rouvray-Saint-Denis (13. Febr. 1429), deren Ausgang den Fall von Orleans zu weissagen schien, hatte sich der Bischof der Stadt, Jean de Saint-Michel, feig aus dem Staube gemacht (18. Febr.), während gerade die Jungfrau voll Begeisterung und Todesmuth auf dem Wege zum König nach Chinon war. Am 8. März erfuhr der Graf Dunois, daß man ein Loch in die Stadtmauer gegraben hatte, um den Feind nächtlicherweile eindringen zu lassen; als Verräther ward ein Priester, der Superior des Krankenspitals bezeichnet; bei Zeiten gewarnt, entrann er der Wuth der Bürger durch die Flucht. Was man auch sagen mag, es war ein Bischof, es waren Priester, welche die Jungfrau verurtheilt haben — der Gerechtigkeit zu Liebe nennen wir als Ausnahme den edeln Augustinermönch Isambart, der sie mit Gefahr seines Lebens während des Processes mit

seinem Rathe unterstützt hatte und ihr noch in der Todesstunde mit seinem Troste beistand —; nicht aus eigenem Antriebe hat der Papst und die Kirche die Revision des Processes vorgenommen, sondern die Mutter und die Geschwister trieben den armseligen König, der nichts für die Rettung seiner Retterin gewagt hatte, auf die Revision anzutragen. Ja die Priesterschaft von Orleans selbst unternahm, gestützt freilich auf einen Volksaberglauben, die fromme Märtyrerin um den schönsten Theil ihres Ruhmes zu betrügen, und behauptete, die Stadt habe ihre Errettung den Bischöfen Saint-Euverte (gest. 388) und Saint-Aignan, ihrem Schutzpatron, zu verdanken, welchem letztern schon die Niederlage Attilas vor den Mauern von Orleans (14. Juni 451) zugeschrieben wird, (die sich allerdings durch die Heere des Aetius und des Westgothen Theoderich natürlicher erklärt, das Verdienst des Bischofs war nur, die Einwohner zur Ausdauer und zum Gottvertrauen ermahnt zu haben); beide Bischöfe sollen während des Kampfes auf den Stadtmauern erschienen sein und die Engländer erschreckt haben. Als daher der Cardinal d'Estouteville, Legat des Papstes Nikolaus V., am 7. April 1452 denjenigen, die der Procession vom 8. Mai und der Todtenmesse für die Gefallenen in der Kirche Saint-Aignan beiwohnen würden, Ablaß von einem Jahre und hundert Tagen gewährte, erwähnte er keineswegs die Märtyrerin, sondern nur die Bischöfe als die wahren Retter; ebenso wenig thun es die Ablaßbriefe, die von Bischöfen der Stadt 1453 und 1474 erlassen wurden, ebenso wenig ein gleicher des Bischofs von Autun 1482; der Chronist von Orleans, Lottin, löst uns das Räthsel, wenn er von dem Ablaß für die Theilnahme an Procession und Messe sagt: „Ce qui produisit beaucoup d'argent à l'église d'Orléans.“ („Was der Kirche von Orleans viel Geld einbrachte.“) Nicht die Priester, sondern die Laienwelt, die Bürger, die Frauen und Jungfrauen von Orleans hielten das Andenken des heiligen Mädchens aus dem Volke in

Ehren; die letztern opferten ihre Kleinodien und erschöpften ihre Ersparnisse, als der Jungfrau 1458, im Jahre des Todes ihrer Mutter, die in Orleans verschied, auf der dortigen Brücke das erste Denkmal errichtet wurde.

Wir müssen noch Folgendes hervorheben. Wenn irgendjemals, so wäre hier Ort und Gelegenheit gewesen, für Frankreich ein Nationalfest zu gründen, und in der That feierten damals mehrere französische Städte jährlich die Rettung der Stadt Orléans, ohne welche „der Rest des Königreichs arg beschädigt worden sein würde". Und doch ist nichts als eine rein örtliche Festlichkeit daraus geworden, von welcher bis vor wenigen Jahren außerhalb Orléans nur wenige Franzosen etwas wußten. Wahrhaft allgemeine nationale Sympathie begann man erst 1865 für Jeanne d'Arc zu erwecken, als man beschloß, den Ursulinerinnen in Rouen den Thurm abzukaufen, den letzten Rest des alten königlichen Schlosses, worin die Gefangene mit der Folter bedroht worden war; wohl zu beachten, die frommen Schwester, auf deren Grundstück sich der Thurm befand, verweigerten jedermann, selbst Frauen (wir sprechen aus Erfahrung), die Besichtigung, sie weigerten sich sogar ihn der Stadt Rouen zu verkaufen, und es bedurfte der Entscheidung der Regierung, um die Nation, gegen Bezahlung an die Nonnen, in Besitz dieses Denkmals zu setzen; das ist der Patriotismus der französischen Klosterfrauen.

Die Stadt Orléans allein hat in dankbarer Treue das Gedächtniß der Jungfrau bewahrt und verherrlicht, nur die Stürme der großen Revolution führten eine Unterbrechung herbei. Im Jahre 1803 wurde die traditionelle Jahresfeier wieder aufgenommen. Von jetzt an wurde das Fest stets im Sinne der jeweiligen Politik von der herrschenden Partei für ihre Zwecke ausgebeutet.

Der Zeitgeist sprach sich natürlich besonders in dem Panegyrikus aus und man kann sich denken, welch royalistische Begeisterung, welcher Haß gegen die Aufklärung nach der Rückkehr der Bourbonen in diesen Predigten

wehte. Epoche macht hier besonders das Fest von 1817, bei welchem soviel als möglich die alten Gebräuche wiederhergestellt wurden. Die Rede hielt der Abbé Vernet, erster Aumonier des königlichen Hauses, später Erzbischof von Aix, welcher unter anderm sagte: „Mir ist als hörte ich Jeanne d'Arc von ihrer himmlischen Wohnung herab ... diese dringende und nothwendige Ermahnung an euch richten: Bürger von Orleans, mit Hülfe eurer Väter vertrieb ich die grausamen Feinde, die die Stadt belagerten; aber noch schrecklichere giebt es, die euch in diesem Augenblicke belagern, die Gottlosigkeit, der Materialismus, ja der Atheismus stehen vor euren Thoren und lauern um euch wie brüllende Löwen bereit euch zu verschlingen; bekleidet euch, um sie zurückzuschlagen, mit jenen Waffen, von denen der heilige Paulus spricht: die Gerechtigkeit sei euer Panzer, nehmet den Helm des Heils und das geistige Schwert des Wortes Gottes und bedeckt euch mit dem Schilde des Glaubens; hütet euch, daß man euch nicht durch eine falsche Philosophie überliste ... mißtraut jenem treulosen Verführer, der, indem er mich verunglimpfte, die Religion und die Sitten noch mehr beschimpft hat. Werft sie, ja werft sie ins Feuer, seine gottlosen und zügellosen Schriften ...!" Die Schriften Voltaires nämlich. Sein unseliges Poem wird allerdings nie entschuldigt werden; aber es steht auch dem römischen Klerus nicht an, dies als Vorwand zum Kampf gegen die Aufklärung zu benutzen und die Jungfran von Orleans zu seiner Helfershelferin zu entweihen.

Eine Parallele von heute und damals scheint uns erzählenswerth. Am 8. Mai 1819 sprach der Abbé Frayssinous, später Minister der Culte und des öffentlichen Unterrichts, den Panegyrikus; tags darauf wiederholte er in der Kapelle des Lyceums seine in Paris gehaltene Rede über die Nothwendigkeit der Missionen in Frankreich; sein Vortrag brachte aber nicht die Wirkung hervor, die man davon erwartete!

Mit dem Bürgerkönigthum von 1830 ward der Li-

beralismus die officielle Staatsmaxime, zwischen Regierung und Geistlichkeit aber herrschte eine tiefe Verstimmung; von 1831—39 fand bei dem Feste keine religiöse Ceremonie statt; in der rein bürgerlich-militärischen Procession wurde die Büste Ludwig Philipps getragen. Erst 1840 nahm der Klerus wieder theil an der Feier, aber, sagte das Journal „L'Orléanais“ vom 6. Mai, „die Lobrede auf Jeanne d'Arc wird dieses Jahr in der Kathedrale nicht gehalten werden . . . die Kanzel wird stumm bleiben. Sollten die Allianz mit England und Hr. Thiers das Andenken und die Thaten des Herzogs Bedford und seiner Engländer unter ihren Schutz nehmen wollen“? Die Jungfrau wurde der Asche Napoleons geopfert, welche die Königin Victoria erlaubte von Sanct-Helena nach Paris zu holen; die wunderbarste glänzendste Rettung Frankreichs durfte nicht gefeiert werden und zwar dem hochmüthigen Sieger von Crécy und Azincourt zu Liebe, und einer Dynastie zu Ehren, die mit Waterloo geendet hatte!*) Gott aber hatte nicht umsonst das Wundermädchen von 1429 geschickt, er hat den schmählichen Undank von 1840 unter einem andern Napoleon bei Sedan bestraft. Wie man erwarten konnte, so trug das Fest von 1848 nach der Februarrevolution einen großartigen patriotischen Charakter, die Nationalgarden der ganzen Umgegend waren herbeigeströmt, um an dem Festzuge theilzunehmen. Im Jahre 1849 bestieg Dupanloup den Bischofsstuhl von Orléans. Vier Punkte sind nun zu beachten:

1) Die Geistlichkeit hat von Anfang an den Ruhm

---

*) Schon dreihundert Jahre früher hatte man dem englischen Nationalgefühl Englands eine ähnliche Schonung angedeihen lassen. Die Chronik berichtet zum 1. Mai 1514: Der Hof untersagte durch eine Verordnung den in Orleans herrschenden Gebrauch, Gerüste längs der Straßen, durch welche in diesem Monat die Procession zog, aufzuschlagen, weil man darauf Spottlieder auf die Engländer sang, mit denen man so eben durch (die Vermählung Ludwigs XII. mit Marie, Schwester König Heinrichs, Frieden geschlossen hatte.

der Jungfrau nur geschmälert. Ein Bischof ließ sie als Hexe verbrennen, die Kirche, der Papst selbst haben sich nicht dagegen erhoben; erst die dringenden Bitten der armen Mutter und Geschwister hat letztere angetrieben, den Revisionsproceß anzustellen; priesterliche Gaukelei will sogar Johanna um ihren Ruhm betrügen und schreibt die Rettung der Stadt den heiligen Bischöfen Euverte und Aignan zu. Die Laienwelt allein ist der Retterin von Anfang an treu geblieben und hat ihr Andenken gerettet.

2) Ihr Ruhm ist aber jahrhundertelang nur auf eine Oertlichkeit beschränkt geblieben. Nach kurzen und vereinzelten Anläufen im 15. Jahrhundert hat sie die französische Nation von der Zeit der Renaissance an vergessen; die Versuche einzelner Dichter, das Gedächtniß der Märtyrerin ihres Volkes zu retten, sind umsonst; die größten Künstler und Dichter Frankreichs bekümmern sich nicht um sie, der größte Geist des 18. Jahrhunderts giebt sie dem Spotte preis.

3) Zuletzt erlischt ihr Andenken selbst in Orléans, wo ihr Denkmal 1792 vernichtet wird. Fremde, vor allem ein Deutscher, Schiller, bringen sie wieder zu Ehren.

4) Sobald ihre Feier in Orleans wiederhergestellt ist, wird sie von den Parteien, in Orleans von den geistlichen Festrednern, zu politischen oder klerikalen Zwecken ausgebeutet, gemißbraucht. Der erste und einzige, der die geschichtliche Bedeutung der Jungfrau (trotz geringer Irrthümer in Daten und Thatsachen) richtig gewürdigt hat, ist der Feind der klerikalen Partei, der Historiker Michelet.

Endlich, was die Art und Weise betrifft, wie das Andenken der Jungfrau von Orléans gefeiert wird, so ist diese Feier eine militärisch-kirchliche. Wir müssen anerkennen, daß dadurch die Färbung der Epoche am treuesten wiedergegeben wird; kriegerisch war das Leben der Heldin, religiös ihr Sinn und der Quell ihrer Begeisterung;

bei der Vorfeier am 7. Mai und in der Kathedrale, wo sie einst selbst gebetet und Gott für den Sieg gedankt hat, fühlt man sich ganz in ihre Zeit zurückversetzt. Ganz schön. Aber sollte man nicht auch der Gegenwart Rechnung tragen und endlich einmal auch die Laien zu Wort kommen lassen, sie, die allein die treuen Bewahrer des gefeierten Namens gewesen sind?

Solchen Bedenken und Fragen stand der Abbé Dupanloup gegenüber, als er im Jahre 1849 als Bischof in „die Stadt der Jungfrau" (Orleans heißt kurzweg la ville de la pucelle) einzog. Sagen wir gleich von vornherein kurzweg: er hat sie niemals in Erwägung gezogen, die meisten nicht gekannt, wenigstens nicht beachtet; er ist einfach auf dem breitgetretenen Wege des Herkommens weiter gegangen und hat, sein Unternehmen mit dem schönen Anschein des Patriotismus ausschmückend, das vom Abbé Bernet 1817 begonnene Werk der Ausbeutung auf die Spitze getrieben. Indessen debutirte er auf glänzende Weise. Dem erweckten Bewußtsein von der Verpflichtung der Stadt und des Landes gegen die jungfräuliche Retterin genügten die bisherigen Denkmäler nicht mehr. Zum ersten mal wurde der Wunsch nach einem neuen großartigen Monument 1839 im Municipalrathe bei Gelegenheit der Benennung der Straße Jeanne d'Arc laut. Als sich nun der Bildhauer Foyatier, schon berühmt durch seinen Spartacus im Tuileriengarten, 1845 bereit erklärte, ein solches zu schaffen, nahm man das Anerbieten an mit der Erklärung, daß man ein Reiterstandbild wünsche. Die Einweihung erfolgte am 8. Mai 1855. Glänzende Festlichkeiten, unter andern eine prachtvolle Cavalcade aller geschichtlichen Persönlichkeiten im Costüm der Zeit, verherrlichten die Feier, die Jungfrau selbst war durch ihr Banner vertreten, das die Damen der Stadt, nach dem Muster des wirklichen kostbar gearbeitet, zum Geschenk machten und das alljährlich bei dem Feste getragen wird. An diesem Ehrentage hielt der Bischof Dupanloup die Festrede; eine

bessere Gelegenheit, glänzendes Rednertalent zu entfalten, konnte sich nicht finden, sie hätte auch nur von einer wirklich schwachen Kraft verfehlt werden können, und allerdings haben alle Anwesenden ein begeistertes Andenken davon bewahrt. Wir haben einen Bewunderer des Bischofs denselben persönlich daran erinnern und sagen hören: wie nun der Redner die Worte gesprochen habe: „Nous marchons vers Rouen!", da sei die ganze Versammlung von eisigem Schauer gepackt worden. Wir glauben es ganz gern; war doch auch die Zuhörerschaft durch die außerordentliche Festlichkeit in einer feierlichen Aufregung wie selten; der Bischof hat an diesem Tage einen wirklichen Triumph gefeiert. Nur müssen wir hinzufügen, erstens, daß es doch gar zu schlimm gewesen wäre, wenn er ihn nicht gefeiert hätte, denn auch eine geringere Kraft mußte hier zu höherm Schwunge fortgerissen werden, und zweitens, daß unparteiische Kritiker in der Rede unverkennbar die begeisternde Einwirkung Michelets gefühlt haben. Ja, der bischöfliche Redner hatte den Fürsprecher der Emancipation der Gewissen, den glühenden Feind der römischen Kirche, sicher im stillen gelesen und sich an dem Feuer seiner Beredsamkeit erwärmt.

Für Orleans gründet sich der Rednerruf des Bischofs vorzüglich auf diesen Panegyrikus, denn hier allein hatte man ihn mit eigenen Ohren prüfen können, und diese Rede wird vorzugsweise betont, wenn man die Beredsamkeit Dupanloups rühmen will. Wie in den übrigen Fällen, so können wir auch hier nicht in das unbegrenzte Lob einstimmen, im Gegentheil müssen wir viel davon abziehen. Ein französisches Urtheil von einem durchaus nicht parteiischen oder herben Kritiker über ihn lautet: „Die Beredsamkeit Dupanloups hat in dieser Epoche (zur Zeit seiner Conferenzen in Notre-Dame 1834) den Prunk der Landschaften seiner Heimat. Seine Rede ist glänzend, aber ein wenig kalt, die Hyperbel herrscht vor, der Stil ist durchsichtig wie ein schöner blauer

Himmel, aber die Idee ist weder sehr ergreifend noch sehr neu. Dupanloup hat um vieles überholt, was er damals versprach, und namentlich ist er nerviger geworden; aber er hat noch immer Liebe zu hochtönenden Wörtern und zu prunkenden Metaphern. Einer seiner Biographen und Freunde, Léon Lavedan, berichtet, daß seine Collegen, wenn er predigen sollte, unter sich sagten: „Allons entendre les *magnifiques* de l'abbé Dupanloup.“ Wir haben dagegen gehört, daß er aus der hochtrabenden Rede auch recht gut in geschmacklose Trivialität verfallen konnte. Namentlich ist uns eine sogenannte Allocution im Gedächtniß geblieben, eine Redegattung, die zwar an die trauliche familiäre Sprache der Unterhaltung streifen darf, die aber doch das Maß des Natürlichen überschritt. Es war in Frankreich Sitte, (unter der dritten Republik verschwindet sie), bei allerlei bürgerlichen und weltlichen Anlässen den Klerus zur Theilnahme heranzuziehen, erstens weil der letztere ganz wie die Armee eine öffentliche Rolle spielt, und sodann weil man bei öffentlichen Acten immer etwas Prunk liebt. Erscheint so ein Bischof mit der ganzen Geistlichkeit seiner Kathedrale oder gar seiner Stadt in allen möglichen farbigen Gewändern, umgeben von den jungen Seminaristen in weißen Chorhemden, umblinkt von den hohen goldenen Kreuzen, umwallt von den Kirchenbannern, so nimmt sich eine Festlichkeit recht schillernd und prunkend aus, und so etwas hat schon den alten Galliern gefallen. Wenn daher eine Locomotive zum ersten mal die neue Bahn befuhr, wenn ein Mineralbad eröffnet ward, wenn eine Wasserleitung in Betrieb gesetzt wurde, da rief man die Soldaten und die Priester herbei, um die Ceremonie feierlicher zu machen: die Soldaten, um Ordnung zu halten, und die Priester natürlich, um die neue Gründung einzuweihen und Gottes Segen herabzuflehen. Natürlich! es meint es keiner so fromm, wir kennen das wohl. Der Ceremonie Prunk zu verleihen, das ist der ganze Kern der Sache. Und so hielt denn auch der Bischof Dupanloup

eine solche Ansprache, als die neue Wasserleitung eingeweiht wurde; wir waren wirklich aus seinem Munde auf Besseres gefaßt, denn wenn er die Koketterie der Modedamen mit hineinzog und es sehr weise von der Vorsehung fand, daß aus den Quellen kein Rosenwasser fließe, so kam uns dies doch gar zu — natürlich vor. Wir haben ihn noch bei andern Gelegenheiten sprechen hören und an dem modernen Chrysostomus, dem Goldmund, wie man ihn zu nennen beliebte, stets dieselbe goldene Mittelmäßigkeit, aurea mediocritas, beobachtet. Völlig schwach war er aber da, wo ihm die sonoren Schlagwörter der Kirche nicht zu Gebote standen. Ein beißendes Wort über ihn gebrauchte Jules Claretie, Feuilletonist der „Indépendance belge“, bei Besprechung der Senatssitzungen: „Welchen Ruf hat man nicht dem Bischof Dupanloup gemacht, der wahrlich, und das sei ohne alle Voreingenommenheit gesagt, der schwächste Redner von der Welt ist. Er ist vielleicht vortrefflich zu Hause in Orleans, dans son tripot“ wie Frau de Sévigné von Bourdaloue sagte, aber wie verdunkelt war er in der Nationalversammlung und wie wenig leuchtet er im Senat, wo er übrigens nicht weit von Littré sitzt, er der, als er die Akademie verließ, erklärt hatte, daß er sich an keinem Orte der Welt mit dem Philosophen zusammentreffen könnte. Die Kanzelberedsamkeit ist übrigens die allerleichteste; sie donnert, sie tobt, sie ist die reine Vollblütigkeit der Beredsamkeit.“ J. Claretie irrt sich indessen in seinem Citat, was einem „Boulevardier“ schon zu verzeihen ist. Frau von Sévigné schrieb am 3. Dec. 1670: „Le P. Bourdaloue prêche divinement bien aux Tuileries; nous nous trompions dans la pensée qu'il ne jouerait bien que dans son tripot.“ Sie rühmt also Bourdaloue, Claretie setzt ihn, so wie er citirt, herab. Der Bischof von Orleans reichte an diesen geistlichen Redner nicht heran. (Tripot bedeutet ursprünglich einen Ballspielsaal, erst später eine Spielhölle; hier ist es soviel als „da wo man zu Hause

ist, wo man alle Bequemlichkeit, alle Chancen für sich hat.") Noch schärfer, beißender drückte sich später ein gewisser Maxime Rude in Rocheforts „Laterne" aus: „Auf der Rednerbühne war er mehr aufbrausend als beredt; er wurde vor Zorn purpurroth, dergestalt, daß man ihn eines Tages „den bischöflichen Seekrebs" zubenannt hatte.

III.

Betrachten wir bei dieser Gelegenheit den durch seinen Panegyrikus in Orleans erst heimisch gewordenen Bischof in seinem tagtäglichen Gebaren, sozusagen in seiner Häuslichkeit, ehe wir den Abschluß seiner Thätigkeit schildern. Mittlerer Größe, von lebhaftem und zuweilen feinem Blick, welchen dann und wann ein ironisches Lächeln begleitete, von lebhafter Gesichtsfarbe, klangvoller Stimme, eher nachlässiger Haltung, wenn die Umstände es nicht anders verlangten oder der Stoff einer Rede ihn nicht fortriß, verleugnete er im gewöhnlichen Verkehr nicht den Ausdruck der Güte, den ich vor Jahren an seinen Landsleuten in Savoyen habe lieben lernen*); im Gespräch ließ er sich auch zuweilen zu munterer Laune hinreißen, wovon dann harmlose Freunde entzückt wurden. Seine nervöse Lebhaftigkeit war die Quelle seiner großen Thätigkeit, aber er förderte sie auch durch wirklichen Fleiß, wobei er allerdings zahlreiche fremde Kräfte mit in Anspruch nahm. Jeden Morgen stand er gegen 5 Uhr auf, nahm nach gelesener Messe eine Suppe oder Tasse Chokolade zu sich und arbeitete dann bis Mittag, wo er mit den Priestern seines

*) S. darüber unsere „Lettres savoisiennes", in der Pariser „Illustration" vom 29. Aug. und 5. Sept 1863, wieder abgedruckt in unsrer „Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens.

Hauses frühstückte; er selbst war äußerst mäßig im Essen; man sagt, daß er niemals Wein trank; so feuriger Natur war er, daß er im Winter in ungeheiztem Zimmer, ja oft bei offenem Fenster arbeitete. Der Nachmittag war der Verwaltung, der Correspondenz, den Besuchen u. s. w. gewidmet. Um 7 Uhr fand das Diner statt. Dann empfing er, plaudernd und spazierend, in der Stadt im großen Saale des bischöflichen Palastes, wo die Damen der Stadt der versammelten Gesellschaft einen ziemlich weltlichen Soiréeanstrich gaben, im Sommer in den Alleen des Gartens seines Kleinen Seminars. Um 9 Uhr Abends zog er sich regelmäßig zurück und überließ die Gesellschaft sich selbst. Abends nach Tische, sagt man, arbeitete er nicht mehr, um seine Sehkraft zu schonen. Er trug zwar kein gläsernes Auge, wie man gesagt hat, das eine war aber so geschwächt, daß es den Eindruck eines gläsernen machte. Seine Privatzimmer waren von der äußersten Einfachheit, seine Kleidung zuweilen mehr als nachlässig; da er in der Regel beim Spazierengehen über dem bischöflichen Kleide eine gewöhnliche Soutane trug, wobei er oft den Hut in der Hand hielt, so haben wir ihn bei unserm ersten Aufenthalt in Orleans gar nicht erkannt. Sein unruhiges Wesen bekundete sich auch bei seiner Art zu arbeiten; denn er sammelte seine Ideen, indem er manchmal stundenlang auf- und abging, immer einen an beiden Enden geschnitzten Bleistift bei sich führend; er arbeitete selbst im Wagen, weshalb er stets einen Schreiber mitnahm und führte dann das mit Papieren überladene Portefeuille in grünem Maroquin bei sich, das einst dem Fürsten Talleyrand gehört hatte. Ebenso empfing er stehend und unterhielt sich gehend. Es fragte jemand einmal den Maler, der sein Porträt gemalt hatte, warum er ihn stehend und nicht auf seinem bischöflichen Stuhle sitzend dargestellt habe. „Dupanloup sitzend“, erwiderte der Maler, „das wäre kein Porträt mehr, man würde ihn nicht wieder erkennen.“ Sollen wir alles in Eins zusammenfassen, so war seine Natur

ein sonderbares Gemisch von aristokratischem und bäuerlichem Wesen (das letztere wurzelt in der ländlichen Umgebung seiner savoyer Kindheit); er hatte alle Eigenschaften eines echten Sanguinikers.

Das letztere werden Anekdoten bestätigen, die theils verschiedenen Schriften entlehnt, theils uns von Bürgern von Orleans erzählt worden sind, und zwar nicht etwa von Gegnern, die sich hätten lustig machen wollen, sondern von ernsten Beamten, die regelmäßig jeden Sonntag in die Kathedrale zur Messe gingen, und die nur an den Eigenheiten ihres Bischofs im stillen ihre Freude hatten. „Er weiß niemals, ob er Geld hat, und wie viel“, sagte mir D., „er spricht nur so von ‚10000 Frs.‘, wie wenn das gar nichts wäre; einmal ging er hinaus auf das Kleine Seminar und verlangte von dem Oekonomen (dem Hausverwalter) rasch 20000 Frs. „Ich gebe sie Ihnen wieder, nur schnell“; ob die Ordnung der Verwaltung darunter litt, daran schien er gar nicht zu denken. Eines Tages sollte er in Paris eine Predigt halten und kam zu spät zum Bahnhofe, der Zug war abgegangen. „Na, da hängen Sie schnell eine Locomotive vor“, rief er. „Ja, Monseigneur, das kostet 500 Frs.“ „Hier sind sie“, sagte der Bischof, nahm eine Banknote heraus und fuhr ab. Ein anderes mal versprach er 25000 Frs. zu einer religiösen Stiftung; der Secretär des Kirchenbauvorstandes (la fabrique) war da, sagte aber: „Monseigneur, ich gehe gerade in eine Gesellschaft, ich werde morgen wiederkommen und das Geld holen.“ Den andern Tag kam er wieder, aber der Bischof hatte die Summe nicht mehr: „Ja, die sind fort, ich weiß nicht mehr wohin, Sie hätten sie gleich mitnehmen sollen.“ „Er ist eben sehr zerstreut (ich lasse hier immer meinen Gewährsmann sprechen, einen aufrichtigen Verehrer des Bischofs), er denkt immer an anderes. Einmal kam der Domäneninspector und besichtigte das Inventar im bischöflichen Palast. „Immer Unordnung“, war seine Klage. „Wo ist denn der Tisch,

der hier stand, und so und so war? „Ach, ich weiß nicht; den hab' ich wohl auf die Kapelle schaffen lassen." (La Chapelle Saint-Mesmin heißt das Dorf, wo das Kleine Seminar steht; also hier für dieses selbst.) Man suchte ihn dort und fand ihn auch nicht. Manchmal findet man das Fehlende auf dem Dachboden — wenn man es findet. Seine Pfarrer läßt der Bischof bekanntlich tüchtig arbeiten*), gibt ihnen Aufsätze oder Predigten zu machen, die sie ihm zur Correctur zuschicken müssen. Einen Pack solcher Predigten gab er einmal einem Pfarrer, der seinen Gehalt beim Generalauszahler gegen Vorzeigen einer Ermächtigung des Bischofs bezieht; der Bischof legte dieselbe in das Packet, zu Hause aber wirft dies der Pfarrer beiseite, ohne es zu öffnen; später wundert sich derselbe, daß er die Ermächtigung nicht erhält, er braucht Geld und fragt nun den Secretär; dieser weiß nur, daß die Ermächtigung längst ausgefertigt ist; der Pfarrer war lange in gewaltiger Unruhe, bis er sie endlich fand. War es Berechnung von seiten des Bischofs gewesen, um den Fleiß seiner Geistlichen zu prüfen, oder nur Zerstreuung? Wohl nur das letztere."

So erzählte mir D. und ich glaube ihm alles. Diese köstliche, an Leichtsinn streifende Zerstreuung verrieth fast den aristokratischen Lebemann, aber diese Geringschätzung des nerf des affaires, wie Figaro bei Beaumarchais das Geld nennt, wurde in dem Bischof von seinen Freunden bereitwillig genährt; wie sollte er das achten, was ihm nur so zuströmte? Er brauchte nur „Sesam! Sesam! öffne dich!" zu rufen, alle Börsen öffneten sich. Einmal waren 30000 Frs. Jahreszahlung für die Baukosten des Kleinen Seminars fällig. (Den

*) Wir bemerken hier als ein allerdings anzuerkennendes Verdienst die Anregung, die der Bischof den archäologischen Studien in seiner Diöcese gegeben hat, indem er die Dorfpfarrer antrieb, die Geschichte ihrer Oertlichkeiten, Kirchen, alten Klöster u. s. w. zu schreiben. Mehrere interessante Studien dieser Art haben wir mit Vergnügen benutzt.

Grund dazu hatte der Vorgänger, Bischof Fayet, gelegt.) Der Tag kam näher und näher und es war kein Geld da. Da fiel es dem Bischof ein, seine bedrängte Lage einer Anzahl wohlhabender Personen in gleichlautenden Briefen zu schildern. Gleich tags darauf erhielt er von verschiedenen Seiten, und zwar in anonymen Briefen, 75000 Frs., sodaß er die Geber zusammenberufen mußte, um die überschüssigen 45000 Frs. wieder los zu werden. Der Biograph, dem ich den Fall entlehne, macht dabei die boshafte Bemerkung, daß „ein solcher Fall in unserm Jahrhundert und namentlich in Orleans seine Beredsamkeit habe“; man hält dort nämlich das Geld zusammen. „Bei einer andern Gelegenheit“, erzählte mir D., brauchte der Bischof 20000 Frs. und wußte nicht, wo aus noch ein; da fuhr er rasch nach Paris an noble faubourg, und schon am andern Tage kam er mit der Summe heim.“

Daß er bei solchen Aufregungen, bei solcher Thätigkeit zuweilen ganz erschöpft war, begreift sich. Gewöhnlich hielt er sich durch Spaziergänge aufrecht; den Weg von La Chapelle Saint-Mesmin legte er fast immer, längs der Loire, zu Fuß zurück. Genügte das nicht mehr, so stieg er auf die Eisenbahn, fuhr nach Italien oder — am liebsten nach Savoyen, seiner Heimat; dort kehrte er gern auf dem Schlosse Menthon am See von Annecy ein, einer reizenden Villeggiatur. (Wir haben den Ort besucht. Von hier entfloh am Abend vor seiner Hochzeit der heilige Bernhard, Gründer des Hospizes auf dem Sanct-Bernhard. In der Nähe steht das Haus Eugène Sues, der hier in der Verbannung starb.)

Wir sagten schon einmal: einfach und nachlässig bis zum äußersten in allem, was seine Person anging, entfaltete er gern Pracht und Prunk in den ihm anvertrauten Kirchen. Von Rom aus organisirte er 1854 eine Subscription, um die alte wankende, mittlere Thurmspitze seiner Kathedrale durch die schlanke jetzige zu ersetzen. Einmal aber hat er sich arg versehen. Er hatte

in der Kathedrale eine Kapelle der Jungfrau Maria herstellen lassen, zu welcher die Anregung, oder wenigstens die Kosten von adeligen Damen der Stadt gegeben worden waren aber von so überladenem Prunk, von so buntscheckigem Aufputz, daß sie in grellem Widerspruch mit der Kirche stand, und von allen einsichtsvollen Personen als geschmacklos bezeichnet wurde, am heftigsten von einem Priester selbst. Es lebte damals in Orleans als wohlhabender Privatmann der frühere Pfarrer von Romorantin in der Sologne, Dinané, bretonischer Abkunft, wenn wir nicht irren, der 1830 wegen seiner royalistischen Ueberzeugung seine Entlassung genommen hatte; er wohnte im Faubourg Saint-Jean, lag gelehrten Studien ob und las seine tägliche Messe in der Kirche Saint-Paul. Jedem, der ihn sah, mußte er wegen seiner ungenirten Haltung auffallen; so ungenirt wie er war, sprach er auch. „Da hat mich", erzählte er selbst uns, „der Herr Dupanloup" (er sagte nicht Monseigneur, wie der Priester gewöhnlich spricht) „zu sich kommen lassen; er will, daß ich meine Messe bei ihm lese, in seiner Kapelle der heiligen Jungfrau? dans cette chapelle de saltimbanques? merci, non!" Der brave Mann war auch sonst recht verständig, wie folgende Anekdote beweist, die wir zur Abwechselung als malerisches Detail einflechten wollen. In der Kirche Saint-Paul giebt es in einer Kapelle eine jener „schwarzen Jungfrauen Maria", die man nur auf altrömischem Boden findet. Das Volk nennt sie hier „die heilige ägyptische Maria", und erzählt, die ägyptische Sonne habe den Teint der heiligen Jungfrau schwarz gefärbt, als sie mit Joseph und dem Jesuskinde vor Herodes geflohen sei; nach andern haben die Künstler beim Schnitzen an das Hohe Lied Salomonis 1, 5 gedacht, wo „die Kirche" sagt: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich." Wir erkennen darin nichts anderes als eine Isis, deren Cultus von ägyptischen Soldaten in die römischen Provinzen gebracht worden war; eine solche gab es in Le Puy in den Cevennen, eine solche

ist auch die sogenannte Venus de Quinipily bei Pontivy in der Bretagne. Die von Orleans galt für besonders wunderthätig. Im 9. Jahrhundert war dieser Stadttheil eine besondere Stadt, Avignon genannt (Avenum, Haferfeld); Feinde bedrängten sie, da trugen die Einwohner das schon damals wunderthätige schwarze Muttergottesbild auf den Stadtwall; einer der Kämpfenden benutzte sie als Brustwehr und schleuderte Pfeile auf Pfeile; die Feinde verloren den Muth, bis sie das Versteck entdeckten; einer von ihnen zielt auch trefflich; da wird das hölzerne Bild plötzlich lebendig, macht eine Seitenbewegung und empfängt statt des Vertheidigers den tödtlichen Pfeil im Knie; entsetzt fliehen die Feinde, die geretteten Einwohner aber nannten von nun an die ägyptische Maria „Notre-Dame des Miracles“. Die Dankprocession am 8. Mai 1429 nach dem Siege über die Engländer ging auch von der Kathedrale nach dieser Kapelle; Jeanne d'Arc hat vor dieser Muttergottes in dem noch naiven Glauben jener Zeit ihr Knie gebeugt. In den Religionskriegen ging sie zu Grunde; drei calvinistische Soldaten waren bei einem Fleischer einquartiert und verlangten von der Frau Holz, um eine Hammelskeule zu braten, an einem Freitag! Natürlich weigerte sich die fromme Frau. Da holen die Kriegsknechte das schwarze Marienbild und zerhacken es zu Brennholz. Nach dem Siege der Katholiken wurde die Bildsäule wieder neu geschaffen, diesmal aber aus Stein; in der Revolution blieb sie verschont, während die Revolutionäre von Le Puy die ihre, das Palladium der Stadt im Mittelalter, unter rasendem Jauchzen auf öffentlichem Platze verbrannten. Seitdem erhielt zwar das Bild in Orleans nicht mehr die frühere Verehrung, aber das Volk hat damit einen sonderbaren Aberglauben verbunden; es sagt, man könne das Bild waschen wie man wolle, es würde nach dem Waschen immer wieder von selbst schwarz. Darüber spottete nun unser braver Pfarrer Dinané offenherzig: „Die dummen Leute mit ihrer

schwarzen Jungfrau! glauben sie doch, daß sie von selbst wieder schwarz wird!“ Der Pfarrer ist in den 70er Jahren gestorben; deutsche Journale rühmten damals sein wissenschaftliches Interesse an geographischen Studien.

Warum stehen solche verständige Priester so vereinzelt da? Die Kirche wäre nicht den Angriffen ausgesetzt, welche die Nahrung und Förderung alten, zum Theil heidnischen Aberglaubens herausfordert. Sollte z. B. der Bischof von Orleans nicht auch wissen, was Zosimus vom Gothenkönig Alarich erzählt? nämlich das Alarich im Jahre 396 Athen deshalb verschont habe, weil er durch die drohende Erscheinung der Athene und des Achilleus auf der Stadtmauer erschreckt worden sei. Die Erscheinung des heiligen Euvert und des heiligen Anianus ist aus derselben Mythenbildung hervorgegangen, und da die Gelehrten von Orleans nicht daran denken, so wollen wir sie daran erinnern. Anders freilich denkt der Klerus: lieber das Volk im crassesten Unglauben erhalten, damit es nur e t w a s glaubt, sonst würde es zuletzt, wie die Hébertisten, g a r n i c h t s mehr glauben. Immer das französische Widerspiel der Extreme; und dies hat auch der Bischof von Orleans schon vor 1870 getrieben. Es giebt eine gewisse Ceremonie, die Krönung der heiligen Jungfrau, d. h. man läßt eine goldene Krone fabriciren, besetzt sie reich mit Edelsteinen und setzt sie unter großen Feierlichkeiten dem Muttergottesbilde auf; die, welche man in Le Puy in den 1850er Jahren der neugebildeten schwarzen Jungfrau aufsetzte, kostete über 100000 Frs. Nun gab es in dem stromabwärts bei Orleans gelegenen Flecken Cléry eine wunderthätig heilige Jungfrau; es war im Grunde auch nur eine heidnische Statuette, zu irgend einem römischen Sacellum gehörig, die 1280 beim Ackern von Bauern nebst Bruchstücken von Waffen und Gefäßen gefunden und in die dortige Kapelle getragen worden war. Die zahlreichen „Wunder“, die sie bald darauf that, verschafften ihr den Namen „Notre-Dame de Cléry“, und dazu so viel Ex-

voto und reiche Geschenke, daß sich der Graf Salisbury, der die Kirche 1428 plünderte, der Sage nach ein prachtvolles silbernes Tafelgeschirr daraus machen lassen konnte, weshalb denn auch sein Tod vor Orleans am 26. Oct. 1428 als eine gerechte Strafe für die Unehrerbietigkeit gegen die Bonne-Dame gedeutet wurde. (Beide Daten sind richtig; ob aber Salisbury Zeit zum Umschmelzen in Geschirr übrig hatte, bezweifeln wir.) Die Glanzperiode der heiligen Jungfrau von Cléry war unter Ludwig XI., der ein ganz besonderes Zutrauen zu ihr hatte, sie reich beschenkte und sich auch bei ihr begraben ließ. Sein erstes Denkmal aus vergoldeter Bronze, von deutschen Künstlern gefertigt, wurde 1563 von den Calvinisten zerstört; Ludwig XIII. ließ ein neues errichten, das die Revolutionäre von 1793 noch vollständiger verwüsteten — sie schonten auch die Reste der Todten nicht, darunter das Herz Karls VIII. — bis es 1818 auf Kosten des Departements neu hergestellt wurde. Nun dachte die Geistlichkeit daran, auch das Muttergottesbild wieder zu Ehren zu bringen, und so wurde denn unter Vorgang des Bischofs, welcher der großen Procession beiwohnte, eine Krönung von Notre-Dame de Cléry ins Werk gesetzt*). Wieviel die Krone gekostet hat, wissen wir nicht mehr; aber es war eine entsetzliche Verschwendung; wäre die Statue statt 1280 unter dem Bisthum Dupanloups ausgegraben worden, so hätte die archäologische Gesellschaft von Orleans sich ihrer bemächtigt, und irgendein Domherr, Mitglied der Gesellschaft, hätte vielleicht einen gelehrten Vortrag über die aufgefundene Venus oder Diana oder Ceres gehalten, wie es schon so mancher bei ähnlichen Funden gethan hat. So aber wurde sie im Mittelalter von unwissenden Bauern auf-

*) Avez-vous la Baruch? frug einmal der Fabeldichter Lafontaine Jemand in einer Gesellschaft. Man hätte die Frage an den Bischof richten können. Baruch 6, 8 wird von der Krönung der babylonischen Götzenbilder berichtet. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, sagen H. Heine und Ben Akiba.

gefunden, und da mußte sie denn nolens volens eine Muttergottes abgeben.

Das officielle „Journal du Loiret“ berichtete über das Fest, und erzählte dabei eine erbauliche Anekdote. Es gab in demselben Cléry früher auch ein Mönchskloster der sogenannten Bons-hommes, und daneben einen Brunnen, der mit seinem klaren Wasser einen Teich speist; dieses Wasser hatte die wunderthätige Eigenschaft (der Aberglaube stammt gewiß aus der keltischen Urzeit), unfruchtbaren Frauen das Glück, Mutter zu werden, zu verschaffen, wenn sie vorher bei den Bons-hommes gebeichtet hatten; aber, fügte das „Journal du Loiret“ hinzu, seitdem die guten Mönche abgezogen sind, hat das Wasser seine Wunderkraft verloren. So spottete das officielle Blatt über den Volksglauben, so verdächtigte es die Enthaltsamkeit der guten Mönche; und doch vertrat es die Regierung, die sich brüstete, „Religion und Familie“ gegen die gottlosen Republikaner zu vertheidigen. Die ganze officielle Welt, des königlichen wie kaiserlichen Frankreichs war in religiöser Beziehung tief innerlich zerfressen, Heuchelei war ihr Spiel mit Religion und moralischer Ordnung, und selbst die Legitimisten haben sich dem sogenannten Voltairianismus nicht entziehen können; sie haben wenigstens das Ungenügende des Klerus zur Begründung bürgerlicher Ordnung eingesehen. In Orleans, in der Stadt Dupanloups, hörten wir einmal einen Legitimisten über die jämmerliche Wirthschaft in der Colonie von Algerien klagen. „Cependant le clergé y est organisé?“ warf ein Priester fragend ein. „Mais oui“, erwiderte der Legitimist achselzuckend und mit einem Ton ironischen Mitleids: „Le clergé est organisé“, das übrige verlor sich in ein allessagendes Murmeln. Heuchelei, nichts als Heuchelei in der ganzen Mischmaschpartei, die sich mit dem Klerus verbündet! Wie soll man euch glauben, die ihr selbst nichts glaubt?

Aber die Leute geben vor, das Volkswohl zu befördern? Nun ja, was Napoleon III. betrifft, so hatte

er dem römischen Cäsarismus sein panem et circenses! trefflich abgelauscht; nie hat sich der Bauernstand wohler befunden als unter seiner Regierung; zahlreiche Pächter wurden selbst Grundeigenthümer, und das ist ein Verdienst, daß wir dem Cäsar immer hoch anschlagen wollen; aber das hatte nichts mit der Kirche zu thun; abgesehen von der cäsaristischen Maxime hatte Napoleon seinen Saint-Simon studirt und in Ham über „L'extinction du paupérisme“ nachgedacht und geschrieben. Der Klerus jedoch hat nichts dafür gethan, nichts Neues zur Lösung des volkswirthschaftlichen Problems geschaffen. Ich gehe alle Reden Dupanloups durch, auch nicht die geringste neue Idee zur Hebung der Massenarmuth begegnet dem Leser. Er sowohl wie der ganze übrige Klerus, wie seine wahlverwandten Gesinnungsgenossen, die Legitimisten, sie alle sind nicht über „das Almosen“ hinausgekommen. Nun, wir denken nicht gering von dem schönen Zuge der Menschenliebe, dem die freiwillige Wohlthätigkeit entspringt, und wir meinen sogar, daß in einer noch so vollkommen geordneten Gesellschaft die persönliche Herzensgüte immer noch ein reiches Feld zu ihrer Bethätigung finden wird; aber das Almosen heute noch als einziges Mittel, als Panacee zur Linderung der Armuth zu betrachten, ist zu beschränkt, oder der Gedanke geht aus dem Bestreben der alten privilegirten Stände hervor, die Massen zu beherrschen. Und das ist der Fall der römischen Kirche. Im Anfang allerdings, als das Christenthum begonnen hatte, sich auszubreiten und an der neuen bürgerlichen Ordnung sich zu betheiligen, da bezeichnete die christliche Mildthätigkeit einen gewaltigen Fortschritt über die heidnische Civilisation, und die kirchlichen Stiftungen waren rühmenswerthe Versuche der Menschheit, die unglücklichen „Brüder“ — auch ein neues, mit dem Christenthum in die Welt getretenes Wort — vor dem Elend und somit der Verwilderung zu schützen; aber wir haben längst das Unzulängliche dieser Versuche eingesehen. Und doch will der römische Klerus dabei stehen bleiben, und

doch hatte der für so geistreich geltende Bischof Dupanloup, der sich doch in alle politische Fragen gemengt hat, kein anderes Mittel aufgefunden. All seine schöne Beredsamkeit für die armen Weber in Rouen, gelegentlich der Baumwollkrise infolge des amerikanischen Secessionskrieges, zeugte von der Wallung eines guten Herzens, aber sie beugt keiner neuen Katastrophe vor; schon die französische Kritik rühmte nur seine Stilistik, und nannte seine Theorie des Almosens eine „vortreffliche Auseinandersetzung vom christlichen Standpunkte aus"; von einem so hochgestellten Mann, der alles besser wissen wollte, als die Regierung, durfte man mehr verlangen. Die französische Wohlthätigkeit hatte nicht auf seine „Ansprache" gewartet, der Hungerschrei der armen Weber sprach laut genug zu den Herzen. Was für Lob spendeten seine Anhänger ein anderes mal der Rede, die er in der Generalversammlung der „Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung" hielt! und doch wie wimmelte sie von Gemeinplätzen! „Nicht die Aegypter, dieses so philosophische Volk, nicht die Tyrier noch die Karthaginienser, weder die Griechen noch die Römer haben eine solche Gesellschaft gekannt"; ganz gewiß, aber dieser Gedanke ist auch nicht sofort mit dem Christenthum, noch weniger mit der römischen Kirche in die Welt getreten; in dem ketzerischen England ist er aus dem gewerblichen Leben hervorgegangen. „Gemeinplätze" sagte ich. Ja wohl, schon lange vorher hatte ich an andern Orten die schönen Schlagwörter vernommen, mit denen der Bischof die braven naiven Menschen fesseln wollte; es scheint, als ob die katholischen Priester ein Uebereinkommen getroffen hätten, wie sie die biblische Geschichte je nach den Berufsständen deuten wollen. So bewies denn der Bischof Dupanloup die Entstehung dieser Gesellschaften aus dem Christenthume damit, „daß der Stifter der Kirche von den 33 Jahren seines Lebens 30 damit zugebracht habe, seine Hände durch Handhabung der gröbsten Werkzeuge schwielig zu machen; die ersten Kirchenväter hätten sich

wohl erinnert, Ackerpflüge gesehen zu haben, an denen der Sohn Josephs und Marias auf Erden gearbeitet habe". Wie manches mal schon hatte ich dieselbe Beweisführung angehört! Aber auf ungelehrte natürliche Menschen, die in den katholischen Gebräuchen aufgewachsen sind, verfehlt sie ihre Wirkung selten.

Gelegenheit, seine gutherzigen Wallungen — wir erkennen sie gern an — zu bethätigen, boten dem Bischof die periodischen Ueberschwemmungen der Loire; dann öffnete er seinen bischöflichen Palast den Bauern, die sich hier mit Vieh und Geräthe niederließen; das machte ihn natürlich populär. Wenn nur lieber dem Unglück ein für allemal gründlich vorgebeugt würde! nicht dem Austreten der Loire, sie gehorcht dem mechanischen Gesetz der intermittenten Quellen, aber den Wirkungen desselben. Napoleon III. war unseres Wissens der erste, der ernstliche Vorschläge dazu gemacht hat; aber in solche Sachen mengte sich der Bischof nicht. Ja wenn es sich um eine Wahlcampagne handelte! Eine Anekdote müssen wir hier erzählen; sie zeigt, wie leicht sich das Publikum blenden ließ. Er predigte einmal in seiner Kathedrale für die Armen (irren wir nicht, so war es für die nothleidenden Weber) und erklärte, daß er nach der Predigt selbst unter den Anwesenden die milden Gaben einsammeln würde; jeder öffnete seine Börse, da kam er zu einer Dame, die sich verlegen entschuldigte, ihr Geld vergessen zu haben. „Wenn es weiter nichts ist", rief er, „auch ich habe meine Börse vergessen, man muß sich zu helfen wissen." Sofort löste er sein kostbares bischöfliches Kreuz von der Brust, warf es in den Sack, und — nun flogen von allen Seiten goldene Kreuze, Ringe, Ohrgehänge, Armspangen hinein, daß allerdings eine runde Summe zusammenkam. Aber die Damen von Orleans steuerten Tags darauf zusammen, um das bischöfliche Kreuz wieder auszulösen. Offen gestanden, war das nicht vorauszusehen? welches Opfer brachte der

Bischof? Keins wohl aber die Ehemänner, welche die fehlenden Schmucksachen zu ersetzen hatten.

So hatte der Bischof Dupanloup gewaltet und geschaltet, als die ungeheure Katastrophe herannahte, die V. Hugo „l'année terrible“ genannt hat, und zwar in dem Augenblick, wo er einen Triumphgesang zum Schluß seines Lebens anzustimmen hoffte. Er hatte beschlossen, die Jungfrau von Orleans kanonisiren zu lassen, Frankreich und die katholische Kirche glaubte er beide dadurch zu verherrlichen. Selten ist eine fromme Illusion grausamer zerstört worden; aber illusorisch war sein ganzes Streben von Grund aus. Ob vielleicht damals schon ein anderes „patriotisch-katholisches“ Unternehmen geplant wurde, der Krieg gegen das protestantische Preußen? Die Feier der Jungfrau 1868 war mit einer Acker- und Gartenbauausstellung verbunden und wurde von dem Kaiser und der Kaiserin besucht, die auf der großen Promenade die Spitzen der Gesellschaft mit den Behörden und Beamten empfingen; während der Kaiser die Herren im Garten um sich versammelte, stieg der Bischof mit der Kaiserin allein in den offenen, für den Besuch errichteten Pavillon hinauf und unterhielt sich wohl eine Viertelstunde lang angelegentlich mit ihr. Was für Gedanken und Wünsche an solchem Tage und an solchem Orte in französisch-katholischen Herzen erwachen und brüten konnten, begreift man. Der kaiserliche Besuch verließ Orleans noch am 7. Mai, und die Festrede sprach derartige muthmaßliche Wünsche nicht aus.

Am 8. Mai 1869 hielt der Bischof zum zweiten mal die Lobrede auf Jeanne d'Arc. Er hatte, um der Feierlichkeit höhern Glanz zu verleihen, die Erzbischöfe und Bischöfe derjenigen Diöcesen um sich versammelt, durch welche Johanna gezogen war, in denen sie gekämpft und gelitten hatte. Da er unternahm, die Ansprüche der Jungfrau auf den Titel einer Heiligen in katholischem Sinne zu begründen, so wollen wir die Rede etwas näher beleuchten, bekennen aber im voraus, daß wir, in

unserer Verehrung dieser reinen und erhabenen Mädchengestalt, nur mit Mißtrauen einer Begründung nahe treten, die das bei aller religösen Begeisterung so verständige Mädchen von Domrémy mit der überspannten Spanierin, der heiligen Theresia vergleicht, der ascetisch strengen Reformatorin des Karmeliterordens. Daß der Bischof Dupanloup das Leben dieser Heiligen ausführlich hat schreiben wollen und dazu eine Reise nach Spanien beabsichtigt hatte, wollen wir nebenbei mit erwähnen zur Würdigung des Standpunktes, den er einnahm. Diesmal hatte er Domrémy besucht und in der dortigen Kirche die Messe gelesen, um sich in der Heimat Johannas für seinen Zweck Belehrung und Begeisterung zu holen. Der Redner schilderte nun die Heiligkeit der Jungfrau in ihrer Kindheit, während des Krieges und in ihrem Märtyrerthum.

Im ersten Theile rühmte er ihre Frömmigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihren unerschütterlichen Glauben, all den Zauber ihrer Jungfräulichkeit; er hat nichts gesagt, was Michelet nicht schon beredter gesagt hat, insofern nach den einfach würdigen Aussagen ihrer Spiel- und Jugendgenossen die Beredsamkeit noch etwas hinzufügen kann. Die heroische Tugendhaftigkeit, welche Rom zur Heiligsprechung einer Seele verlangt, fand der Redner im zweiten Theile begründet, in Johannas doppelter Liebe zu Gott und zum Vaterlande; wir finden, daß sie als Kriegerin nur die Tugenden ihrer Kindheit bethätigt hat. Derselbe Glaube an Gott stärkte sie im Kampfe, ihre Frömmigkeit ergoß sich in heißem Gebete und verlangte, nach der Beruhigung der Seele durch die Beichte, den Empfang des heiligen Abendmahls; in diesem frommen Glauben wurzelte eben ihre Kraft. Wir dürfen aber hinzufügen: bei aller frommen Glaubensstärke hätte sie ihre wunderbare Zaubergewalt auf die Feldherren und Kriegsleute nicht ausgeübt ohne den jungfräulichen Schmelz ihres Wesens, ohne die allbesiegende Weiblichkeit, die bei ihr auch in den rauhesten Momenten des Krieges durchbrach, verbunden mit der kindlichsten

Demuth trotz aller Heldenhaftigkeit. Das hat der Priester nicht herausgefühlt. Wenn er aber die Sittenzucht betonte, durch die Johanna das Heer von den Dirnen und allerlei Rohheiten reinigte, den frommen Eifer, mit dem sie die Soldaten zu Beichte und Abendmahl trieb, so können wir daran erinnern, daß Gustav Adolf, der protestantische Sieger, ein Gleiches gethan hat; die lebendige Kraft des religiösen Gefühls bringt dieselbe Wirkung auch anderswo als in der katholischen Welt hervor. In Johanna selbst freilich erschien diese Seelenreinheit als weibliche Keuschheit mit so ergreifendem Zauber, daß, mit Ausnahme der wüthenden Engländer, ihrer Feinde, auch der roheste Kriegsknecht in ihrer Gegenwart nichts Unehrerbietiges zu thun oder zu sagen, ja nur — sie haben es vor Gericht selbst bezeugt — nur zu denken wagte. Aber wir haben diese Heiligkeit der Jungfrau verehrt und werden sie verehren, ohne daß erst ein Papst dieselbe „heilig zu sprechen" braucht. Als einen argen theologischen Widerspruch aber müssen wir es bezeichnen, wenn der Bischof sie um ihrer Vaterlandsliebe willen kanonisirt wissen wollte, wobei er an ihr als eine besonders französische liebenswürdige Eigenschaft ihre Heiterkeit und ihre Schnelligkeit in treffender Antwort hervorhob. Ist denn der Patriotismus eine kirchliche katholische Tugend? Allerdings machte er den Stifter der christlichen Religion, nach orthodoxem Glauben Gott selbst, zu einem Patrioten: „Notre Seigneur a ressenti l'amour de la patrie", vom religiösen Standpunkt aus ein sehr bedenklicher Satz! Annehmbarer klingt es, wenn er daran erinnerte, daß Johanna stets das tiefste Mitleiden mit ihren Feinden, den Engländern, gehabt hat; und es ist zu bedauern, daß unser Schiller diesen rührenden edeln Zug ihres Herzens, wofern er ihn gekannt hat, durch die grausame Scene mit Montgomery verwischt hat. Sie pflegte und tröstete die Verwundeten und weinte über die Gefallenen, daß sie ohne Beichte gestorben seien. Aber trotzdem hat dies Argument etwas

Zweischneidiges, denn ist Johanna als Patriotin heilig, so könnten ja gelegentlich Frankreichs Feinde sich die Heldin zum Muster nehmen, und, im Fall eines ungerechten Angriffes von seiten der Franzosen, dieselben unter der Anrufung dieser Heiligen zurückwerfen und schlagen.*) Das war ja auch Schillers Gedanke, als er seine Tragödie schuf; an dem Beispiel der Befreierin Frankreichs sollte die Liebe der Deutschen zu ihrem Vaterlande sich neu entfachen; an dem Siege der Französin über die Engländer lernten die Deutschen ihre französischen Dränger besiegen. Ganz thöricht aber finden wir es, wenn der Bischof in die Worte ausbrach: „Gegenüber einer solchen Tugend wundern wir uns nicht, daß, dem englischen Protestantismus zum Trotz, ein Engländer, ein Nachkomme jener, die von ihr besiegt worden waren, jüngst ausrief: „‚Eine solche Gestalt ist eine Stütze für unsern Glauben, ein Glanz für die menschliche Seele und ihr Platz ist in den Tempeln'", und wenn er an diese Huldigung eines Protestanten den Wunsch knüpfte, daß die römische Kirche dieselbe zur Wahrheit machen möge. Unter den vielfachen Widersprüchen in der Begründung des Bischofs ist dies nicht der letzte noch der wichtigste. Aber Thatsache ist, daß im ganzen und großen vier Jahrhunderte lang Frankreich sich nicht um die Jungfrau bekümmert hat, daß, als sie von ihrem Volke ganz vergessen war, Fremde, Protestanten, ein Engländer (Southey) und ein Deutscher (Schiller) sie aufs neue verherrlicht und ihr Bild in dem einzigen ihrer würdigen Tempel aufgestellt haben, in den Herzen aller Edeln ohne Unterschied des Glaubens oder der Nationalität.

Der dritte Theil schilderte die Jungfrau als Heilige unter den Todesmartern. Gewiß, wenn es je ein fürchterliches Martyrium gegeben hat, so war es dieses; unwill-

---

*) In unserm Werke über die Jungfrau von Orleans haben wir dies ausführlicher besprochen.

kürlich denkt man an das Leiden und Sterben Jesu Christi im Evangelium, und mit Recht hat der bischöfliche Redner die Aehnlichkeit bis in die kleinen Einzelheiten nachgewiesen. Aber er hat nicht alles genügend betont, nicht gesagt, um wie viel schrecklicher dieses Leiden war. Ein ganzes Jahr hat es gedauert, und das Opfer war nicht ein Gott, nicht einmal ein Mann, es war ein achtzehnjähriges Mädchen, das tagaus tagein ein ganzes Jahr lang allen Rohheiten, Beschimpfungen, unsäglichen Seelenfoltern von seiten der brutalsten Feinde ausgesetzt war, ein unschuldiges Lamm allein unter blutdürstigen Wölfen — —! und sie ist nicht erlegen, sie hat gelitten, wie nur ein zartes Wesen leiden kann, und ist ihrer Sendung treu geblieben bis zum Tode, ja bis zum Tode im Feuer. Und Frankreich, Volk wie König, hat sie verlassen, vergessen. Und nun, nach 400 Jahren, kommt endlich ein Bischof und will sie heilig sprechen. Ein anderer Mann, ein Feind der katholischen Kirche, und doch ein Mann voll Glaube und Liebe, ist ihm zuvorgekommen, Jules Michelet; aber er kam zu einem andern Ergebniß, und wir bekennen es hier um so lauter, als wir, noch ehe wir sein Buch gelesen hatten, durch das Studium der Quellen und der zeitgenössischen Geschichte zu derselben Schlußfolgerung gekommen waren. Warum ist der Bischof Dupanloup niemals auf diese Darstellung des großen Historikers eingegangen? aber schon durch seine Entwickelung der Thatsachen hat er dem auszuweichen gesucht. Wir müssen hier wieder auf unser Werk verweisen und erklären nur kurz und einfach: Jeanne d'Arc starb innerhalb des Katholicismus als eine Vorläuferin des Protestantismus. Denn was ist der Grundgedanke desselben? der, daß die Seele des Gläubigen ohne Vermittelung des Priesters in unmittelbarem Verkehr mit Gott Friede und Seligkeit erlangt. Und man beachte wohl, dieser Gedanke wird fast gleichzeitig mit Johannas Märtyrerthum in den drei Büchern „Von dem innern Trost“, dem Buche „Von der Nachfolge Christi“ ausgesprochen.

Was hier Worte, das ward in Johanna That. Der Bischof mag die Geschichte nach seiner Weise und zu seinem Zwecke wenden wie er will; Michelet hat recht: „Verlassen von der Kirche, ergibt sie sich voller Vertrauen Gott,“ und in der Vorrede: „Vom Könige und ihrem Volke, die beide sie gerettet hat, verlassen, kehrt sie auf dem grausamen Wege der Flammen in den Schooß Gottes zurück. Sie gründet darum nicht minder auf dem Schaffot das Recht des Gewissens, die Autorität der innern Stimme.“

Und niemand in Frankreich denkt daran; von Orleans ganz zu geschweigen, wo es bei Lebzeiten Dupanloups niemand gewagt hätte, anderer Meinung zu sein als der Bischof. So nehmen wir, der Deutsche, das Wort unsers langjährigen Freundes wieder auf; denn sie ist auch unser, ja die Jungfrau von Orleans gehört seit und durch Schiller Deutschland ebenso gut an wie Frankreich.

Aber wir wissen, wo diese Kanonisationsbestrebungen hinaus wollen; am Schlusse sagte der Bischof: „Erlöst durch dies große Brandopfer, nimmt die älteste Tochter der Kirche (Frankreich) ihre providentielle Bestimmung wieder auf, und durch alle Stürme der Zeiten hindurch hört Frankreich nicht auf, der Soldat Gottes zu sein, wie Shakespeare sagt; und in der gegenwärtigen Stunde ist es, in diesem so schwankenden und unruhigen Europa, Frankreichs Banner, Frankreichs Schwert, das in Rom das Grab der heiligen Apostel beschützt. O Johanna, o heiliges Kind, heilige Kriegerin, heilige Märtyrerin, dir danken wir es.“ Nichts als die älteste Tochter der römischen Kirche sah also der Bischof in Frankreich, nichts als den Schirmvogt der weltlichen Herrschaft des Papstes. Nein, darum hat die Jungfrau nicht gelitten; in den Flammen ihres Scheiterhaufens leuchtete das Morgenroth des Protestantismus.

Daß doch vom Erhabenen zum Lächerlichen immer nur Ein Schritt ist! Die so feierlich angelegte Ceremonie

fand einen recht spaßhaften Abschluß. Als die große Procession heimkehrte und sich eben anschickte, von der Statue der Jungfrau weg sich wieder in den Dom zu begeben, fiel ein so derber Platzregen, daß alles Hals über Kopf davonlief, die Erzbischöfe und Bischöfe voran; sie waren festlich gekleidet und wollten den theuern Ornat schonen. Sollte man es glauben? Die elegantesten Damen eilten um die Wette herbei und boten, ihre eigene Festtoilette preisgebend, den hohen Herren ihre — Sonnenschirmchen an, und — ja, sollte man es glauben? — die geistlichen Würdenträger nahmen sie an. Die hohe, noch fast jugendlich schöne Gestalt des Herrn de la Tour d'Auvergne, Erzbischofs von Bourges, nahm sich mit der koketten Ombrelle wirklich — recht ungeistlich aus. Es war ein Spaß, aber ein ominöser. Kehren wir zum Ernst der Sache zurück.

In dem gedruckten Panegyrikus fehlt eine Stelle, die der Bischof damals gesprochen hat (wir haben die Rede gehört): nach der Krönung in Reims hatte Johanna nichts anderes vom Könige erbeten, als ihr Heimatsdorf von Abgaben zu befreien und daselbst eine Schule für die Mädchen zu gründen, „und“, fügte der Redner hinzu, „Johanna ist es zu verdanken, wenn jetzt in Domrémy alle Kinder des Dorfes lesen und schreiben können“. Warum sind diese Worte nicht mitgedruckt worden? Und wenn dies ein so dankenswerthes Verdienst ist, warum hat sich der Klerus und die ganze Reaction fortwährend der Einführung des obligatorischen Unterrichts widersetzt? Warum eiferte der Bischof Dupanloup persönlich in demselben Jahre (1869) gegen die von Jean Macé gegründete Ligue zur Verbreitung und Hebung der Volksbildung? Weil dies gemeinnützige Unternehmen von Liberalen, von Freimaurern ausging? Das ist gewiß: wenn der römische Stuhl auf den Vorschlag des Bischofs von Orleans eingeht, so thut er es, um Frankreich gegen Italien wie gegen Deutschland in den Kampf zu hetzen; die Befreierin von Orleans, die von Priestern verdammt,

von einem Bischof auf den Scheiterhaufen geschickt worden war, soll zur Bannerträgerin der Priesterherrschaft, des Ultramontanismus entwürdigt werden. Und als daher der Bischof die Sehnsucht aussprach, daß der Wunsch jenes protestantischen Engländers, der sicher nicht in römisch-katholischem Sinne zu fassen war, einst von der römischen Kirche erfüllt werden möge, da sprach ich in meinem Herzen: „Möge der Heiligen dieses letzte Unglück erspart bleiben!“

Und dann — sie ist ja auch unser — Vaterland gegen Vaterland! Es wird uns vergönnt sein, infolge unsers Schicksals eine persönliche Erinnerung einzuflechten. Ein Jahr nach der Märzerhebung, als im Jahre 1849 die erste deutsche Reichsverfassung erscheinen sollte, schrieben wir ein Festspiel: „Deutschlands Auferstehung“, dem wir in Scene und Anlage das Vorspiel zu Schillers „Jungfrau“ zu Grunde legten, denn an diesem Stück hat sich ja unser eigener Patriotismus erwärmt; in die Gestalt der Jungfrau kleideten wir den Genius der Poesie und des Vaterlandes, und unter den Zügen Johannas sprach derselbe von Deutschlands Zukunft:

Dies Reich soll fallen? dieses Volk des Ruhms,
Das herrlichste, das je die Welt durchwandelt,
Deß stolzer Schritt bis an den fernsten Pol
Mit eherner Macht erdröhnt', es sollte fallen?
Hinschwinden sollt' es einem Schatten gleich?
Zweimal hat es das ew'ge Rom besiegt,
Die Herrscherin der Welt; zum dritten male
Geb' es der Welt die Freiheit und den Frieden!

Es war in demselben Jahre, als Dupanloup Bischof von Orleans wurde. Unsere damalige Hoffnung scheiterte. Im Jahre 1851 führte mich der Weg der Verbannung durch das Thal der Maas, Johannas Heimat. Da trat mir ihr Bild entgegen und sie sprach zu mir:

Fest noch im Tode stand in mir der Glaube,
So glaub' auch du!

Und, gestärkt durch das Mädchen von Domrémy, rief ich dem deutschen Volke zu:

In deinen Kindern reift, in deiner Jugend
Wie einst die Zukunft einer Welt heran.

Aber die Prüfung währte lange. Dann kam ich nach Orleans, einen Monat lang ruhte ich am Denkmal der Jungfrau aus und rief hinauf zu ihr:

O tröste mich, du Heilige, dort oben —
Und wenn mein Herz verzagt in Nacht und Grau'n,
Lehr' mich wie du ausharren und vertrau'n.

Da kam das Jahr 1866, und ich war wieder in „ihrer" Stadt. Da ward der erste Stein zum neuen Deutschen Reiche gelegt, der Norddeutsche Bund. Aber schon ward Frankreich argwöhnisch, es nahm Anstoß an Sadowa, und das Volk, dem die Jungfrau seine Einheit geschaffen hatte, es wollte dem deutschen Volke nicht gönnen, daß ihm Preußen auch die seinige schuf, das Preußen, das im Jahre 1802 seine in der Heimat vergessene Retterin zu Berlin auf der Bühne verherrlicht hatte.*) Das war ein doppelter, ein schwerer Undank, ein großes Unrecht, das die Jungfrau nicht guthieß.

Ein böses Vorzeichen für das Vaterland Johannas war folgendes: am 8. Mai fand 1870 jenes Plebiscit statt, das die Politik des Kaisers und somit den verhängnißvollen Krieg gegen Deutschland gutheißen sollte, weshalb die Feier der Jungfrau von Orleans auf den 7. Mai verlegt worden war, und — noch schlimmer — infolge der Vorbereitung zum ökumenischen Concil hatte der Bischof nicht Zeit gefunden eineu passenden Festredner zu wählen; gerade unter dem Herannahen so schicksalschwerer Ereignisse wäre es so schön gewesen, „den Engel des Vaterlandes" um Erleuchtung anzuflehen, aber die Lobrede auf Jeanne d'Arc wurde in diesem Jahre nicht gehalten. Das Vaterland wurde diesmal dem Papste

*) Während an der Seine noch „Momus den bunten Markt unterhielt", wurde am 1. Januar 1802 das neuerbaute Schauspielhaus zu Berlin mit Schillers „Jungfrau von Orleans" eröffnet. In Orleans fand in diesem Jahre zum zehnten Mal seit 1793 die Jahresfeier nicht statt.

geopfert, das heißt: den Jesuiten! Doppelt sollte der Bischof dafür büßen: er sah am Ende seiner Laufbahn nicht nur Veuillot, den ultramontanen „Fläz“ (Veuillot ist ebenso heftig und ungeschliffen wie Flacius*), den Triumph über ihn davontragen, er mußte auch Frankreich und mit ihm Orleans von dem Ausländer, dem Feinde besetzt sehen, Orleans, das einst durch die Jungfrau bewahrt worden war.

Zwar hat sich Dupanloup lange gegen das neue Dogma gewehrt. Schon im December 1868 hatte er in einem „Brief über das nächste Concil“ sich gegen die Unfehlbarkeit ausgesprochen; er wurde deshalb von Veuillot auf das lebhafteste angegriffen, noch lebhafter aber war die Entgegnung des Bischofs in seinem „Avertissement à Mr. Veuillot“ (November 1869), worin er in gerechter Entrüstung die von Veuillot so besudelten Anhänger eines würdigen liberalen Katholicismus: Lacordaire, Montalembert, Gratry u. s. w., an dem Usurpator des bischöflichen Lehramtes bitter rächte; er sagte darin: „Wenn es erwiesen wäre, daß Ihre Lehren“ (die Veuillot’s) „unsere Lehren, die der Kirche sind, so würde der Haß, den Sie aufregen, so allgemein wie schrecklich sein: die Kirche würde von den civilisirten Nationen in den Bann gethan werden.“ Ein französischer Kritiker sagte dazu: „Schöne, aber unvorsichtige Worte, denn Hr. Dupanloup sollte nur zu bald gewahren, daß die Lehren Veuillot’s gar wohl die des Papstes und der ungeheuern Mehrheit der Bischöfe waren, die sich in diesem Augenblick zum Concil verfügten.“ Er spürte es sofort in Rom an dem kalten Empfang, der ihm zutheil ward; er, der für ein so großes Licht der Kirche gegolten hatte, wurde in keine der vorbereitenden Commissionen gewählt. Das war der Lohn für seine Angriffe auf den Minister Duruy,

*) Flacius, Theolog aus Illyrien (1520—1570), Schüler Luthers, machte sich durch sein heftiges, ungezogenes Wesen einen üblen Ruf.

auf Littré, auf Laguéronnière, für seinen Kampf zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes. Vergebens beschwor er die Versammlung, wenigstens zu warten, die Zeit sei noch nicht dazu da, Veuillot lachte ihn und seine Opportunitätsgründe aus. Da verbitterte sich der Bischof — wer hätte es ihm verdenken können? —, immer glühender, immer leidenschaftlicher vertheidigte er seine Ansichten, derart, daß er für die ultramontanen Bischöfe ein Gegenstand des größten Aergernisses ward und der Bischof von Laval am 7. Febr. 1870 in einem Briefe erklärte, „daß er lieber auf der Stelle sterben möchte, als dem Bischof von Orleans auf den Bahnen folgen, auf denen er jetzt wandle". Und doch war es die Ueberzeugung seines ganzen Lebens gewesen, die Dupanloup hier vertheidigte; so hartnäckig hatte er an derselben festgehalten, daß er selbst die kleinen rituellen Abweichungen Roms, welche andere Bischöfe eingeführt hatten, um dem Ultramontanismus die Bahn zu bereiten, von seiner Diöcese fern gehalten hatte. Uud doch hatte schon am 10. September 1853 der Erzbischof Sibour von Paris an den Grafen von Montalembert geschrieben: „Die neue ultramontane Schule führt uns einem doppelten Götzendienste entgegen, dem Götzendienste der weltlichen Gewalt und dem der geistlichen Gewalt. Wenn Sie, Herr Graf, sich früher offen und laut wie wir zum Ultramontanismus bekannt haben, so faßten Sie die Sache nicht so auf. Wir vertheidigten die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt gegen die Ansprüche und Eingriffe der weltlichen Gewalt; aber wir achteten die Verfassung des Staates und die Verfassung der Kirche. Wir ließen nicht jede Rangordnung, jede vernünftige Discussion, jeden legitimen Widerstand, jede Individualität verschwinden. Der Papst war für uns nicht die ganze Kirche, der Kaiser (von Frankreich) nicht der ganze Staat. . . . Wenn man das Unheil ahnt, das uns solche Systeme bereiten, so ist es schwer zu schweigen und sich darein zu ergeben. Sie haben wohl gethan,

Herr Graf, sie zu brandmarken.“ Und doch hat der intime Freund Dupanloups, der edle ebengenannte Graf Ch. de Montalembert, der es aufrichtig mit der wirklichen Religion und den liberalen Staatsideen meinte, freilich nicht ohne Schwärmerei und Verblendung, am 28. Febr. 1870, vierzehn Tage vor seinem Tode, erklärt: „Niemals habe ich, dem Himmel sei Dank! etwas gedacht, gesagt oder geschrieben, was der persönlichen und besonderen Unfehlbarkeit des Papstes, so wie man sie uns aufzwingen will, oder der Theokratie oder Dictatur der Kirche oder endlich diesem Absolutismus Roms günstig wäre, der nach meiner frühern Rede nicht einmal im Mittelalter existirte, während er heute das Symbolum und Programm der unter uns herrschenden Faction bildet“; weiterhin nannte er diese neuen Lehren „beschimpfend für den gesunden Menschenverstand wie für die Ehre des menschlichen Geschlechts“, dann sagte er noch: „wer konnte (unter der Julidynastie) jene Laientheologen des Absolutismus vorhersehen, die erst all unsere Freiheiten und frühern Principien Napoleon dem Dritten zu Füßen gestreut haben, um dann die Gerechtigkeit und die Wahrheit, die Vernunft und die Geschichte dem Götzenbilde zum Opfer zu bringen, das sie sich im Vatican errichtet haben! . . . Deshalb und ohne die Frage discutiren zu wollen oder zu können, die auf dem Concil entschieden werden wird, grüße ich mit der dankbarsten Bewunderung zuerst den großen und edelherzigen Bischof von Orleans, sodann den beredten und unerschrockenen Priester, die den Muth gehabt haben, sich dem Strome von kriechender Schmeichelei, Betrug und knechtischem Sinn entgegenzustellen, von welchem wir Gefahr laufen, verschlungen zu werden.“ Ja, so hat der Graf Montalembert zum Bischof von Orleans gesprochen, und — als es entschieden war, als das neue Dogma von der im Dienste des Jesuitenordens stehenden ultramontanen Mehrheit im Concil proclamirt wurde, da unterwarf sich der Bischof und ließ geschehen, was er verkündet

hatte, daß nämlich die römische Kirche von den civilisirten Nationen in den Bann gethan würde. Denn eine katholische Kirche wie früher, im Sinne Montalemberts, mit der auch ein andersdenkender religiöser Mensch hätte auskommen können, existirt nicht mehr: jetzt ist der Jesuitenorden der Herr und die römische Kirche nur sein Organ und Werkzeug.

Der erste Schlag sollte gegen das protestantische Preußen geführt werden; denn die Welt ist jetzt überzeugt, daß vor allem die Spanierin Eugenie, jesuitischen Zuflüsterungen gehorchend, 1870 zum Kriege trieb. Schwindel ist, was die französische Presse dem Volke von längstentworfenen Plänen und Ränken Preußens vorgeredet hat; vorbereitet war Preußen, weil es wußte, was ihm und uns von drüben drohte, aber so wenig beeilte es sich die Gelegenheit zum Kriege zu benutzen, daß mit der zwar nicht gebotenen, aber doch gebilligten Entsagung des Prinzen von Hohenzollern alle nur irgend scheinbare Ursache zur Entzweiung beseitigt war. Aber in Paris wollte man den Krieg. Warum predigte da der Bischof „der Stadt der Jungfrau“ nicht zum Frieden, zur Versöhnung? Thaten die Franzosen 1870 etwas anderes als zu jener Zeit die Engländer? Wie diese sich in die Angelegenheiten eines fremden Volkes gemengt und demselben ihr Gesetz hatten aufzwingen wollen, so wollte sich Frankreich diesmal in die Verfassung Deutschlands mengen, seine Einigung durch Preußen hindern, wie sich die Pfaffen sagten: durch das protestantische Preußen. Und deshalb wich der Geist der Jungfrau von Frankreich, deshalb trat sie auf die Seite des Vaterlandes Schillers, und Frankreich unterlag. Die Rettung durch die Jungfrau hatte ihm die Pflicht auferlegt, ebenfalls fremde Nationalitäten zu achten, wie damals die seine gewahrt worden war. Aber der Bischof von Orleans hat die Stimme der Heiligen nicht verstanden; er und sein Volk haben schwer dafür gebüßt.

Die deutschen Siege brachten ihm einen andern

schmerzlichen Schlag; das letzte Ueberbleibsel der weltlichen Macht des Papstes, des eben nur unfehlbar, d. h. Gott gleich erklärten, wurde — Gott läßt sich nicht spotten! — zertrümmert, der König Victor Emanuel zog in Rom ein und erklärte es zur Hauptstadt des Königreichs Italien. In seiner „diplomatischen Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges“ (Paris, Plon, 1875), sagt Albert Sorel sehr verständig: „Die Gleichgültigkeit des katholischen Europa bei dieser großen Katastrophe der Kirche gab das Maß der Gleichgültigkeit, mit welcher bald darauf das politische Europa der Zerstückelung Frankreichs beiwohnte. . . . Der politische Skepticismus Europas erklärte sich bei diesem feierlichen Umstande lauter als je zuvor. Der Heilige Stuhl fiel wie alle italienischen Monarchien, das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, die Freie Stadt Frankfurt gefallen waren. . . . Was ehemals durch das Recht der Krone geschah, geschah von nun an durch das Recht der Völker. Victor Emanuel bemächtigte sich Roms im Namen der italienischen Monarchie.“ Irren wir nicht, so ist oder war Albert Sorel einer der Lehrer der neuen katholischen Universität.

Und nun zog der Feind, der Fremde auch in seine Stadt, in Orleans ein! Noch einmal, was hatten denn die Franzosen gewünscht, gehofft, als sie Deutschland den Krieg erklärten? Ihr Geschrei „à Berlin! à Berlin!“ hatte in den Straßen von Orleans so gut widergehallt wie auf den Boulevards von Paris; Deutschland sollte von ihnen, den Feinden, den Fremden, niedergeworfen werden, von ihnen seine Verfassung erhalten. Deutschland die Invasion zu bringen, das hätte Frankreich zum Ruhme, zur Gloire gereicht; aber daß jetzt die Deutschen die Invasion nach Frankreich trugen, das galt für ein Verbrechen. Warum hatte der Bischof nicht Frankreich vor diesem gegen Deutschland geplanten „Verbrechen“ gewarnt? warum hat er, warum haben die Bischöfe von Frankreich nicht ihre Stimme erhoben, als das fanatische

Volk, zu heidnischer Barbarei zurückkehrend, alle Deutschen trotz oft vierzigjährigen Aufenthalts im Lande, trotz ihrer Familienverbindungen und Blutsverwandtschaft aus dem Lande trieb? Sie haben geschwiegen zu der Barbarei; als aber die eigenen Landsleute für diese Missethat durch die Sieger zu büßen hatten, da erhoben sie ihre Stimme und flehten im Namen der von ihnen und ihrem Volke mit Füßen getretenen Menschlichkeit um Erbarmen. Das hat Dupanloup mehrmals gethan, beim General von der Tann, beim Könige von Preußen; ja er hat es gewagt, an die Menschlichkeit, an die Gerechtigkeit des commandirenden deutschen Generals zu appelliren, und derselbe, dem außerdem der blendende Ruf des Bischofs für diesen eingenommen hatte, hat ihm immer ein geneigtes Ohr geliehen; einige Unglückliche, die zum Tode verurtheilt waren, verdanken seiner Fürbitte das Leben. Orleans that recht, sich dem Bischof, der seinen Einfluß zu Gunsten der Bürger geltend gemacht hatte, dankbar zu zeigen; wird aber die Stadt auch dem Sieger dankbar sein, der die Bitte erhört hat? Wir wissen aus dem Munde vieler Soldaten, wie verträglich sie mit den Bürgern verkehrt haben, bei denen sie einquartiert gewesen. Aber vor uns liegt ein Pamphlet, „Récits de l'invasion" betitelt, worin die Dummheit mit der Frechheit wetteifert. Dieses Buch stellt den deutschen Charakter auf das Gehässigste dar und droht Deutschland mit der blutigsten Revanche; da es natürlich sehr verbreitet ist, so wollen wir doch hier eine Parallele aufstellen. General von der Tann hat auf des Bischofs Bitten den Unglücklichen das Leben geschenkt; der General Vandamme („daß ihn Gott verdamm'!" sagte Rückert), durch seine Härte und teuflischen Erpressungen verwünscht, wo er nur erschien, hat am 10. April 1813 in Bremen zwei edle deutsche Männer, von Berg und Fink, erschießen, d. h. ermorden lassen, obgleich der Ankläger nur auf Gefängniß angetragen hatte. Ein andermal wandte sich der Bischof „an die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit" des Generals von

der Tann (das Wort „Bitte“ kommt in dem Briefe vom 19. Oct. 1870 nicht vor), daß er die 50000 Einwohner der Stadt vor der Hungersnoth schützen solle. Nun, im Jahre 1813 wollten Davoust und Vandamme die deutsche Stadt Hamburg dafür züchtigen, daß sie nicht französisch sein wollte; sie trieben mit Gewalt eine Geldbuße von 48 Mill. Frs. ein (was ist das gegen die Million, die die Deutschen von Orleans verlangten!), sie leerten die Bank aus (mehr als 7 Mill. Mark), sie trieben im strengen Winter 40000 Menschen jedes Geschlechts und Alters aus der Stadt, draußen zu verhungern und zu erfrieren, sie verbrannten vor den Thoren die Wohnungen von 8000 Menschen so schnell, daß dieselben nichts als ihr Leben retten konnten. In Orleans zerstörten die Baiern die bedeckten Kähne auf der Loire, die im Sommer zum Baden dienen, aus Besorgniß, sie könnten der Südarmee zum Ueberfall dienen; ganz gewiß, uns thun die armen uns wohl bekannten Fischer leid, die damit ihr Leben verdienten, aber der Krieg hat seine Vorsichtsmaßregeln zu nehmen. Der Pamphletist nun sprach von dem „barbarischen Feinde“. Wie aber, was sind dann die französischen Generäle Davoust und Vandamme?! Teufel! Wenn die Franzosen nur die Hälfte von den Greueln kennten, die von den französischen Heeren von 1796 an bis 1813 in Deutschland verübt worden sind, die Scham würde das Wort revanche in ihren Kehlen ersticken. Hätte der Bischof Dupanloup sie gekannt, er hätte sich nicht unterstanden, im November 1870 den König von Preußen an seine Fürstenpflichten in einem Briefe zu erinnern, von dem der Pamphletist sagt: „on croit savoir aujourd'hui que cette sévère et libre lettre parut hardie et mécontenta le roi de Prusse.“ Vor Napoleon III. hat der Bischof den Muth nicht gehabt, als derselbe den frevelhaften Krieg gegen Mexico führte, damit die Prinzessin Mathilde ihre Bons Jecker bezahlt bekäme.

Dankbar für seine Bemühungen, die Lasten des

Krieges zu erleichtern, wählte ihn das Departement des Loiret am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung. Als die Nationalsubscription zur Befreiung des Territoriums eröffnet wurde, forderte er seine Diöcese auf, sich daran zu betheiligen. Außer einer beträchtlichen Geldsumme steuerte er bei: zweiunddreißig silberne Bestecke, sein bischöfliches Kreuz und zwei goldene Ketten, zwei Kelche und eine Monstranz, seinen Krummstab und eine silberne Waschkanne mit Becken. Ob alles das eingeschmolzen worden ist? Als die preußischen Frauen 1813 ihre Trauringe zur Befreiung des Vaterlandes vom Franzosenjoche opferten, ersetzten sie dieselben durch bleierne; hat Bischof Dupanloup nachher ein bleiernes Kreuz getragen? Wo nicht, so war es eben ein Theatereffect wie jenes erste mal, da er sich Kreuz und Ring von den Damen von Orleans wiederschenken ließ. Erwähnt sei noch, daß er zu den Mitgliedern der Rechten gehörte, welche versuchten, den Grafen von Chambord zur Annahme der Tricolore zu bekehren.

Im Jahre 1872 wurde zum ersten mal wieder der 8. Mai festlich mit einer Lobrede gefeiert; Pater Perraud, Priester vom Oratorium, hielt sie. „Sie haben, Herr Bischof", sprach er zu dem anwesenden Dupanloup, „den ersten Cyklus und die alte Tradition der Panegyristen Johannas geschlossen . . . Am Ende Ihrer Rede haben Sie sich, wie von Ahnung ergriffen, gefragt, ob Frankreich, das seit vier Jahrhunderten so oft das Wunder vergessen hatte, durch welches es in den bösen Tagen gerettet worden, seine Büßung vollendet hätte. Auf diese Frage voll Angst, die Ihr bischöfliches, Ihr französisches Herz an die Zukunft richtete, antworteten fünfzehn Monate später die schrecklichsten Unglücksfälle, die eine Nation treffen können." Nun, der Pater Perraud bekannte offenherzig, „der Sieg Frankreichs wäre ein Aergerniß für die sittliche Welt gewesen, das Princip der Gerechtigkeit wäre dadurch verletzt worden". Er hatte vorher einen Vergleich zwischen dem Anfang des 15. Jahrhun-

derts und der Zeit Napoleons III. angestellt: gleiche Geckenhaftigkeit der Regenten, die das Land in den Abgrund stürzte, hohen Ortes gleiche Sittenverderbniß (es war, als vergliche er Isabeau und Eugenie) zuletzt mitten im Kriege gegen deu Feind der Bürgerkrieg in Paris 1418 und 1871; was damals geschehen, wird wieder geschehen, sagt der Prediger Salomo 1,9. Und dann sagt er: „Hätte uns Gott retten wollen trotz unsers Börsenwuchers, unsers wahnsinnigen Luxus, unserer Verweichlichung*), so wäre es sicher ein Wunder gewesen, aber ein Wunder zuwider der Gerechtigkeit, dem gesunden Menschenverstande, zuwider den Gesetzen der Vorsehung, die die sittliche Welt regieren; Gott konnte es nicht thun." Um die gebeugten Herzen wieder aufzurichten, erinnerte er an die tapfere Vertheidigung der Stadt am 11. Oct. 1870 und den Sieg bei Coulmiers am 9. Nov.; vor allem ermahnte er die Zuhörer und mit ihnen sein Volk, das Wort der Jungfrau zu befolgen, das sie am 12. Juni 1429 beim Sturm auf Jargeau dem Herzoge von Alençon zurief: „Travaillez, et Dieu travaillera."

Nun, wie hat denn seitdem der Bischof von Orleans gearbeitet? Er hat nichts gelernt und nichts vergessen. Vorher noch die Frage: wenn denn Frankreich, nach des Pater Perraud Worten, für die Sünden des zweiten Kaiserreichs büßt, warum hatte der Bischof von Orleans, warum hatte der Erzbischof von Paris nicht zu rechter Zeit den Kaiser gewarnt? Als der letztere von der Commune mit andern Geiseln erschossen wurde, beklagte man ihn selbst im Auslande; aber man hat niemals daran gedacht, daß die so hoch gestellten Männer der Tollheit der regierenden Kreise hätten ein Halt! zurufen können,

*) Wir nehmen offenherzig Orleans selbst gegen die allgemein gehaltene Anklage des Redners in Schutz; es ist dies im ganzen eine sittlich strenge Stadt; einzelne menschliche Schwächen, die jeder andere überall anderswo haben kann, zählen niemals.

und daß sie ihre Pflicht nicht gethan haben; sie haben das öffentliche und damit ihr eigenes Schicksal mit verschuldet. Um ihre Sakristeiinteressen erhoben sie Lärm und Zank, das Vaterland ließen sie in den Abgrund stürzen. Und sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Mit seinem wüthendsten Feinde Veuillot im Bunde, setzte Dupanloup auch die Freiheit des Facultätsunterrichts für die Geistlichkeit durch, und hetzte Frankreich zum Kriege gegen Italien, um die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherzustellen. Am 18. November 1875 wurde er zum unabsetzbaren Senator erwählt, als solcher ward er Mitglied des Oberschulraths.

Am 16. Mai 1877 verabschiedete Mac-Mahon den liberalen Ministerpäsidenten Jules Simon, der kurz vorher die Gefangenschaft des Papstes bezweifelt hatte. Man höre wohl, welche Worte der Bischof Dupanloup am 7. Mai 1876 zum Marschall Mac-Mahon gesprochen hat. Derselbe war nach Orleans gekommen, wo man diesmal zur Maifeier außerordentliche Festlichkeiten veranstaltet hatte; wie 1868 war damit eine Ackerbauausstellung verbunden. Als der Marschall zum Gottesdienste ging, wurde er am Eingang des Domes von dem Bischof mit einer Ansprache empfangen, deren Schluß so lautet:

„Herr Marschall, in diesem Dome, in welchem Jeanne d'Arc niedergekniet ist, wollen Sie die Hilfe der Vorsehung erflehen, deren die Völker und die Häupter der Völker nicht entbehren können, besonders in entscheidungsschweren Tagen. Möge Gott Ihr Gebet und das unsere erhören; möge er auf unser theures Vaterland, wie sonst, die Blicke seiner Barmherzigkeit fallen lassen! Der materiellen Wohlfahrt wolle er die christliche Größe hinzufügen; Ihnen aber, Herr Marschall, dessen edles Herz derselben so würdig ist, wolle er jene hohe Erleuchtung geben, die in der Stunde der Gefahr es bewirkt, daß sich ein Mann von dem starken Geschlechte derer findet, durch welche, wie die h. Schrift sagt, es Gott gefällt, sein Volk zu erretten! de sauver son peuple."

Sauver! Schon Napoleon III. hatte dies Wort zu seinem Staatsstreiche gebraucht; hier ruft es der Bischof dem Marschall zu. Man kennt den Refrain: „Sauvez Rome et la France!“ Am 16. Mai 1877 hatte sich der Marschall der Worte Dupanloups erinnert. Umsonst. Man weiß, wie Marschall und Bischof geendet haben. Gambetta hatte jenem nur die Wahl zwischen der Abdankung oder der Unterwerfung gelassen: Mac Mahon hat abgedankt. Trauriger noch hat der Bischof geendet.

Drei politische Parteien kämpften auf Seiten des Marschalls: die Legitimisten, die Orleanisten, die Bonapartisten; alle drei haben noch ein Vaterland. Der Bischof „der Stadt der Jungfrau“, jener Jungfrau, die Frankreich geschaffen hat, hatte keins mehr; sein Organ „La Défense sociale et religieuse“ proclamirte, vereint mit Veuillots „Univers“, keiner der drei Parteien sich anschließend, obgleich er mit ihnen und durch sie das Werk vom 16. Mai zum Ziel zu führen strebte, ein neues Parteiprogramm, das „der Katholiken“ kurzweg, die frei von allen dynastischen und politischen Rücksichten nur Eins anerkennen, die Unterwerfung unter den Syllabus und das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes. Trauriger Abschluß der Laufbahn eines Mannes, den seine Nation einst als Kämpfer für die Bildung und für eine freie nationale Kirche gefeiert hatte. Wir haben gezeigt, wie sehr von Anfang an seine Anhänger denselben überschätzt hatten, und doch konnten wir nicht ohne tiefe Bewegung von einem Manne scheiden, den Gott auf den Bischofsstuhl einer Stadt berufen hatte, an die sich so hohe Erinnerungen und auch so innige Sympathien unsers deutschen Vaterlandes knüpfen. Wir schrieben daher im Sommer 1877 folgende Worte, die im Augustheft von „Unsere Zeit“ erschienen:

„Ein Beispiel, das der Bischof Dupanloup durch einen feierlichen Widerruf gäbe, würde in Frankreich eine entscheidende Gewalt ausüben. Er sage sich los von der ultramontanen jesuitischen Partei, die, wie sein Freund

Montalembert auf dem Sterbebett ausrief, mit allen Traditionen der Kirche gebrochen hat und alles beschimpft, was die Würde des Menschen bildet; und stürbe er verlassen von der neuen Kirche in Rom, so stärke er sich an dem Beispiel der Jungfrau von Orleans, welche, der innern Stimme vertrauend, im Frieden mit Gott gestorben ist! Er sage sich los auch von jenen drei Parteien, deren Patriotismus nur zu sehr von selbstsüchtigen Motiven geleitet wird, und, wenn er mit Stolz der religiösen Bekehrung des Fürsten Talleyrand gedenkt, so folge er dem Beispiel des lebenden Marquis von Talleyrand-Périgord, der seine politische Bekehrung in der Broschüre „Un de plus“ (Paris, Dentu, 1877) mit den Worten verkündet: „Jeder Mensch hat seinen Weg nach Damascus. In die große Armee der Civilisation“ (so übersetzen wir armée humanitaire) „trete ich ein als Soldat, ohne Gepränge, aber loyal.“

Der Bischof Dupanloup hat diese Großherzigkeit nicht gehabt. Er, solange der Vorkämpfer der gallikanischen Kirche gegen den Ultramontanismus, der Gegner der Jesuiten, ist im Dienste des Ultramontanismus und der finstersten politischen Reaction, ein Knecht der Jesuiten gestorben. Er erlebte es noch, daß dem Feinde der römischen Kirche und Apostel der Toleranz, Voltaire, eine glänzende Säculärfeier gehalten wurde. Vergebens waren all seine Anstrengungen, sie zu verhindern, gewesen. Der Tod ereilte ihn auf der Reise nach Rom. Er hatte sich unterwegs in der Schweiz aufgehalten, als ihn ein Anfall von Gicht (er litt seit lange daran) nöthigte, in das Schloß La Combe de Lancey, funfzehn Kilometer von Grenoble entfernt, zurückzukehren, bei dessen Besitzer, seinem Freunde, Albert du Boys, dem Chef der legitimistischen Partei des Dauphiné, er eben zwei Monate zugebracht hatte. Der Vater dieses Albert, Präsident du Boys, der das Schloß 1807 gekauft hatte, hatte den Bischof in seiner Jugend unterstützt, zu seiner Erziehung beigetragen und ihn oft bei sich empfangen.

Am 10. October 1878, einem Freitag, hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo ihm sein Sekretär, der Abbé Chapon, vorlas; es heißt, er habe eben im Courrier du Dauphiné die Rede gelesen, die Gambetta so eben in Grenoble gehalten hatte, und ausgerufen: „J'y répondrai, ich werde darauf antworten.“ Wenige Augenblicke darauf sank er um, alle Hilfe war umsonst, der Abbé Chapon reichte ihm die Sterbesacramente. Tags darauf, am 11. October früh halb acht Uhr machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

Gambetta, dem er hatte antworten wollen, zerstörte bald darauf das Reactionswerk, das der Bischof hatte aufbauen helfen. Alles was der Bischof bekämpft hatte, ist jetzt lebenskräftiger als zuvor. Und, fügte Henri Rochefort hinzu, er ist nicht einmal Cardinal geworden, trotz seiner Bekehrung zum Ultramontanismus. Denn dieser Ehrgeiz, meinte der Pamphletist, habe den Bischof bestimmt, sich seinen bittersten Feinden, den Jesuiten, zu unterwerfen. Wer, außer Gott, kann Herzen und Nieren prüfen? Dupanloup kann ja auch in seinem Herzen vor dem Bruch mit der Kirche zurückgeschrocken sein. Ohne Zweifel hat aber Louis Veuillot, der von ihm so heftig verfolgte Redacteur des Univers, sich herzlich über die Demüthigung des ehemaligen Gallikaners gefreut. Ohne allen Ehrgeiz war aber der Bischof nicht, schon der glänzende Erfolg Veuillots als Schriftsteller nagte an seinem Herzen; wie überragte des letztern naturwüchsige Kraft, die an Genialität gränzte, den gefeilten abgerundeten Styl des Akademikers! wie weit war er von der feierlichen Rhetorik Bossuets entfernt, mit dem er sich so gern verglichen gesehen hätte!

Das Schlimmste bleibt aber immer, daß er zuletzt zum Diener, zum Spielzeug der Jesuiten geworden war. Aus dem Gefühle dieser untergeordneten Rolle erklärte Rochefort die fortwährende Reizbarkeit, an welcher Dupanloup litt und die er nun, da er sie nicht mehr gegen die Jesuiten wenden konnte, gegen den politischen Forschritt wandte.

Indessen, wer weiß? Vielleicht wäre er doch noch des jesuitischen Narrenseiles müde geworden, vielleicht wäre er zum Bewußtsein der traurigen Rolle gekommen, die er nun im Dienste der Jesuiten spielte, vielleicht hätte er sich erhoben . . .! und darum haben ihm die letztern nie getraut und seinen Tod gewiß nicht bedauert, der sie von aller Sorge und Unruhe befreite.

Und doch, sagte Rochefort, obgleich Dupanloup kein hervorragender Mann war, wird doch sein Hingang eine gewisse Leere in der Kirche und der Geistlichkeit zurücklassen. Die Kirche, von allen großen Geistern verlassen, wird immer mehr so arm an Männern, daß, wenn einer ihrer Würdenträger, auch nur von mittelmäßigem Werthe, verschwindet, dies für sie ein unersetzlicher Verlust ist. Dupanloup war kein großer Mann, aber er war immer noch stärker als die Herren Pin und de Ségur, und da, Dank dem Eindringen des Ultramontanismus, es gewiß ist, daß die geistige Kraft einer Geistlichkeit, für welche die Gaukeleien und lächerlichen Mirakel der Grotte zu Lourdes Glaubensartikel sind, immer mehr und mehr verfällt, kann man mit Recht auf das Grab des Bischofs von Orleans schreiben: Hier ruht der letzte Kirchenvater".

Welche Lehren kann, wer denken gelernt hat, aus diesem Leben ziehen!

Nachwort.

Hatten wir in unserer Skizze vom deutschen Rhein unsere nationale Entwickelung und Einigung, besonders gegen den politischen Gegner, den Ehrgeiz Frankreichs, zu vertheidigen, so haben wir am Ende der zweiten Skizze eine andere Macht auftreten sehen, die dem Gedeihen des deutschen wie des französischen Volks-

thums gleichmäßig hinderlich ist: den Ultramontanismus. Unter allen Gegnern des neuen deutschen Reiches war es dieser, der von dem Siege Deutschlands am tiefsten niedergeschmettert wurde; nicht nur folgte der Sieg bei Sedan urplötzlich wie ein Blitz vom Himmel auf das große Concil, wo sich der letzte Vertheidiger der gallikanischen Kirche, der Bischof von Orleans, dem Ultramontanismus hatte unterwerfen müssen; es folgte darauf auch am 20. September desselben Jahres die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen; ein Jahr nachher war mit der vollständigen Einheit Italiens der Fall des letzten Restes des Kirchenstaates eine geschichtliche Thatsache: am 30. Juni 1871 wurde die Regierung des Königreichs Italien nach Rom verlegt und am 2. Juli zog Victor Emanuel im Quirinal ein. Gottes Gericht war vollzogen!

Dieses weltgeschichtliche Ereigniß, diese ganze inhaltschwere Wendung in der Entwicklung Europas, vor Allem die Gründung des protestantischen deutschen Kaiserreichs knüpft sich an die Schlacht von Sedan. Wohl verdient das Gedächtniß dieses Tages alljährlich eine ernste Erwägung, auch vom französischen Volke, das ja dieser Schlacht die Befreiung von seinem Zwingherrn und die Wiedergewinnung der Republik verdankt. Von tiefer Erregung aber war der Verbannte ergriffen, daß gerade er nach seiner Heimkehr aufgefordert wurde, am ersten Jahrestage dieses Gottesgerichts zur deutschen Jugend zu sprechen und ihr die feierliche Bedeutung desselben in festlicher Rede zu entwickeln; noch ein zweites Mal erfüllte er später denselben Auftrag. Seine Rede lautete:

An die deutsche Jugend.

Festrede gesprochen 1875 in Leipzig zum Gedächtniß des Tages von Sedan.

Das deutsche Volk, unser Volk, feiert heute einen denkwürdigen, schicksalsschweren Tag, wie die Geschichte aller Zeiten und Völker deren wenige aufzuweisen hat. Mein Auge durchfliegt die Jahrtausende, die die Mensch-

heit auf dieser Erde verlebt hat, und hat Mühe einen solchen zu finden, der diesem gleicht: ich denke an die Schlachten von Marathon und Salamis, in denen ein kleines edles Volk den frechen Uebermuth des asiatischen Despoten brach und Europas Bildung und Freiheit von dem Untergang rettete; ich denke an die Riesenkämpfe Karl Martells und seiner Franken mit jenen andern asiatischen Schaaren, die abermals die freie Entwickelung Europas bedrohten. Aber wo fände ich sonst ein Gleichniß zu dem Tage von Sedan?

Am gestrigen Abend feierte die Bürgerschaft unsrer Stadt auf der Höhe des Napoleonsteines das Gedächtniß jener gewaltigen dreitägigen Schlacht, deren Ausgang den ersten Napoleon zwang, Deutschland für immer den Rücken zu kehren; aber damals, — die Schmach ist nun ausgewetzt — standen noch deutsche Fürsten und Heere, dem Gebote des Corsen folgend, deutschen Heeren gegenüber, und damals, wie auch bei Waterloo, stützte sich Deutschland auf den Bund mit fremden Völkern.

Hier aber, bei Sedan, gelang es, was der edle Freiherr von Stein in dem Kriege mit dem ersten Napoleon umsonst erstrebt hatte, „Deutschland durch deutsche Kräfte zu befreien." Der mehr als zweihundertjährige Kampf mit Frankreich um die nationale Selbständigkeit, Einheit und Ehre Deutschlands wurde an diesem Tage endgültig vom deutschen Volke allein ausgefochten.

Oder macht euch dieser Vergleich die Bedeutung des heutigen Tages noch nicht genügend klar, so versetzt euch mit mir auf das blutige Schlachtfeld, als eben der furchtbare Kampf der Verzweiflung zu Ende gekämpft war und plötzlich durch die deutschen Heerschaaren die Kunde lief: Der Kaiser ist gefangen! Da entsanken die Waffen den Kriegern im freudigen Schreck, da stürzten sie sich voll heiliger Rührung in die Arme, statt der kriegerischen Märsche, stimmte die Musik der Regimenter den ernsten Choral an und das Heer sang in frommer Begeisterung: Nun danket Alle Gott!

Oder versetzt euch mit mir in das Innere des Landes selbst, von dem aus die furchtbare Kriegswolke sich auf unser Vaterland zugewälzt hatte, mitten in die Stadt, die einst das Bollwerk des französischen Volksthums gegen die Unterjochung durch die Engländer gewesen war, nach Orleans. Hinter keiner war sie im wilden Kriegstaumel zurückgeblieben, sie hatte gerufen: à Berlin! wie die andern, und Scenen furchtbarer Aufregung hatten durch ihre Straßen getobt, als fast jeder Tag von neuen Niederlagen zu berichten hatte. Aber alle Aufregung war plötzlich verstummt, auf den wildesten Lärm das Schweigen des Todes gefolgt, als Abends über der Stadt die furchtbare Kunde, niederschmetternd wie ein Donnerschlag, erscholl: „Der Kaiser mit der ganzen Armee gefangen!“ In das innerste Gemach der Häuser war Alles in der entsetzlichen Betäubung geflüchtet, und leise nur flüsterte im Dunkel der Nacht ein Vorübergehender dem Freunde am Fenster zu: „Man muß auf die Tage Attilas zurückgehen, um ähnliche Ereignisse aufzufinden!“

O über die Verblendeten, denen die Geschichte der eigenen Stadt vergebens warnend gepredigt hatte und die den Frevel nicht begriffen, den sie gegen ein friedliebendes Nachbarvolk zu verüben gewillt gewesen waren! Nicht die Tage Attilas boten hier das Gleichniß, wohl aber die der Jungfrau von Orleans. Denn so wie einst die Bürger von Orleans sich des englischen Joches erwehrt hatten, so warfen wir den frevlen Angriff Frankreichs zurück, und wie Gott ihnen damals ihr heimisches Recht durch das Mädchen von Domremy zurückgab, so gab er uns durch den Sieg von Sedan unsre Einheit wieder. Denn eben weil es die ewigen Principien der göttlichen Gerechtigkeit, die in den Tagen der Jungfrau von dem heiligen Geist der Weltgeschichte an ihnen selbst verklärt worden waren, durch den muthwilligen Angriff auf Deutschland verletzt hatte, deswegen fiel Frankreich bei Sedan.

Und so knüpft sich für uns an den heutigen Tag der Gedanke an zwei große segensreiche Ereignisse. Das Eine, Gott sei Dank! liegt abgethan hinter uns; es ist der Sturz Napoleons, der im Dienste der Lüge und des Uebermuths, unsere friedliche Heimath zu verwüsten und zu zerstückeln drohte und von dem Thron seiner Hoffahrt durch den deutschen Michael hinabgestürzt wurde in den Pfuhl der tiefsten Demüthigung. Das andere Ereigniß aber, das von da an seine leuchtenden Strahlen in die Zukunft zu werfen begonnen hat und uns mit stolzer Hoffnung erfüllt, es ist die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches. Laßt uns dieselben heute, gebunden durch die Zeit zwar in aller Kürze, aber mit all dem Ernst erwägen, den sie verdienen. Lehren voll hoher sittlicher Bedeutung werden sich daraus für uns ergeben.

Was ist das deutsche Reich? Es ist die staatliche Vereinigung aller Kräfte unseres Volkes zu gemeinsamem Ringen nach den höchsten Gütern der Menschheit, zu gemeinsamem Wirken im Dienste der Sittlichkeit; die allgemeine Wohlfahrt und die Abwehr ungerechter Angriffe von außen bildet die materielle Grundlage dazu. Schon die Zeit, in welcher, und die Art und Weise, wie es entstand, zeigt uns seine sittliche weltgeschichtliche Bedeutung, die Rolle, die es nach dem Plane der Vorsehung spielt. Die alte Welt war durch die Verderbniß ihrer Völker zu Grunde gegangen und mit ihr das römische Reich, das zuerst für Europa eine gemeinsame staatliche Ordnung gegründet und seine Grundsätze des Rechtes in einem Gesetzbuche gesammelt hatte. Da traten die Germanen auf den Schauplatz der Geschichte, verjüngten die Menschheit und nahmen die Rolle wieder auf, die das römische Volk hatte fallen lassen. Ein Deutscher war es, Karl der Große, der zuerst wieder die Völker in gemeinsamer staatlicher Ordnung vereinigte, und auf deutschem Boden ward das römische Reich wieder aufgebaut, um nach und nach mit den Schätzen des

deutschen Geistes erfüllt zu werden. Denn nicht auf einmal erreichte unser Volk die Höhe der Bildung und den Reichthum an sittlichen Güter, deren es sich jetzt erfreut; es mußte sogar seit dem Zeitalter der Reformation über der Pflege des innern geistigen Gehaltes die äußere Machtstellung und das politische Ansehen seines Reiches gänzlich verkümmern sehen. Und so zerrüttet, so zersplittert war das deutsche Reich am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß auch der glühendste Patriot in seiner liebevollen Begeisterung es nicht fassen konnte, wie dasselbe wieder neu geboren werden könne. Aber gerade da, wo Alle verzagten, sollte die sittliche Weltordnung am glänzendsten gerechtfertigt werden.

Während unser Reich mehr und mehr in Ohnmacht versunken war, hatte sich das gallische Nachbarvolk, das einst mit uns unter Karl des Großen Scepter vereinigt gewesen war, sich aber später zu eigenem volksthümlichen Leben von uns gesondert hatte, durch die Einigung seiner Kräfte zu gewaltiger Macht erhoben und, verleitet durch das Gefühl seiner Stärke, sich zu schnödem Mißbrauch derselben gegen uns hinreißen lassen. Schwere Unbill hatten wir von ihm über ein Jahrhundert zu erleiden, urdeutsche Länder wie das schöne Elsaß mußten sich seiner Botmäßigkeit unterwerfen, aber die schwersten Prüfungen bereitete es uns am Anfange dieses Jahrhunderts.

Als sich die französische Volkskraft zuletzt gegen das heimische Fürstengeschlecht erhoben hatte, um die Verfassung des Landes neu zu gestalten, bemächtigte sich ein glücklicher Soldat, begabt mit ebensoviel Kühnheit als genialem Geschick, der Regierung und bestieg als Kaiser Napoleon den Thron in Frankreich. Er war mit dem Anspruch aufgetreten, Ordnung in die französische Revolution zu bringen; aber geblendet von der Macht, die er in seinen Händen vereinigte, ward er bald die Beute unersättlichen Ehrgeizes und anstatt mit der Sorge für das Wohl seines Volkes beschäftigt zu sein, dachte er nur an die eigene Größe und versuchte, halb

Europa zum Privatgut seiner Familie zu machen. Die Selbstsucht war der Dämon, dem er opferte, und seine Allmacht auf Erden glaubte er zu gründen, als er das morsche, aber ehrwürdige deutsche Reich umstürzte und zur Hälfte seiner Monarchie einverleibte. Der übermüthige Thor! Er war nur ein Werkzeug in Gottes Hand; er stürzte um, was der neuen Zeit mit den neuen Ideen nicht mehr angemessen war, und gab den Anstoß zur Verjüngung unsers Volksthums.

Seit jenen Tagen war der Wiederaufbau des deutschen Reichs, die Gründung unsrer nationalen Einheit der heiße Wunsch aller Patrioten, das Ziel, nach welchem alle edlen Seelen in unserem Vaterlande strebten, und wenn leider viele Herzen verknöchert waren, so sang doch der Kern der deutschen Jugend mit Max von Schenkendorf:

Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n pred'gen fort und sprechen
Vom heil'gen deutschen Reich.

Und die Sehnsucht wuchs und ergriff mit heil'ger Flamme immer mehr Herzen, selbst widerstrebende Staatsmänner sahen sich gezwungen, dem Verlangen des Volkes Rechnung zu tragen, und suchten nach einer Lösung der heiligen Aufgabe. Heilig, sage ich, denn sie war Gottes Wille, und daß sie Gottes Wille ist, zeigt uns wieder die wunderbare Fügung der Geschichte, die Art und Weise wie die Aufgabe gelöst worden ist.

Wieder hatte sich ein Napoleon, durch gleiche Gewaltmittel, des Throns von Frankreich bemächtigt und versuchte zu gründen, was dem Oheim mißlungen war. So wenig wie dieser war er von uneigennützigen, wahrhaft sittlichen Triebfedern beseelt; nur der Machtgier, nur niederer Selbstsucht fröhnte er und sein frivoler Anhang, und deshalb fürchtete er die Einigung unserer Volkskraft. Eine Furcht, die leider, außer ihm, nicht nur der Schwärmer Lamartine, sondern der auch so verständige Thiers in dem französischen Volke genährt hatten.

Unter dem nichtigsten Vorwande überfiel nun der gallische Cäsar, aufgestachelt von seinem Weib, das einst die Geschichte brandmarken wird wie jene Irene von Byzanz, das friedliche Deutschland und glaubte in seiner boshaften Schlauheit den Zeitpunkt gut gewählt zu haben, denn wieder einmal hatte der leidige Geist der Eifersucht und der Zwietracht die deutschen Herzen zu spalten gesucht; aber dem gemeinsamen Feind gegenüber ward Alles Eins, gab es nur Ein deutsches Volk, und was der hoffärtige Selbstling für immer unmöglich zu machen wähnte, das deutsche Reich ging neugeboren aus dem Kriege hervor, der den kurzsichtigen Abenteurer in seinem Strudel verschlang. Der Staatsmann aber, der befangen genug gewesen war, den Attilazügen des ersten Napoleon als Geschichtschreiber die Weihe der Legende zu geben und dadurch das französische Volk zur Vergötterung der Völkergeißel, aber auch zu seinem Sturz mit fortgerissen hat, Thiers, er war, zur Büßung seines Irrthums, von der Vorsehung ausersehen worden, den sühnenden Frieden zu unterzeichnen.

Und das ist die erste Lehre, die wir aus der Erinnerung an die Schlacht von Sedan ziehen, daß die Selbstsucht, nach Gottes, nach der ewigen Gerechtigkeit Rathschluß, gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was sie erstrebt, daß sie dem dienen muß, was sie vernichten will. Die Napoleons waren „ein Theil von jener Kraft, die nur das Böse will und doch das Gute schafft.“

Wir aber, das Volk, dem es vergönnt gewesen, so Großes zu vollbringen, dürfen wohl ein gerechtes Gefühl unseres sittlichen Werthes hegen, denn nicht Unwürdige wählt der Ewige zu Vollstreckern seiner Gerechtigkeit: ein Gefühl, das dem Edlen wohl geziemt als ein Zeichen dessen, daß er sich nur am Guten freut, und als ein Sporn sich vor allem Unedlen zu wahren. Es waren trübe Zeiten, diejenigen, in welche unsere Jugend gefallen war und in denen selbst gutmeinende Schriftsteller sich darin gefielen, das deutsche Volk als den

deutschen Michel zu verspotten; allerdings stand es damals schlimm um unsre nationale Würde, aber gerade durch diese Selbstverhöhnung waren wir in Gefahr, auch die sittliche Kraft zu unsrer Erhebung zu verlieren. Vor dieser Gefahr seid Ihr, ist die heutige Jugend beschützt, der deutsche Michael ist zum heiligen Michael geworden, dessen Bild einst auf der Reichsfahne flatterte, und hat uns die Achtung vor uns selbst wieder erkämpft.

Nein, wir sollen nicht mehr gering von uns denken, damit wir uns immer fähig fühlen, das Gute und Große zu thun. Aber edler Stolz paart sich sittlich schön mit wahrer Demuth. Ist es doch ein göttliches Gebot selbst, nicht zu sprechen wie jener Pharisäer: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser Zöllner Einer. Nicht Alles ist bei uns wie es sein sollte; auch unser Volk ist nicht frei geblieben von jenem groben Materialismus, der eine allgemeine Krankheit der letzten Epoche ist. Lassen wir uns das französische Volk zur Warnung dienen, das trotz all seiner edlen Anlagen seine politische Macht eben an seiner Selbstüberschätzung hat zerschellen sehen. Es war den Franzosen von der Napoleonischen Dynastie, die die schlechtesten Verlockungsmittel zu benutzen suchte, so lange vorgeredet worden, daß sie ausschließlich „die große Nation“ seien, bis sie es endlich glaubten und in eitler Verblendung ihren Nachbar unterschätzten. Verschließen wir unsre Ohren vor den falschen Schmeichlern, die unsern Nachbarn alle Tugenden absprechen wollen, um die unseren in um so hellerem Lichte strahlen zu lassen, und die, sich wohlfeil als Patrioten aufputzend, sogar die ganze französische Sprache aus unserm Unterricht verbannt wissen möchten, nicht wissend vielleicht, daß in keiner Sprache das Lob unsers deutschen Volksthums und unsrer nationalen Tugenden so schön und so würdig ausgesprochen worden ist wie in der französischen. Ich meine das treffliche Buch der Frau von Staël de l'Allemagne, das eben deshalb der erste Napoleon in blinder Wuth zerstampfen ließ.

Ja, wenn die Franzosen in jüngster Zeit begründetem Tadel wirklich Blößen gegeben haben, so ist es, weil sie die Mahnungen ihrer edelsten Dichter und Denker vergessen haben. Um nur wenige zu erwähnen: Der große Corneille verherrlicht jede Tugend in der männlichsten Sprache; selbst der zärtliche Racine predigt den Kampf der Pflicht gegen die Leidenschaft; Molière, der Komiker, ein Dichter ersten Ranges, geißelt die priesterliche Heuchelei und Herrschsucht, die jetzt leider in Frankreich die Nation zu umstricken droht; der strenge Moralist Vauvenargues sprach: „Alle große Gedanken kommen aus dem Herzen," und Fénelon verurtheilt gerade, im achten Buche seines Telemach, frevelhafte Kriege wie denjenigen, durch welchen sich Frankreich 1870 in's Unglück stürzte.

Wir aber wollen uns vor solcher Vergeßlichkeit hüten. Was in den Werken unsrer Dichter und Denker an edlen Lehren und treuen Warnungen niedergelegt ist, das wollen wir vor Augen und im Herzen bewahren fortwährend, das wollen wir befolgen. Wir wollen stets derer gedenken, die uns mehr als durch Worte, die durch ihr Beispiel uns Lehrer geworden sind, mehr als je aber heute jener edlen Todten, die in dem heiligen Kampfe für unser Wohl und Heil gefallen sind und uns ein Vorbild geworden der opferfreudigen Vaterlandsliebe. Ueber Alles aber wollen wir Dem danken, dessen Führung der Mensch in der Zerstreutheit des Alltagslebens oft übersieht, dessen Hand aber an diesem Tage sichtbarer geworden ist denn je, Gott!

Doch nicht in leeren Worten besteht die wahre Dankbarkeit, sondern in der That; und es ist eine ernste heilige Pflicht, die uns unsere großen Todten hinterlassen haben, die Gott selbst uns auf dem Schlachtfelde von Sedan auferlegt hat. Das deutsche Reich, das damals begründet worden ist, wir haben es aufzubauen und auszubauen zur Wohnstätte des Rechts, zum Horte der Freiheit, zum Tempel der wahren Humanität. Und so sei es!

Klarer als irgend wer hätte der Bischof von Orleans in dem Tage von Sedan das Gottesgericht erkennen sollen. Wie einst die Bürger seiner Stadt den fremden Erobrer, den Engländer, von ihren Mauern zurückwarfen, so warf das deutsche Heer am 1. September 1870 den ungerechtfertigten Angriff Frankreichs auf Deutschland zurück. Deutschland aber ahmt, wenn es alljährlich sein Sedansfest begeht, nur das treue Orleans nach, das alljährlich seine Befreiung vom englischen Joche feiert. Niemand aber in dieser Stadt, selbst nicht der Bischof, der die Märtyrerin der Vaterlandsliebe in festlicher Rede verherrlicht hat, ahnte, daß uns die Jungfrau selbst das Banner vortrug im Kampfe für unsre nationale Unabhängigkeit. Keiner erinnerte sich, daß unser Schiller die Jungfrau in seiner Dichtung dem deutschen Volke vorgeführt hatte, um es zu gleicher Vaterlandsliebe zu begeistern.

Wie eng verwachsen die Geschichte der Jungfrau mit seinem eignen Leben ist, hat der Verfasser erzählt, zuletzt feierte er 1849 in einem Festspiel zur Feier der Märzerhebung von 1848 Jeanne d'Arc als den Genius der Poesie, der Deutschlands Auferstehung verkündet. Als solcher hat sie ihn in das Exil begleitet und in ihm den Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes aufrecht erhalten. Er schilderte dies in dem folgenden Gedicht, das er im October 1859 zu Le Puy, einem Gebirgsstädtchen der Sevennen, nahe bei den Quellen der Loire vollendet hat.

1859! Ein Jahr tiefgehender Erregung! In demselben wurde der Grund zur Einheit Italiens gelegt, dem der Sieg der deutschen Waffen elf Jahre später die Hauptstadt Rom geben sollte. In Deutschland wurde der Nationalverein gegründet,, „die Mann gewordne deutsche Burschenschaft;" der Ruf nach der deutschen Einheit wurde immer lauter.

In dem Herzen des Verbannten, der 1849 für Deutschlands Einheit gekämpft hatte, war dieser Ruf

nie verstummt; er war aber für ihn mit dem Ruf nach der politischen Freiheit gepaart; beide zusammen waren für ihn des Volkes Recht. Die deutschen Grundrechte, welche die Frankfurter Nationalversammlung verkündet hatte, sagten nichts anderes. In dem „Gruß aus dem Exil", der einer größeren Dichtung vorangedruckt werden sollte, gab der Verfasser damals seinem Glauben an Deutschlands Auferstehung siegesgewissen Ausdruck. Und wie er glaubte, also ist's geschehen!

An mein deutsches Volk.

Ein Gruß aus dem Exil.

Es war in Lothringen; im Abendstrahle
Erglänzte fern noch der Vogesen Kranz,
Indeß der Nebel schon in Nancys Thale
Verschleierte der Murthe bleicher'n Glanz.
Still ward es ringsum; nur der Wasser Rauschen
Scholl geisterhaft noch aus dem Grund empor,
In bangen Schauern schien der Wald zu lauschen,
Wenn sich im Laub ein Luftzug noch verlor,
Und in des Thaus gespenstisch weißem Dampfe
Lag Tag und Nacht geheimnißvoll im Kampfe.

Das ist des Zwielichts ahnungsreiche Stunde,
Wo, wie die Sterne aus der Dämmrung Grau'n,
Die Geister brechen aus dem nächt'gen Grunde,
Da in den Spiegel sie des Schicksals schau'n;
Wo's um den Kreuzweg huscht in Nebelschauern;
Wo sich das Kind bang an die Mutter drängt
Und plötzlich, ohne Grund, in tiefem Trauern
Und lauten Thränen an zu weinen fängt;
Wo in des Herzens schwermuthsvollen Räumen
Es irre geht von längst gestorbnen Träumen.

Da schritt ich müde hin auf fremder Erde,
Ein irrer Flüchtling, einsam und verbannt,
Dem Wolfe gleich, der, oft mein Nachtgefährte,
Nur in der Wildniß eine Heimath fand;
Wie er, aufraffend was der Zufall brachte,
Den Menschen fremd, fremd jedem sichern Dach,
Selbst, wenn der Schlummer Alles glücklich machte,
Auf nächt'gem Pfad noch mit dem Elend wach,
Und hinter mir, nur erst in wenig Tagen
Ein ganzes Glück zertrümmert und zerschlagen!

Ja, mir auch wand das Leben sich zum Kranze;
Doch was an Glück und Freude mir gelacht,
Ich schlug es opferwillig in die Schanze,
Als um die Freiheit nun entbrannt die Schlacht.
Und Alles nun in Blut ertränkt! Verloren,
Was ich geliebt, was ich gehofft, erstrebt;
Den Tritt noch der Verfolger in den Ohren,
Vom Todesschrei der Feinde noch umbebt,
In mir und vor mir Elend nur und Schrecken,
So zog ich der Verbannung öde Strecken.

Und wie ich so in Gram verlor'n und Grauen,
Da hob sich's plötzlich furchtbar vor mir auf;
Ein riesig Frauenbild war es zu schauen,
Das trat mir wehrend in den bangen Lauf.
Wie Geisterschauer ging's durch meine Glieder,
Es faßt' mich wie dämonische Gewalt
Und ehern, dröhnend rief es zu mir nieder
Und immer riesiger ward die Gestalt,
Die mir gebot: „Hemm' deines Fußes Schnelle,
Du wandelst hier auf einer heil'gen Stelle!"

„Kennst du mich nicht? Spricht von vergang'nen Tagen
Dich nicht ein Bild aus diesen Thälern an?
Schau' um dich her; laß deine Blicke fragen,
Und werde wieder stark auf meiner Bahn!"
Und wie sie sprach, da, wunderbar! da wurde
Berührt mein Auge und ich groß wie sie,
Ich wuchs und wuchs und Mosel, Maas und Murthe
Umschlang mein Blick und dort — lag Dom Remy.
„Wo ist ein Name hehrer wohl als deiner?
Er ist die Jungfrau," rief ich, „heil'ger keiner!"

„Ich bin's" rief sie, „die in der Kindheit Tagen
Dir schon in ahnungsvollem Bild erschien,
Die, als der Liebe nun dein Herz geschlagen,
Der Liebe ihren Zauber noch gelieh'n,
In deren Zügen Alles sich verklärte,
Was je dir vorgeschwebt als Ideal,
Ich bin's," rief sie, „für meine heim'sche Erde
Griff voll Begeistrung ich auch einst zum Stahl,
Und nach der Siegesbahn, die ich durchlaufen,
Hab' ich geendet auf dem Scheiterhaufen."

„Wohl wacht' ich auf aus thörichter Verblendung
Und sah, daß Undank meines Königs Lohn;
Doch irrte mich an meiner heil'gen Sendung
Nicht der Verrath und nicht der Feinde Hohn;

Fest noch im Tode stand in mir der Glaube,
Daß mich mein Gott zu seinem Dienst erkor,
Und aus den Flammen schwang sich eine Taube
Weißschimmernden Fittigs als Symbol empor:
So werde auch mein Volk nun auferstehen,
Und, wie ich glaubte, also ist's geschehen."

„So glaub' auch du; des Volkes Recht wird siegen;
Und brach dein Schwert, so nimm die Harfe auf,
Laß fort im Lied der Freiheit Banner fliegen,
Enthüll' im Bild von der Geschichte Lauf
Das Reich der Zukunft, sie gehört dem Volke!
Doch, daß dein Wort auf guten Boden fällt,
Entraffe dich des Zweifels dumpf'ger Wolke,
Nur wer an sich glaubt, dem auch glaubt die Welt!"
Und eh' ich muthig noch den Blick erhoben,
War schon ihr Bild zerronnen und zerstoben.

Und es ward Nacht. O eine Nacht voll Grauen,
O eine finst're, jahrelange Nacht,
Wie die Verdammten in der Hölle schauen,
Wo mir kein Trost, kein süßer Stern gelacht,
Sank auf mich nieder, wie mit gift'gen Dünsten
Erstickend meines Lebens bestes Blut,
Verlockend mich mit tausend Höllenkünsten,
Mit Hohn und Lohn, und brach mir nicht den Muth;
Nur siechte ich an Einem tiefen Grame,
Daß mir im Elend nicht die Kraft erlahme.

Und sei auch dies! Schon fleh' mit Mund und Händen
Ich oft um einen frühen schnellen Tod.
Sah ich doch Größ're schon und Bess're enden,
Die vor der Zeit noch brach die ekle Noth!
Was ist ein Opfer mehr? Nur eine Welle,
Der eine andre folgt auf ihrer Bahn,
Und ob an öder Klipp' auch sie zerschelle,
Wogt unerschöpflich fort der Ocean.
So weiß ich, sollt' ich auch den Tag nicht sehen,
Mein deutsches Volk, einst wirst du auferstehen!

Ja, konnten zu dem deutschen Freiheitswerke
Das Feuer nur wir der Begeistrung schür'n,
Aufnehmen wirst du's mit gereifter Stärke
Und es mit klarem Ernste weiter führ'n.
Ja, was wir träumten, du wirst es vollbringen,
Schon seh' im Geiste ich den Siegestag,
Er braust heran auf der Walkyren Schwingen,
Wie Odem Gottes weht sein Flügelschlag;

Ein Frühlingssturm, rauscht froh er durch die Lüfte
Und alle Völker brechen ihre Grüfte.

Und du, mein deutsches Volk, wärst nicht erkoren?
Rinnt nicht in dir noch Hermans Heldenblut?
O Volk, das Luthern, Schillern uns geboren,
O Volk so groß, so muthig und so gut,
Noch lebt in dir die Kraft zu jeder Tugend,
Und schwankst du jetzt auch noch auf deiner Bahn,
In deinen Kindern reift, in deiner Jugend,
Wie einst, die Zukunft einer Welt heran.
Dann wird auf's Neu' durch der Geschichte Hallen
Im Siegesschritt dein hehrer Gang erschallen.

O du mein Deutschland, Völkerwandrungsquelle,
Die, wie des Niles Strom Aegyptens Feld,
Mit unversiegbar urgesunder Welle
Auf's Neu' befruchtet hat die kranke Welt,
Du Herz Europas, heller Stern der Weisen,
Der allen Völkern durch die dunkle Nacht,
Darin sie nach des Heiles Quelle reisen,
Vorangeleuchtet zu der Wahrheit Pracht,
Du Lotosblum' im Völkeroceane,
Drauf sich der Weltgeist schaukelt wie im Kahne,

Du, deren Stirn umkränzt von Eichenlaube,
Germania, du hohes heil'ges Weib,
Das wie der Adler stark, fromm wie die Taube,
Getragen mich in keuschem Mutterleib,
Mein deutsches Volk, ja wieder auferstehen
Zu neuem Ruhm wirst du aus langer Nacht;
Es muß geschehen, darum wird's geschehen,
So glaub' auch ich mit ungeschwächter Macht,
Und aus des Elends Todesschatten sende
Ich dir dies Lied als treuer Liebe Spende.

So nimm sie hin, die ernste Dichtergabe!
Die Rosen meiner Liebe sind zerpflückt;
Doch sähe meiner Stirn ich noch vor'm Grabe
Den Eichenkranz des Barden aufgedrückt,
O reich belohnt für alle meine Schmerzen,
Ja glücklich noch wollt' ich von hinnen geh'n;
Doch müßt' ich mich mit unerkanntem Herzen
In fremdem Land vergessen sterben seh'n,
Nun denn, es sei! Der Treue gnügt zum Lohne
Des stillen Dulders heil'ge Dornenkrone.

Die Saint-Barthélemy in Orleans.

Geschichtliche Skizze.

Die Reformation hatte frühzeitig Anhänger in Frankreich gewonnen, besonders unter den Gebildeten, vor Allem unter den großen Rechtsgelehrten; selbst am Hofe neigte man ihr zu, den König selbst ausgenommen, der aber anfangs tolerant war. Zu einem gewissen Moment war fast die Hälfte des Landes protestantisch gesinnt, nur die ungebildete Volksmasse und der lüderliche Hofadel hielt es noch mit dem katholischen Klerus. Frankreich hätte sich auf friedlichem Wege mit den neuen Ideen verständigen können, eine glänzende Zukunft winkte dem französischen Genius; bald aber trat der Fanatismus der ruhigen Entwicklung entgegen, durch rohe Gewalt wurde das Licht der Aufklärung, die Befreiung von den mittelalterlichen Fesseln des Geistes erstickt. Seitdem haftet der französischen Bildung immer etwas Mangelhaftes an; sie trägt den Charakter der Halbheit, der Unvollständigkeit; die Sittlichkeit selbst litt damals darunter. Nur der den Franzosen innewohnende Voltairische Geist, der, wie wir gesagt haben, viel älter ist als Voltaire und von dem letzterer nur der höchste Ausdruck ist, hat Frankreich vor der Versumpfung in spanische Zustände bewahrt.

Wie Orleans zur Zeit der Jungfrau die letzte Wehr der französischen Nationalität gewesen war und durch seine treue Ausdauer die Rettung derselben ermöglicht

hat, so kann man beinahe sagen, daß auch der Sieg der Reformation, das heißt, die glänzende Wiedergeburt des französischen Genius von dieser Stadt abgehangen hat. Die Entwickelung Europas, die Weltgeschichte hätte einen bessern Verlauf genommen, wenn Orleans die ihm zugefallene Aufgabe begriffen hätte! Ein Bürger von Orleans sagt selbst*): „Die Stadt Orleans ist im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen das Centrum der gesammten katholischen und protestantischen Bewegung; sie erhält damals aufs Neue eine Wichtigkeit, die sie schon früher gehabt hatte und die sie später nicht wieder finden wird; einen Augenblick ist sie der Sammelpunkt aller französischen Hugenotten, sodaß, wenn auch die Mehrheit der Einwohner katholisch blieb, beide Theile eine Zeit lang gleich stark waren."

Die Chronik erzählt von manchen Gewaltthätigkeiten, die von den Protestanten zur Zeit der Bürgerkriege begangen wurden; besonders wüthete hier die Bilderstürmerei. Aber dagegen muß betont werden, daß die neue Lehre nur mit geistigen Waffen aufgetreten war und daß der katholische Fanatismus sie sofort mit Feuer und Schwert auszurotten versuchte. Von all den Grausamkeiten, die unter Franz I. begangen wurden, war die abscheulichste die Vernichtung einer ganzen Bevölkerung, der friedlichen Waldenser in der Provence, deren religiöser Glaube mehr als dreihundert Jahre alt war. Rohe Fanatiker hatten König Franz weis gemacht, seine körperlichen Leiden, die Folgen seiner zügellosen Wollust! seien eine Strafe Gottes für seine religiöse Milde, und der König hatte ihnen geglaubt. So mußten unter Ludwig XIV. die tugendhaften Reformirten für die Ausschweifungen des Königs büßen.

---

*) La Saint-Barthélemy à Orléans par Gustave Baguenault de Puchesse. Orléans. H. Herluison, 1873." Die längst vergriffene Broschüre ist nicht mehr aufzufinden, wir haben uns mit Mühe ein Exemplar verschaffen können. Uebrigens benutzen wir bei der Erzählung die alte Chronik selbst.

Die ersten Scheiterhaufen zu Orleans brannten unter der Regierung Heinrichs II., am 28. Sept. 1549. Am 7. Juli 1550 wurde der Platz des Martroi zu diesen Hinrichtungen bestimmt; ein junger Apothekergehülfe, Claude Thierry, starb hier den Märtyrertod in den Flammen, wie einst die, deren Reiterstandbild jetzt hier steht. O das verblendete Volk! Bisher waren die Calvinisten in Orleans nicht zahlreich gewesen, nur in den gebildeten Klassen hatte die Reformation hier Anhänger gefunden, dieselben waren aber nicht öffentlich damit hervorgetreten. Erst im April 1557 begann hier ein junger Mann, Namens Colombeau, hier unter den ärmeren Arbeitern, dann unter den Bürgern Proselyten zu machen; wie zu Rom die ersten Christen in den Katakomben, versammelten sie sich anfangs heimlich in dem zweiten Keller eines Hauses der rue des Petits-Souliers*). Der Umstand, daß Calvin und Theodore de Bèze an der Universität Orleans studirt hatten, konnte dazu beitragen, der neuen Lehre Ansehen zu geben.

Unterdessen hatte der Haß gegen die Ketzerei Heinrich II. zu schärferen Maßregeln gegen die Protestanten aufgestachelt und er hatte sich mit Philipp II. von Spanien, „dem Dämon des Südens", zur Ausrottung der evangelischen Lehre verbunden, als ihn im Juni 1559 beim Turnier zur Feier der Vermählung seiner Tochter mit Philipp II. der Lanzenstoß traf, an dem er elf Tage nachher starb. Angesichts dieser Verfolgungen organisirten sich nun die Reformirten; aber auch politische Elemente mischten sich jetzt in die Bewegung und wurden für sie verhängnißvoll. König war der sechzehnjährige Sohn Heinrichs, Franz II., aber er hatte die Regierung in die Hände des Hauses Guise gelegt, das erst unlängst ziemlich arm aus Lothringen eingewandert war. Fremde

* In dem alten Orleans hatten die Häuser nicht nur Stockwerke aufwärts über der Erde, sondern auch abwärts; in einem Hause, das wir bewohnt haben, waren drei Keller, einer über dem andern; im zweiten Keller befand sich ein Brunnen.

regierten im Lande. Das verdroß den hohen und niedern Adel, der jetzt die Macht der früheren Lehnsepoche eingebüßt hatte, besonders aber das Haus Bourbon, die Prinzen von Geblüt, und es kam zur Verschwörung von Amboise, die von den Guisen blutig unterdrückt wurde. Endlich beschloß man, um die Wirren zu schlichten, die Stände des Reichs nach Orleans zu berufen; aber schon am 5. December 1560 starb hier der junge König. Dies rettete die beiden Prinzen von Bourbon vom Tode, der ihnen drohte. Aber es war ominös für die Stadt, daß Karl IX., an dessen Namen sich das Gedächtniß der fluchwürdigsten That der Geschichte knüpfen sollte, gerade in dieser Stadt zum König ausgerufen wurde. Karl war nur zehn und ein halbes Jahr alt.

Nicht ohne Absicht hatte man Orleans zum Sitz der Ständeversammlung gewählt; die Zahl der Reformirten war hier rasch gewachsen und im Herzen Frankreichs wollte man die Fortschritte des neuen Glaubens bekämpfen. Doch verlief die Versammlung ohne Resultat. Immer mehr faßte nun der Protestantismus in Orleans Wurzel, auch blutige Repressalien hatten schon stattgefunden, als das Gemetzel zu Vassy in der Champagne am 1. März 1562, wo die Leute des durchreisenden Herzogs Guise über unbewaffnete Protestanten während des Gottesdienstes hergefallen waren, den Anlaß zum Bürgerkriege gaben, dem noch zwei andere folgten.

Orleans wurde der Hauptwaffenplatz der Protestanten, die hier ihrer Bilderstürmerei, der leider auch das Denkmal der Jungfrau von Orleans zum Opfer fiel, freien Lauf ließen. Wir haben es anderswo gezeigt, wie sich im französischen Nationalcharakter die schärfsten Gegensätze bekämpfen. Während sich in der vornehmen katholischen Gesellschaft mit dem wüthendsten Fanatismus bei der zügellosesten Sittenlosigkeit der feinste Kunstsinn verband, zeigten die Hugenotten, ihrer puritanischen Sittenstrenge entsprechend, in Sachen der schönen Künste die größte Nüchternheit, sowie den Mangel aller Eleganz

in der Kleidung, und zwar Männer wie Frauen. Man möchte im Voraus an die Jakobiner von 1793 denken. Dieser kunstfeindliche Charakter des Calvinismus machte ihn wohl zum Theil unpopulär; an Gewissenhaftigkeit freilich, an religiös sittlichem Ernst überragten die Hugenotten all ihre Gegner; einzelne Führer wie de la Noue erinnerten durch ihren Charakter an das Spartanerthum, wie man ja auch Genf ein christliches Sparta genannt hat.

Zur Erklärung des religiösen Vandalismus der Hugenotten wollen wir indessen Folgendes berichten. Als im ersten Bürgerkriege der Kirchenschatz der Kathedrale von den Protestanten in Verwahrsam genommen wurde, befand sich darunter „der heilige Blutstropfen des Heilands" in einem goldenen Schrein, ein Dorn aus Jesu Dornenkrone, das Krüglein mit Myrrhen, das die h. drei Könige der Muttergottes für das Jesuskind überreicht hatten, ein goldener Schrein mit Palmen und Oelzweigen*), auf denen Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem gewandelt war, das Bild der h. Jungfrau, worin ein Fläschchen war, in welchem jungfräuliche Milch der Jungfrau Maria enthalten war. Alles das muß man wissen! Wenn ein Volk von den Priestern so zum Narren gehalten worden war, dann darf man sich nicht wundern, daß diejenigen, denen nun ein Licht aufging, sich im ersten Glaubenseifer, noch dazu nach den grausamen Verfolgungen, die sie zu erleiden gehabt hatten, zu gewaltthätigen Ausschreitungen hinreißen ließen. Wir verschweigen dieselben nicht, aber sie erklären sich aus dem Treiben des Pfaffenthums, das dem gesunden Menschenverstande so offen Hohn sprach; im Uebrigen begingen die Protestanten nur Repressalien.

Erwähnt zu werden verdient hier, daß, als sich das

*) Man nannte sie Osannes, weil das Volk, indem es sie ausstreute, Hosianna gerufen hatte. Wir übergehen die Häupter, Arme, Finger und Halsknochen von Aposteln und Heiligen, alle in goldnen Schreinen.

protestantische Heer 1562 nach Orleans zurückzog, den deutschen Hilfstruppen als Quartier — die Kathedrale angewiesen wurde, was dieselbe vor weiterer Zerstörung schützte. Das protestantische Heer in Frankreich bestand damals aus Franzosen und Deutschen; beide Nationen verbündeten sich zur Bekämpfung des römischen Papismus! An der Loire, im Herzen Frankreichs, standen Franzosen und Deutsche vereint unter den Waffen gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes.

Am Tage des Friedensschlusses, 29. März 1563, nahmen die Protestanten in der Kathedrale von Orleans feierlich das Abendmahl; aber im zweiten Bürgerkriege (1567 bis 1568) zerstörten sie dieselbe, aufgereizt von Theodor de Bèze, damals Student in Orleans, in der Nacht vom 23. zum 24. März 1568 so gründlich, daß sie ihren schönen mittelalterlichen Kunstcharakter ganz verlor; der Neubau, der unter Heinrich IV. begonnen, aber erst in unserm Jahrhundert vollendet wurde, weicht gewaltig von dem früheren ab.

Der Friede war kaum geschlossen, so steckten auch schon die Katholiken, um sich zu rächen, die beiden Gotteshäuser der Protestanten zu Orleans in Brand; um dem fortwährenden Aufruhr ein Ende zu machen, legte nun Karl IX. eine katholische Garnison in die Stadt. Damit endete hier die Macht der Hugenotten. Bald gestaltete sich ihre Zukunft düster und gefahrdrohend. Am 15. August 1568 schlossen die Katholiken der Stadt unter Vorsitz des Bischofs eine Ligue gegen die Protestanten. Im Juni 1569 kam Karl IX. mit seinem Hofe nach Orleans und verliebte sich in die schöne Hugenottin Marie Touchet, die ihm zu Liebe katholisch ward, wie auch ihr Vater, der damit die Gunst des königlichen Buhlen seiner Tochter zu gewinnen suchte. Am 12. Juni befand er sich mit seiner neuen Maitresse und seinen Höflingen auf der Brücke, als eine protestantische Hochzeitsgesellschaft heimkehrte, die die Trauung auf dem Chateau de l'Ile

Groslot“ gefeiert hatte. Die Edelleute, der König mit ihnen, beschimpften die Gesellschaft; einige hoben den Frauen den Schleier auf, „um die hübschen Hugenottinnen zu betrachten“, die Begleiter derselben setzten sich zur Wehr, wurden aber zum Theil erstochen, in die Loire geworfen oder doch verwundet und zerstreut. Viele Protestanten verließen in Folge dieses Ueberfalls die Stadt; man hat ihn wegen des Kopfputzes der Neuvermählten „la journée des chaperons“ genannt; später sahen die Protestanten eine kleine Saint-Barthélemy darin. Um sich gegen die Rache derselben zu schützen, erbaten und erhielten die Katholiken vom König die Erlaubniß, sich zu rüsten und zehn Compagnien Bürgergarde zu je 200 Mann zu bilden; am 30. Juli hielt der König eine Revue über dieselbe ab; um sie einzuexerciren, hatte er Offiziere kommen lassen. Die Stadt wurde nun in zehn Viertel eingetheilt und die Hut derselben je einer Compagnie anvertraut. Das war am 12. August 1569. Schon am 21. nachher, einem Sonntag, überfielen die Katholiken Abends 8 Uhr die Protestanten bei ihrem Gottesdienste, den sie seit jenem 12. Juni wieder in der Stadt hielten, ermordeten Alle, die sie antrafen, und steckten das Haus in Brand, rannten dann in ein anderes Haus, wo sich auch Protestanten versammelten, und verbrannten sie lebendig; zuletzt erstachen sie die protestantischen Gefangenen im Neuen Thurm und stürzten ihre Leichen in die Loire; man zählte im Ganzen gegen 280 Opfer. Alles war nur ein kleines Vorspiel, eine Probe zu dem großen Gemetzel.

Unterdessen war der dritte Religions- oder Bürgerkrieg ausgebrochen (1568—1570); Katharina von Medicis hatte ein Edict erlassen, worin sie allen protestantischen Pastoren gebot, binnen vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen, und überhaupt bei Todesstrafe verbot, noch ferner den reformirten Gottesdienst zu halten. In diesem Kriege fiel das Oberhaupt der Protestanten, der Prinz de Condé; Coligny trat als Feldherr an seine

Stelle, 13 000 deutsche Protestanten kämpften unter ihm. Coligny trug sich mit einem großen Plan; um Frankreich den Frieden im Innern zu geben und zugleich die Religionsfreiheit zu sichern, wollte er die spanischen Niederlande erobern und sie mit seinen Hugenotten bevölkern, sowie Nord-Amerika mit französischen Protestanten colonisiren. Wenn er seinen Plan hätte ausführen können, wenn überhaupt Frankreich den Protestantismus in seinem Schooße sich hätte entwickeln lassen, so wäre das so glänzend beanlagte französische Volk durch seine Bildung und seine Macht das erste Volk der Welt geworden. Die englischen Puritaner führten im 17. Jahrhundert aus, was die französischen Hugenotten im 16. hätten thun können. Die Macht des Reiches eines Napoleons aber, das die Jesuiten zu ihrem Werkzeug ausersehen hatten, ist an dem Widerstand des protestantischen Preußens gescheitert.

Katharina hatte begriffen, daß sie die protestantische Partei nicht durch Waffengewalt niederwerfen könnte; wenn auch besiegt, erhoben sich die Hugenotten immer aufs Neue. Sie schloß Frieden mit ihnen am 8. August 1570 unter glänzenden Bedingungen für dieselben. Alle Katholiken schrieen vor Entrüstung laut auf; die Italienerin ließ sie schreien, sie wußte was sie wollte. Was der Krieg nicht vermocht hatte, sollte der Mord vollbringen.

Eine unheimliche Windstille ging dem entsetzlichen Verbrechen voraus. Die Protestanten in Orleans hielten sich ruhig. Am 14. Juni 1572 geschah etwas Seltsames daselbst. Man feierte das Frohnleichnamsfest, bei welcher Gelegenheit die Einwohner zu Ehren der Procession ihre Häuser mit Teppichen zu behängen pflegen. Die Protestanten weigerten sich dies zu thun; da ließ der Maire alle Wohnungen der Hugenotten auf Kosten der Stadt schmücken, „damit kein Aergerniß noch Aufruhr vorfiele“, wie die Rechnungen besagen. Eine so friedliche Beilegung des Streites war für jene Zeit etwas Seltsames.

Das waren die Ereignisse, die sich in Frankreich und besonders in Orleans zur Zeit der Reformation zugetragen hatten, als das gräßlichste von allen dem Gehirn der Katharina von Medicis und ihrer Vertrauten wie dem Pfuhl der Hölle entsprang: Die Bartholomäusnacht.

Die Geschichtsforscher sind jetzt allgemein überzeugt, daß das Gemetzel von den Genannten erst am 23. August beschlossen wurde. Der Mordanfall auf Coligny am 22. August hatte eine gewaltige Aufregung unter den Protestanten hervorgerufen und man wollte ihrer Rache zuvorkommen, indem man sie vernichtete. Das Blut stieg den Fanatikern im Louvre zu Kopfe; dem jungen Könige entriß man indessen die Einwilligung erst am 23. Abends; wenn man es für gut fände, den Admiral (Coligny) zu tödten, fuhr er plötzlich nach düstrem Brüten auf, dann wolle er auch, daß man alle Hugenotten in Frankreich niedermache, „daß nicht Einer mehr übrig blieb, um es ihm später vorzuwerfen.“ Am 24. August, einem Sonntag! früh gegen 2 Uhr rief die Glocke der dem Königspalast gegenüberstehenden Kirche St. Germain l'Auxerrois zum Niedermetzeln aller Protestanten; man mordete bis zum 17. September! An die Gouverneure aller Provinzen wurden Befehle geschickt, das Gleiche zu thun. Unter den Opfern, die in Paris fielen, war auch der ehemalige Bailli von Orleans und Haupt der Protestanten dieser Stadt, Jérôme Groslot, Besitzer des prächtigen Hauses (jetzt die Mairie), worin Franz II. gestorben war, und des Schlosses l'Ile, worin die Protestanten am Tage des Chaperons ihren Gottesdienst gehalten hatten. Er hatte 1568 seine Stelle niederlegen müssen; bei den Religionswirren hatte er sich besonders durch seine Heftigkeit hervorgethan und mehrere Katholiken hinrichten lassen, dann, selbst zum Tode verurtheilt, nur dem Frieden von Saint-Germain 1570 seine Rettung verdankt. Jetzt war er mit zu den Hochzeitsfestlichkeiten im Louvre eingeladen gewesen; er war einer

der Ersten, die niedergemacht wurden und zwar in den Gemächern Heinrichs von Navarra, in dessen Gefolge er sich befand. Der bekannte Historiker de Thou erzählt, daß er, wie er früh zur Messe gegangen sei (während man mordete, wurde in den Kirchen Gottesdienst gehalten!), die Leiche Groslots in der Seine habe schwimmen sehen.

„In Orleans, erzählt Baguenault de Puchesse, herrschte eine scheinbar zeitweilige Stille zwischen Katholiken und Hugenotten. Die Ersteren, jetzt unbeschränkte Herren der Stadt, schienen von sich aus keine Rache zu planen; die letztern verhielten sich ein wenig defensiv, erfreuten sich indessen einer gewissen Ruhe. Ein unerwarteter Umstand gab ihnen volles Vertrauen zurück. Am Sonnabend 23. August erhielt Herr de la Reynie, königlicher Commissar des Königs und Surintendant der Justiz im dortigen Amtsbezirk, Briefe von Karl IX., worin er beauftragt war, die protestantischen Unterthanen von der Verwundung Colignys in Kenntniß zu setzen und sie zu versichern, daß „man darüber so ernst und so schnell Gericht halten würde, daß ganz Frankreich daran ein Beispiel nehmen würde.“ De la Reynie berief die angesehensten Personen beider Religionen zusammen und entledigte sich seines Auftrags. Die Hugenotten verließen sich auf das königliche Wort, das an diesem Tage gewiß noch aufrichtig gemeint war. Am folgenden Tage begaben sie sich ruhig auf das erwähnte Schloß l'Isle zur Predigt; es waren gegen dreitausend, die hier inbrünstig für die Genesung ihres theuren Admirals beteten. Sie wußten nicht, daß man zur selben Stunde all ihre Brüder in Paris niedermetzelte. Am Abend gingen sie vertrauensvoll nach der Stadt heim, nur sechs der ihrigen blieben zurück. Unter diesen sechs befand sich der Pastor Daniel Toussaint, gebürtig aus der Gegend von Verdun, der an diesem Tage gepredigt hatte und seine Rettung nur dem Umstande verdankte, daß er nicht nach Orleans zurückgekehrt war. Er zog sich in die Pfalz zum Kur-

fürsten Friedrich zurück; von hier aus schrieb er am 20. Juli 1578 einen Brief an „die Ueberbleibsel der Kirche von Orleans“, worin er die Trübsale der Reformirten auseinandersetzte. Sein Bericht über das Gemetzel zu Orleans wurde in den Mémoires de l'Etat de France sous Charles IX. (Meidelbourg, 1579, t. I) veröffentlicht. Wir erzählen die Mordthaten zuerst nach einem zweiten Berichte, den der Domherr Jacques Damain verfaßt hat; Baguenault de P. sagt: „den die Protestanten dem Domherrn J. D. zugeschrieben und in die Histoire des martyrs persécutés et mis à mort pour l'Evangile. Genève, 1619, in-fol. aufgenommen haben“. Lottin, Verfasser der Chronik von Orleans, sagt: „Das Manuscript ist lange Zeit im Stadthaus von Orleans aufbewahrt worden, wo es sich nicht mehr vorfindet“; er konnte aber eine Abschrift aus einer Privatbibliothek benutzen und verweist nebenbei auf das Genfer Werk.*) J. Damain, einer Beamtenfamilie zu Orleans entsprossen, bekleidete verschiedene Aemter und Würden, war nach Allem ein geachteter Mann und starb als Domherr der Kathedrale am 21. März 1589; der Geist der Mäßigung, der aus dem Berichte spricht, zeigt, daß er von friedfertigem tugendhaften Charakter war. Ob überhaupt die Mehrheit des dortigen Klerus die gräßlichen Bluthaten jener Tage verabscheute, was Lottin aus dem Umstande schließen will, daß der friedfertige Damain trotz seiner Mißbilligung dieser Greuel mit den ehrendsten Aemtern betraut wurde**), ist stark zu bezweifeln. Warum hat denn diese Mehrheit den Metzeleien nicht Einhalt gethan? Baguenault de P. bezieht

---

*) Baguenault sagt: „Die handschriftlichen Versionen, die man in Orleans von den beiden Berichten aufbewahrt hat, scheinen nur Abschriften zu sein, die mehr oder minder spät nach der Veröffentlichung der Berichte davon genommen worden sind.“

**) Gesetzt, B. de P. hätte Recht und Damain wäre nicht der Verfasser? Das Mscr., worauf Lottin sich bezieht, wäre nur eine jener Abschriften?

sich außerdem zuweilen auf den Abbé Pataud (1752 bis 1817), der eine Geschichte von Orleans im Mscr. zurückgelassen hat; „weniger zuverlässig als fruchtbar, hat er viele Documente benutzen können, die heutzutage nicht mehr aufzufinden sind.“ Gehen wir nun zur Erzählung selbst über, einige Details aus anderen Berichten herübernehmend.

Ein Geschäftsträger der Stadt beim Hofe war sofort am Sonntag früh von Paris mit der Post nach Orleans gereist und benachrichtigte am Abend den Maire und die Schöffen von den Vorgängen, er fügte hinzu, daß, dem Gerüchte zufolge, allen Protestanten im Königreiche ein Gleiches widerfahren solle. Noch in der Nacht kam ein zweiter Courrier aus Paris an mit mehr officiellem, aber mündlichem Auftrage für die Behörden der Stadt: sie sollten die Katholiken bewaffnen, „damit sie die Stärksten blieben“, weitere Anweisungen würden folgen. Sofort rief der Maire, Claude Sain, die Schöffen, die Magistratspersonen und die Bürgerschaft zur Berathung zusammen; Viele schlugen vor, sofort an das Gemetzel zu gehen; einige Wenige, deren Namen man leider! nicht kennt, hatten den edeln Muth, sich dem zu widersetzen. Alle katholischen Einwohner griffen in der Nacht zu den Waffen, sie wurden in zwölf Compagnien getheilt und unter Hauptleute gestellt, „die niemals in ehrlichem Kriege gedient hatten, aber die grausamsten Menschen der Stadt waren“. Damain nennt sie alle mit Namen; Einer derselben, Leroy, hatte bei dem erzählten Gemetzel im Neuen Thurm einen Tuchmacher auf das Grausamste behandelt, an einen Pfahl gebunden, an dem er ihm Menschenkoth in den Mund steckte, dann verhöhnt und langsam abgeschlachtet, seinen Leichnam zuletzt den Hunden hingeworfen. (Nach Toussaint wäre dies erst jetzt geschehen).

Man hatte schon nach Paris geschrieben, um „Verhaltungsmaßregeln zu verlangen“, aber in Worten, die deutlich verriethen, was man wünschte, und um einen

Vorwand zur Rache zu haben, schützte man, wie das in Paris geschehen war, die Furcht vor neuen Aufständen der Protestanten vor, denen man zuvor kommen müsse. Montag früh waren die Hugenotten, als sie ihre Häuser und Läden öffnen wollten, sehr erstaunt, die Katholiken in Waffen und vor ihren Häusern Schildwache stehen zu sehen; es wurde ihnen geboten, sofort ihre Läden wieder zu schließen und sie nicht zu verlassen. Die Hugenotten erkannten, daß man ihnen an's Leben wollte, und beteten zu Gott, daß er ihnen Geduld und Muth geben wolle, seinen Namen zu bekennen, „ohne ihre Häuser in Brand zu stecken und so Verwirrung in der Bürgerschaft anzurichten, was sie doch hätten thun können.“ (Während des Gemetzels selbst machte ein Fechtmeister eine vereinzelte Ausnahme!) Ein wenig nach Mittag kam das Packet mit den Verhaltungsbefehlen vom Hofe an. Briefe des fanatischen Hofpredigers Arnauld Sorbin reizten die Katholiken noch mehr auf. Nun traten unter Vorsitz des Maires alle Behörden mit den angesehensten Geistlichen im Stadthause zusammen, um hier in Permanenz zu bleiben und die Berichte der Mörder zu empfangen, und Alle schworen sich einander feierlich zu, von der nächsten Nacht an alle „die von der Religion“ (das war damals die Bezeichnung) niederzumachen, ohne nur einen Einzigen auszunehmen, wer es auch sei. Die zwölf Compagnien wurden in achtundvierzig Schaaren eingetheilt, von denen je vier auf ein Stadtviertel kamen; die andern Einwohner leisteten ihnen Gefolge, Andere besetzten die Wachen, damit Keiner entfliehen könne, wieder Andere zogen mit, um zu plündern. Als das Gemetzel begonnen hatte, stiegen verschiedene Verschwörer zu Pferde und ritten durch die Stadt, rufend: „Muth, Kinder, schlagt Alle todt und dann plündert ihre Wohnungen.“ Manche wieder riefen: „Plündert nicht, aber schlagt Alle todt.“ Der Schöffe Jean Hocquin sagte zu einer Hugenottin, seiner Nachbarin: „Meine Liebe, man wird Euch nichts thun, aber es wird nicht Ein Mann

lebendig bleiben," da man doch Weiber wie Männer niedermachte. Manche Katholiken blieben in ihren Häusern, schickten aber Plünderer in die Wohnungen der Hugenotten, ließen dann die Möbel und Waaren zu sich bringen und kauften sie zu einem Spottpreise auf.

Eine unheimliche Stille war auf die Versammlung im Stadthause gefolgt und vergrößerte den Schrecken der Protestanten. Der Montag verlief noch ziemlich ruhig, nur wurde gegen Mittag ein armer Färber, der aus seinem Hause kam, um gefärbte Tuche zu waschen, auf der Straße niedergemacht; man weiß nicht, ob es aus Privatrache geschah, oder ob den Mördern die Zeit lang wurde; es heißt, es wäre noch vor Ankunft des letzten Courriers geschehen.

„Jetzt müssen wir auf die Einzelheiten eines der schrecklichsten und wüthendsten Blutbäder eingehen, die man sich von den Gliedern des Sohnes Gottes denken kann. In der Nacht vom 25. August begannen die Mörder beim Stadtwall*) auf so ungeheuerliche Weise, daß die größten Barbaren der Welt Schauder und Mitleid empfunden hätten. Die ganze Nacht hörte man nichts als Büchsen- und Pistolenschüsse, Einstoßen von Thüren und Fenstern, entsetzliches Geschrei derer, die man ermordete, sowohl Männer, wie Weiber als kleine Kinder, das Gerassel der Pferde und Wagen, die die Leichen fortschleppten, den rohen Lärm des Pöbels, die schrecklichen Gotteslästerungen der Mörder, die aus vollem Halse zu den Thaten ihrer Wuth lachten." (Damain). Und dazu war das Wetter ruhig, der Himmel heiter, man konnte wie am hellen Tage sehen. Zwei Schöffen thaten sich durch ihre Wuth hervor, Louis Le Masne und Jacques Martin, sie liefen durch die Straßen und riefen den Soldaten zu: „Frisches Herz, Kinder; wenn ihr gut angefangen habt, macht's morgen noch

*) Hier, auf der Nordseite der Stadt, heißt noch eine Straße la rue des Huguenots.

besser, und daß nicht Einer übrig bleibt!“ Manche Mörder sangen im Chor zum Spott den Anfang des 43. Psalms: „Räche mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk.“ Andere riefen ihren Opfern zu: „Wo ist euer Gott? Wo sind eure Gebete? Wo ist er denn jetzt? Er soll euch retten, wenn er kann!“ Die Wahnsinnigen! Sie bedachten nicht, daß auch Jesus einst so verspottet worden war.

„Diese greulichen Beschimpfungen (sagt Damain) erschütterten keineswegs „die von der Religion“, die mit großer Standhaftigkeit starben; und wenn Einige erschüttert wurden (wie es deren gab, aber in geringer Zahl), das verdunkelt durchaus nicht die Geduld und Stärke der Andern.“

Auf verschiedenen Straßen uud Plätzen waren Galgen errichtet worden, einer u. a. vor dem Denkmal der Jungfrau auf der Brücke! Lottin, der Verfasser der Chronik, fand 1835 noch vier Quittungen der Zimmerleute, die auf Befehl des Maires und der Schöffen diese Galgen hergestellt hatten und eine des Todtengräbers, alle übrigen städtischen Rechnungen und Belege jener Epoche, d. h. vom 30. Juni 1572 bis 1. Januar 1573 sind verschwunden; Lottin nimmt an, daß sie von den bei den Mordscenen Betheiligten gestohlen worden seien, damit ihr Name nicht mit denen der übrigen Verruchten auf die Nachwelt käme. Der Todtengräber mit seinen Leuten hatte Tag und Nacht vollauf zu thun, die Leichen in eine große Grube auf dem Großen Kirchhof (jetzt eine Markthalle) zu schleppen oder in die Loire zu werfen, die Tage lang voll Cadaver schwamm, sodaß das Wasser acht Stunden weit hinab ganz roth von Blut war. Zweihundert Jahre später veranstaltete Carrier die revolutionären Noyaden zu Nantes in derselben Loire; die 94 Priester, die die Reihe der Opfer eröffneten, dachten nicht daran, daß die Katholiken von Orleans „zur größeren Ehre Gottes“ das Beispiel gegeben hatten.

Die erste allgemeine Schlächterei begann an dem erwähnten nördlich gelegenen Stadtwall, in welcher Gegend die meisten Protestanten wohnten. Baguenault de P. sagt: Einige wurden mit einer schauderhaften Grausamkeit getödtet. Man muß wahrlich mehr Sorge um die geschichtliche Wahrheit als um die Ehre seiner eigenen Mitbürger tragen, um die detaillirte Erzählung dieser entsetzlichen Scenen zu unternehmen*)." Lottin erzählt hierbei: „Die Frauen und Kinder der Protestanten, die auf Befehl der Magistrate und unter dem Vorwand sie in Sicherheit zu bringen, in ein Haus, das als Gefängniß diente, gebracht worden waren, wurden von den Katholiken überfallen und ohne Barmherzigkeit niedergeschossen oder zu den Fenstern hinausgeworfen und mit der Spitze der Schwerter oder Hellebarden aufgefangen. Mehrere Kinder wurden von katholischen Frauen gerettet, die ein menschliches Rühren empfanden, sie in

*) Mit solcher Schärfe drückt sich Baguenault de P. aus, obgleich er sagt, „daß die Documente eigentlich nur von protestantischen Schriftstellern herrühren" (die fünf Quittungen sprechen aber auch! Sg.), und obgleich er an der Echtheit der Verfasserschaft Damains zweifelt; beide Berichte seien sich so ähnlich, daß man den einen nicht nach dem andern controliren könne; dazu sage die Genfer Ausgabe von dem Verfasser: „Wir haben seinen Namen verschwiegen und zwar aus Gründen" Allerdings war Damain damals (1619) schon seit dreißig Jahren todt und bedurfte also seinen Glaubensgenossen gegenüber keiner Schonung mehr. Baguenault meint daher, die Protestanten könnten den Bericht dem Domherrn nur zugeschrieben haben, um das Verhalten der Katholiken ihnen gegenüber um so gehässiger erscheinen zu lassen, weil ein katholischer Geistlicher selbst es verurtheilt habe, und sagt: „Es ist also nöthig, sich gegen die Uebertreibungen zu sichern, die sich in die erwähnten Schriften haben einschleichen können." Darauf erwidern wir, daß nach dem Erscheinen derselben die Katholiken niemals dagegen protestirt haben, und Baguenaults obige Worte, sowie seine eigene Erzählung verurtheilen die Katholiken von Orleans hinlänglich. Uebrigens erinnern wir an Lottins Erklärung; wenn die Protestanten Damain nicht genannt haben, so haben die Katholiken selfst D. für den Verfasser gehalten.

ihren Armen und Kleidern auffingen und dann bei sich zu Hause verbargen."

Die meisten Opfer wurden mit Pistolen erschossen, dann entkleidet, worauf ihre Leichname fortgeschleppt wurden; andere wurden grausam mit Säbeln, Dolchen, Spießen oder Hellebarden niedergestochen. Damain spricht von 1800 Männern (Toussaint: mehr als 1200), ungefähr 150 Frauen und einer großen Anzahl Kinder von neun Jahren und darüber. Wir kommen nun zu den Mordscenen im Einzelnen („ohne uns an die Reihe der Tage zu halten." Damain).

Ein Gerichtsrath, Chartier, hatte sich aus seinem Hause geflüchtet und lief zu seiner Schwiegermutter, um in größerer Sicherheit zu sein; als er eben rief, daß man ihm öffnen solle, kam ein anderer katholischer Gerichtsrath hinzu, Namens Dufau; sowie ihn dieser erkannte, griff derselbe zur Pistole, um ihn zu erschießen, aber sie versagte; da zog er wüthend seinen Degen und streckte seinen Amtsgenossen todt nieder.

In der Nacht zum Dienstag klopften einige Mörder an die Thür eines Doctors der Rechte, Universitätslehrers, Namens Taillebois; dieser sieht zum Fenster hinaus; in der Meinung, daß man mit ihm sprechen will, geht er hinunter und öffnet. Ohne Verzug sagen sie zu ihm, daß er sterben müsse; sofort betet er mit solcher Inbrunst und Ergebung zu Gott, daß die Mörder, „erstaunt und von der geheimen Hand eines Mächtigern als sie zurückgehalten," sich begnügten, ihm seine Börse abzunehmen, worin fünfzehn Thaler waren, und fortgingen, ohne ihm ein Leid anzuthun. Am andern Tage kamen Studenten in seine Wohnung und verlangten seine Bibliothek zu sehen; er führte sie hinein. Der Eine bat ihn um dies Buch, ein anderer um jenes, er gab es; aber sie sagten zu ihm, daß es nicht genug wäre, sondern daß sie ihn tödten wollten. Sofort warf er sich zur Erde und betete, dann stand er auf und sagte zu ihnen, sie möchten ihn doch in seiner Wohnung tödten.

Aber sie zwangen ihn, mit ihnen auf die Straße zu kommen; er schritt entschlossen vorwärts, bis sie auf einen eben ermordeten Schuhmacher, Courtois, stießen, der noch athmete; darüber erschrak er, blieb stehen und bat, daß man ihn hier tödten möge; aber sie führten ihn weiter. So kamen sie vor die Hörsäle der Universität; „tödtet mich wenigstens hier, wo ich so lange gelehrt habe“, rief er; aber sie stießen ihn noch wüthender vorwärts und hieben ihn in einer anderen Straße nieder.

Ein Advokat Jean Foucault, Herr von Hautvilliers, kam von seiner Besitzung an; am Thore warnten ihn einige Leute einzutreten, weil es großen Aufruhr in der Stadt gäbe. Er glaubte, es wäre wegen des Attentats auf den Admiral, und geht, im Vertrauen auf das königliche Versprechen, hinein; als ihm aber ein Freund, bei dem er einkehren will, erzählt, was vorgeht, eilt er zurück, man läßt ihn aber nicht mehr zum Thore hinaus; er zieht sich nun zu einem andern Freund zurück, wo er zwei andre angesehene Personen trifft. Da versprachen einige Soldaten der Citadelle gegen eine Summe Geldes sie zu retten; jene führen sie nun bei der Nacht hinaus und lassen sie, da Mondschein war, im Schatten gehen. Unterwegs sehen sie Leute auf sich zukommen, Foucault hatte Angst und trat aus dem Schatten in den Mondschein hinaus; so wurde er erkannt und niedergemacht, während die beiden andern sich schnell in die Citadelle retteten.

Ein reicher Bürger, Nicolas Bongars, der einer allgemeinen Achtung genoß, war gerade sterbenskrank. Einige Mörder gingen zu ihm hinauf, um ihn zu tödten; da sie ihn aber in den letzten Zügen liegen sahen, gaben sie ihren Plan auf. Da fanden sie in einem Winkel der Stube seinen Apotheker Noël Caperon, der ihm eine Arznei besorgte; dem hieben sie einen Arm ab, führten ihn auf den Großen Markt und machten ihn hier nieder. Am andern Morgen kam ein Bekannter des Hauses, der gewohnt war, den Kranken zu besuchen, zur Wohnung; an der Thür begegnete er der Mutter des Kranken, die

katholisch geblieben war und in die Messe gehen wollte; er erkundigte sich nach dem Befinden ihres Sohnes, ohne im Geringsten in seinen Zügen eine böse Absicht zu verrathen, und sagte, daß er ihn besuchen wolle. Die Mutter, nichts Arges ahnend, geht weiter zur Kirche. Der Hausfreund geht nun hinauf in's Zimmer und gibt dem Kranken mehrere Dolchstiche; er tödtet einen Sterbenden! Ohne ein Wort zu sagen, als ob er nichts gethan hätte, wischt er seinen Dolch ab und geht ruhig die Treppe hinunter; beim Hinausgehen aus dem Hause trifft er einen Andern, der den Kranken besuchen wollte, den grüßt er noch, ohne daß man auf seinem Gesichte die geringste Spur von Aufregung hätte sehen können.

Der Sohn eines Sergeanten, Namens La Mine, hatte sich über die Dächer zu dem Doctor Robert gerettet, wo er ergriffen wurde. Die Mörder schnitten ihm erst die Ohren, dann die Nase ab, führten ihn eine Zeit lang in diesem Zustande herum und tödteten ihn zuletzt.

Unter den ersten Opfern waren zwei angesehene Männer, die kirchliche Aemter bekleidet hatten, der Kaufmann Guillaume Leboiteux und Jean Baudet, sicur Ducoudray. Letzteren hatte man schon bei den früheren Unruhen zu bewegen gesucht, dem Protestantismus zu entsagen; aber er war bei seinem Glauben fest geblieben und blieb es bis zum letzten Seufzer; denn als er sah, daß kein Zögern mehr half, öffnete er die Thür seiner Wohnung den Mördern und sagte mit wunderbarer Zuversicht zu ihnen, daß sie die Seligkeit, die er schon lange erharrt habe, nur beschleunigten; darauf hin und wie er Gott anflehte, wurde er umgebracht und sein Haus von Grund aus geplündert.

Der Herr de la Bretêche, genannt Framberge, fünf und siebzig Jahre alt, wurde vor der Stadt ergriffen und da er wegen seiner Schwäche und seines Alters nicht zu Pferd sitzen konnte, auf einer Wagendeichsel getragen; aber die Unmenschen hatten keine

Schonung für ihn, sie banden ihn stehend an ein Wachthaus im Portereau (Vorstadt auf dem linken Ufer) und schossen auf ihn, bis er den Geist aufgab.

(Framberge war, wie Baguenault ergänzt, Domherr und Kirchenvorstand von Saint-Pierre-en-Pont gewesen und hatte sich seit lange zum Calvinismus bekannt; schon 1548 hatte man ihm sein Pfründe genommen; er hatte den Schatz und die Reliquien der Kirche den Protestanten angegeben.)

Maitre Marmet (oder Mamert), Fecht- und Schulmeister, ein Mann in den mittleren Jahren, hatte den Papisten die ganze Nacht Widerstand geleistet, endlich steckte er die Stube, in der er belagert wurde, in Brand und wurde, nachdem er einen Katholiken getödtet und einen andern in's Feuer gezogen hatte, übermannt und zum Fenster hinausgeworfen.

Ein Zimmermann, Jean Daiard (Toussaint schreibt: Briard), hatte ebenfalls den Mördern lange Widerstand geleistet und sich endlich in den Kamin seiner Stube gerettet; da machten dieselben einen erstickenden Rauch, der ihn zwang sich herunter fallen zu lassen. Ein Mönch, Namens Pavart, ermordete ihn, und sein Leichnam wurde, wie der Mamerts, zum Fenster hinausgeworfen.

Ein sehr reicher Bürger, Jean Sougy, siebzig Jahre alt, wurde in seiner Wohnung in den Armen einer seiner Töchter getödtet, sein Leichnam wurde fortgeschleift und in den Stadtgraben geworfen.

Ein Schullehrer, genannt Saint-Thomas, der seinem Glauben sehr ergeben war, wurde aus seiner Wohnung geholt; er bezeigte eine große Standhaftigkeit und betete inbrünstig zu Gott. Indem er sich zum Tode anschickte, sagte er zu der Mordbande: „Nun, denkt ihr mich mit euren Lästerungen und Grausamkeiten zu erschüttern? Es steht nicht in eurer Macht und Gewalt, mir die Zuversicht zur Gnade meines Gottes zu nehmen; stoßt zu wie ihr wollt, ich fürchte eure Streiche nicht!“

Aber anstatt die Härte dieser Tiger zu erweichen*), geriethen sie in solche Wuth, daß augenblicks einer ihm mit der Pistole in den Kopf schoß, die übrigen zogen ihn aus und stießen ihn mit ihren Dolchen vollends nieder; sie konnten ihm nicht Stiche genug beibringen.

Unter vielen andern, die Damain nur mit Namen anführt, war der 80 jährige Nicolas Sougy, der von seinem Schwiegersohne zum Tode ausgeliefert und in seiner Gegenwart getödtet wurde, worauf man seine Leiche zum Fenster hinauswarf, sowie der Holzhändler Jean Polluche. Ueber letztern ergänzen wir nach Lottin und Baguenault de P. Er war Urgroßvater des Geschichtschreibers von Orleans, Daniel Polluche (1689 bis 1768). In diesen Tagen, wo man ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, der Tugend und des Talents alle Protestanten abschlachtete, erlosch jedes menschliche Gefühl; man brauchte nur reich zu sein, Feinde in der Stadt oder gierige Verwandte zu haben, um den einmal aufgestachelten blutdürstigen Leidenschaften zum Opfer zu fallen. Bei der allgemeinen Verwirrung glaubte mancher Mörder vielleicht die Schuld auf Andere schieben zu können. Unter andern wurde Jean Polluche von einem seiner Schwäger, den es nach seinem Vermögen gelüstete, im Augenblick, wo er mit seinen zwei kleinen Kindern betete, nebst denselben erschossen. Polluche war früher Calvinist gewesen, hatte aber das Jahr vorher in die Hände des Bischofs Mathurin de la Saussaye seinen Glauben abgeschworen. So wurde nicht nur der Pöbel, sondern auch die gebildete Classe ebensowohl vom Fanatismus als von der Aussicht auf Bereicherung durch Plündern zum Morden getrieben. Die meisten Häuser der Reformirten wurden ausgeleert. Kaufleute gab es genug, die den Plünderern das gestohlene Gut zu geringem

*) Wir bemerken, daß bei dieser Erzählung alle Ausdrücke und sonstige Einzelheiten dem Texte entlehnt sind; wir übersetzen nur. Einzelne Unterbrechungen des Textes geben wir besonders an. Sg.

Preise abkauften: Jacques Lebouys kaufte die Weine, Jean Simon die Tuche, der Procurator Lasne die Möbel. Ein beklagenswerther Verlust war der der reichen Bibliothek des ehemaligen Mitgliedes des Großen Rathes, Pierre de Mondauré (oder: Mondoré), der wegen seiner religiösen Ansichten 1567 seine Stelle hatte niederlegen müssen. Es war ein großer Gelehrter, der zahlreiche handschriftliche Werke über Mathematik und Instrumente gesammelt hatte; er hatte sich nach Sancerre an der Loire flüchten können, wo er kurz nachher an dem Gram starb, den ihm die Zerstreuung seiner Sammlung verursachte.

Baguenault spricht mit Entrüstung von der niederträchtigen Verrätherei, die damals begangen wurde; Nachbarn verriethen die Verstecke ihrer protestantischen Nachbarn, Verwandte lieferten ihre Verwandten aus. Wir entlehnen weiter aus Damains Bericht:

N. Mestans, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, Diener in vornehmem Hause, wurde von seinem Kameraden, Namens Claude Javary, den Mördern angegeben, die ihn sofort niedermachten. Der Färber Aignan Rignouard wurde nebst seinem einzigen 20 jährigen Sohne vom eigenen Cousin und Erben, Namens Chastillon, getödtet; aber der Mörder konnte das Geld nicht finden, das sein Opfer vergraben hatte; ein anderer Färber entdeckte es und eignete es sich an. Der Tuchhändler Pierre Aubry hatte sich bei seinem Nachbar, dem Tuchmacher Sebastian Le Normand versteckt, wurde endlich fortgejagt und flüchtete sich zu seinem Bruder Gilles Aubry; die Frau eines Häringshändlers, Namens Pasquier Taureau, sah ihn in's Haus treten, sofort benachrichtete sie die Mörder in ihrem Stadtviertel, die auch rasch herzuliefen und den Tuchhändler tödteten. Ein anderer Tuchhändler, Martin Sevin, der nach dem Poitou handelte und am Sonnabend von einer Reise zurückgekommen war, schickte zu seinem Bruder Michel Sevin, der just Hauptmann einer der Compagnien war,

und ließ ihn bitten, um seiner Frau und Kinder willen, ihn zu schonen; der Hauptmann antwortete ihm, wie auch seinem Bruder, dem Notar Sevin, mit herzlosem Nein! Der Unglückliche ward in seinem Hause ermordet. Toussaint erzählt: Der Hauptmann Sevin stellte sich, als wollte er einem seiner Brüder das Leben retten; er war aber im Einverständniß mit den Mördern; wie er ihn in seinen Armen hielt, gab ihm ein Anderer einen Pistolenschuß. Der Messerschmied Jean Gaudry wurde nebst seinem 14jährigen Sohne von seinem eigenen Neffen getödtet. Ein Stoffhändler Guy Mesmin wurde in seinem Verstecke von seinem Nachbar Pierre Moinet, ebenfalls Stoffhändler, entdeckt und den Mördern angegeben, die ihn sofort tödteten; alles, was er besaß, wurde geplündert, u. a. achtzig Fässer Wein, die man fast für nichts, an wer nur wollte, verkaufte; zwei dieser Käufer sind genannt, d. h. gebrandmarkt: Jacques Lebonie, Weinhändler, und Michel Lamiart, der auch einen jungen Diener Mesmins tödten lassen wollte; letzterer entkam aber. L'Allemand, früher Häringshändler, hatte sich zu seinem Verwandten, Michel Lefèvre, geflüchtet; schnell ließ sich dieser von ihm, unter dem Versprechen ihm das Leben zu retten, über eine Rente von fünfzig Livres, die er ihm schuldete, eine Quittung ausstellen und gleich darauf den Notar holen, der den Contract aufgesetzt hatte, um die Zahlung auf seinem Register zu bescheinigen. Nachdem das geschehen war, wurde der arme Betrogene von seinem Verwandten den Mördern ausgeliefert, die ihn niedermachten. Der Amtmann Massuo hatte sich vier Tage lang bei seinem Schwager Mathurin Mignot verborgen, dieser jagte ihn endlich fort, die Mörder schnitten ihm auf der Schwelle des Hauses die Kehle ab. Noch andre Verräthereien übergehen wir.

Weitere Gräuel! François Stample, Tuchhändler, hatte sich in seinem Hause im Brunnen versteckt; die Kälte trieb ihn, um Hülfe zu rufen, man solle ihn

herauszziehen. Die Mörder waren gerade in seinem Hause und hörten ihn schreien; sie versprachen ihm das Leben zu retten, wenn er ihnen hundert Thaler geben wolle; sie zogen ihn heraus, führten ihn aber gleich auf den Stadtwall, wo er umgebracht wurde. (Toussaint erzählt: François Stample, einem reichen Kaufmann, drohte man ihm sofort die Kehle abzuschneiden, wenn er kein Geld herausgäbe; man hatte ihn außer seinem Hause ergriffen und er hatte nichts bei sich. Man gab ihm aber Papier und Tinte und er schrieb an seine Frau, ihm sofort sein Lösegeld zu schicken. Kaum war der Brief unterzeichnet, so entrissen sie ihm denselben und das Leben zugleich, hell auflachend über den Todten und seine Wittwe, der sie eine gute Summe Geldes entlockten und ihr doch nicht nicht einmal die Leiche ihres Gatten wiedergeben wollten.) Sein Bruder Jacques Stample, geängstigt durch das Attentat auf Coligny, war am Sonntag mit seiner Frau und seinen Kindern auf sein Gut im nahen Dorfe Fleury gegangen; in der Nacht von Mittwoch 27. August überfielen ihn die Winzer in seinem Hause, das sie mit Hülfe seines eigenen Winzers öffneten; er entfloh im Hemd, dafür tödtete die Bande seine Frau und nahmen alles Geld mit, was sie finden konnten.

Der Böttcher Pierre Jarron hatte sich auf ein Dach geflüchtet, man schoß auf ihn; er stürzte herab und wurde halbtodt in ein Bett getragen, wo man ihm den Garaus machte.

Michel Jacquemin, der lange Zeit in Genf gelebt hatte und in seine Heimat zurückgekehrt war, wurde in seinem Hause von einem gewissen Courtiger und dessen Kumpanen überfallen; er vertheidigte sich vom Speicher herab mit Steinwürfen; einer der Mörder hatte sich nahe an ihn herangeschlichen und legte die Büchse auf ihn an; Jacquemin sprang auf ihn zu, entriß sie ihm und schoß ihn nieder, verwundete auch noch einen andern; endlich übermannt, wurde er in seinen Hof geführt und

niedergemetzelt, sein ganzes Haus wurde von Grund aus geplündert.

Der Kaufmann Guillaume Godexon, der bei dem burgundischen Thore wohnte, hatte sich heimlich in ein anderes Haus begeben, wo er entdeckt wurde; die Mörder verlangten von ihm ein großes Lösegeld, er wußte aber wohl, daß sie ihm außerdem noch das Leben nehmen wollten und warf ihnen ihre Treulosigkeit und Grausamkeit vor, da geriethen sie in Wuth, schleppten ihn fort und erdolchteu ihn hinter den Gräben.

Der Krämer Le Gros Guillot lag schwer krank in seinem Bette, hier ermordete ihn der Sohn seines Nachbarn Edouard de Meulles; sein Laden wurde geplündert. Einem ganz alten Buchhändler, François d'Orleans, der seit vier Monaten schwer krank war, schnitt man in seinem Bette die Kehle ab.

In ihren Betten wurden ferner getödtet der 70jährige Kaufmann François Hage, und ein Messerschmied, der im Sterben lag.

Der Tuchhändler François Lambert hatte Lösegeld gezahlt, wofür man ihm versprochen hatte, ihn am Leben zu lassen, und zog sich zu einem Bäcker zurück, dieser lieferte ihn seinen Neffen aus, seinen Erben (denn er hatte keine Kinder), die ihn auf der Stelle niedermachten.

Der Kaufmann Antoine Rabeuf hatte sich als Frau verkleidet und zu einem seiner Vetter, Gilles Tarault, gerettet; gleich nachher kam David Regnaud, Schwager dieses Gilles und einer der verruchtesten Mörder, in's Haus und machte Gilles, der schon den Böttcher Jarron bei sich aufgenommen hatte, die heftigsten Vorwürfe wegen seiner Milde. Letzterer suchte den Wüthenden zu besänftigen, aber plötzlich drangen andere Mörder in's Haus; ein Vetter Rabeufs, Pourpry mit Namen, Hauptmann einer der Compagnien, kam hinzu und versprach dem Verfolgten das Leben zu retten; aber noch am selben Tage, gegen neun Uhr Abends, kam eine

Bande von etwa zwanzig Mördern und durchsuchten das ganze Haus nach Rabeuf; dieser war auf einen Taubenschlag entkommen, fiel auf einen Düngerhaufen herunter und wurde von einem Müller getödtet, sein Leichnam aber, wie man es auch mit dem Jarrons gemacht hatte, durch die Straßen geschleift und in's Wasser geworfen.

Dem Kaufmann Pierre Chevé war es gelungen noch dem Dorfe Olivet am Loiret zu entkommen; aber man lief ihm nach und tödtete ihn; der eben erwähnte David Regnaud plünderte Haus und Keller des Getödteten; wenige Stunden nachher wurde er krank, verfiel in Tollwuth und starb nach drei Tagen. Während seiner Krankheit rief er unaufhörlich seinen Dienstboten zu: „Gebt das hier zurück, gebt das da zurück," indem er die von ihm geplünderten Häuser angab; seine Wittwe gab aber nichts zurück. (Das war Einer, dem die Reue das Herz zerfraß. Von den Uebrigen wird nur einmal noch etwas Aehnliches berichtet. Sg.)

Nicolas de Saint-Mesmin, Wollhändler, der sich in dem Hause seines Schwiegervaters verborgen hatte, wurde von den Mördern entdeckt; sie versprachen ihm das Leben gegen zweihundert Thaler zu lassen, die auch seine Frau rasch herbeischaffte; sie gaben vor, ihn in eines ihrer Häuser zu führen; aber kaum waren sie in der Straße, so tödteten sie ihn und ließen seine Leiche auf dem Pflaster liegen.

Der Häringshändler François Vaillant hatte sich zu dem Schöffen Simon Charron gerettet und unter seinen Schutz gestellt; dieser hatte auch versprochen ihm das Leben zu retten; aber der Sohn Chorrons lieferte Vaillant einer Bande aus, die an einem Thore Wache hielt und den Unglücklichen sofort umbrachte.

Unter vielen andern, die nun Damain aufzählt, waren auch Etienne Thon und seine Frau, die erst am Sonntvg vorher getraut worden waren.

Louis de Champeaux, Sieur de Vanilly, Rath beim Präsidialgericht zu Orleans, einer der ehren-

werthesten Männer, fiel in die Hände eines verruchten Mörders, Namens La Barbe, der ihm erst eine große Summe Geldes gegen das Versprechen, ihm das Leben zu retten, entlockt hatte und ihm dann in einem Zimmer seines Hauses sieben oder acht Dolchstöße versetzte, dann warf er ihn zum Fenster hinaus auf die Straße. Darauf kam der Hauptmann Rigaut mit seiner Bande hinzu, sie ergriffen den Bedienten des Gemordeten und versprachen ihm das Leben zu lassen, wenn er den Schatz seines Herrn verriethe; da er das nicht vermochte, machte man ihn sofort nieder.

Der Rath Moreau wurde grausam aus Rache von einem Tischler getödtet, weil er in einem Criminalproceß gegen ihn Referent gewesen war.

Der Specereihändler Denis Merlin, der lange in Genf gewesen war, flüchtete sich einige Tage lang auf das Dach seines Hauses, das von seiner ganzen Familie verlassen worden war; in der Nacht stieg er hinein, um sich Nahrung zu holen, Er wurde entdeckt, es gelang ihm in den Backofen eines Bäckers zu entkommen, letzterer aber gewahrte ihn und jagte ihn fort; er rettete sich nun in das Haus eines seiner Nachbarn, Namens Bidault, hier wurde er von einigen andern Nachbarn und Leuten der Mordbanden ergriffen. Diese Bösewichter führten ihn in seine Wohnung zurück und versprachen ihn zu verschonen, wenn er ihnen vierhundert Francs gäbe. Kaum hatte er ihnen das Geld gegeben, so führten sie ihn auf die Straße hinaus zu einem Wachthause an der Porte Dunoise. Er sah, wo sie hinaus wollten, und floh in ein benachbartes Haus, dessen Besitzer ihn zurückstieß und in die Wachtstube warf. Die Führer der Mordbande, der Tuchhändler Chartier und der Schneider Olivier, versetzten ihm einige Dolchstöße, schleppten ihn halbtodt vor das Feuer in der Stube, wo sie ihn eine Weile liegen ließen, tödteten ihn dann vollends und schleiften seinen Leichnam auf den Schindanger. Ein Jahr nachher, zur selben Zeit, wurden die beiden genannten Haupt-

mörder krank und hörten nicht auf während ihrer Krankheit zu lästern und die Teufel anzurufen, wobei sie schrieen: „Da steht Denis Merlin, den ich gemordet habe: schafft ihn weg, er will mich tödten". So starben diese Elenden in Wuth und Verzweiflung, ohne Hoffnung auf Erlösung.

Michel de Grigny, der 18jährige Bruder der Frau dieses Merlin, flüchtete sich auch in das Haus des genannten Bidault; da ihn dessen Frau entdeckte, so verbarg er sich auf den Dächern der Nachbarhäuser, nach Verlauf von zwei Tagen gewahrten ihn Denis Dineau und Jacques Pelisson, Diener des schon erwähnten Seidenhändlers Mathurin Mignot, mit dessen Wissen sie ihn zu fangen suchten. Sie stellten sich freundlich und riefen ihm zu: „Ergieb Dich uns, Michel, wir wollen Dich retten." Er glaubte ihnen und gab sich in ihre Hände; plötzlich erstachen sie ihn und warfen ihn in den Hof hinunter, wo sie ihn vollends tödteten, weil er noch athmete.

Der Seidenhändler Octavian Meneau hatte sich auch in dem Backofen des Bäckers verborgen, der schon Merlin verjagt hatte; er nährte sich nur von faulen Melonen, die er Nachts vor dem Backofen auflas; der Bäcker fand ihn und lieferte ihn den Mördern aus, schwer verwundet machte er sich noch von ihnen los, lief aber nicht weit; vom Blutverlust erschöpft, stürzte er in der Straße nieder und wurde mit Hellebarden durchbohrt; sein Haus wurde von seinen Nachbarn geplündert.

Louis Masseau, nur 18 Jahre alt, und sein 14jähriger Bruder hatten dem Hutmacher Dumont zweihundert Livres Lösegeld gegeben; nichts desto weniger brachte er sie im Keller seines Hauses um.

Dem 70jähr. Kaufmann Jean Barade rissen die Mörder erst beide Augen aus, dann gaben sie ihm zwei Pistolenschüsse in dem Kopf. Einen Pastetenbäcker, der sich drei Tage lang verborgen hatte, trieb der Hunger aus

seinem Versteck, aber dem Tode entging er nicht, er fiel den wilden Thieren in die Klauen, die ihn in seinem Hofe niedermachten. Ermordet wurden zusammen der Schneider Jean Bau (Bon) mit drei Gesellen, der Schuhmacher André Tricheri (Bichery) mit zwei Gesellen, ein Tischler mit seiner Frau, seinem Sohn und seinem Schwiegersohn, der Sohn des verstorbenen Notar Colombeau mit seiner Mutter.

Der Schwiegersohn dieses Notar wurde, nachdem er drei oder vier Dolchstiche erhalten hatte, in einem versiegten Brunnen geworfen, wo er einige Stunden schmachtete, weit mehr von den Kröten und anderem Gethier geplagt als von seinen Wunden; er schrie so laut und so lange um Erbarmen (er rief einen seiner Brüder, welcher katholisch geblieben war und ganz gleichgültig bei seinem Jammer blieb), daß ihn die Mörder herausziehen ließen; „mit ihrer gewohnten Milde machten sie ihn vollends nieder."

Ein gewisser Bouloye, gebürtig aus Chambéry in Savoyen, hatte nur einmal der calvinistischen Predigt beigewohnt; die Katholiken stürzten sich wüthend auf ihn und ließen ihn für todt liegen; plötzlich erhob er sich wieder und hieb mit dem Degen, den er trug, einem der Mörder den Arm ab, worauf man ihm den Rest seines Lebens nahm.

Mehrere Tage nach dem begonnenen Gemetzel entdeckten die Mörder einen Gelehrten, Namens Prevost; sie frugen ihn, ob er mit in die Messe gehen wolle; freimüthig antwortete er: nein! Augenblicklich wurde er niedergemacht.

Von den Frauen, die dem katholischen Fanatismus zum Opfer fielen, nennt Damain folgende mit Namen:

Der Holzhändler Nicolas Moreau war eben ermordet worden, die Mörder drangen nun in die Frau zu versprechen, daß sie in die Messe gehen wolle, sonst würden sie sie tödten, wie sie ihren Mann vor ihren

Augen getödtet hatten; sie antwortete muthig, daß sie niemals hingehen würde und warf ihnen die rohe Wuth vor, von der sie sich fortreißen ließen; sofort wurde sie von ihnen, die eben in dieser Wuth beharrten, niedergemacht. Zwei arme Frauen, Marie und Bonne, von auswärts gebürtig und mehr als siebzig Jahre alt, die in den Bürgerkriegen ihre Habe verloren hatten und in Orleans, wohin sie sich zurückgezogen hatten, von Almosen lebten, wurden trotz ihrer Armuth getödtet. Eine Garköchin, N. Dairaines, zeigte sich äußerst standhaft, sie wurde auf dem Pflaster, wo sie umgebracht worden war, zu den übrigen Leichen geschleift. Die Frau eines gewissen Barbot wurde ermordet, obgleich ihr Mann katholisch war. Eine gewisse Marguerite, Wartefrau von Wöchnerinnen, wurde in ihren Kleidern in's Wasser geworfen und ertränkt. Zwei Trödlerinnen, die 70j. la Guerine und die sogen. Grosse Marguerite, wurden beide in ihren Häusern ermordet. Eine schon bejahrte Jungfrau, Catherine, Näherin ihres Gewerbes, wurde von den Mördern gepeinigt, daß sie abschwören solle, sie wies sie aber standhaft zurück; schäumend vor Wuth, schnitten ihr nun die Unmenschen am Mittwoch früh den Arm ab und schlossen sie bis zum Abend ein; dann kamen sie wieder, schleiften sie an's Ufer der Loire, schlugen sie todt und warfen sie in's Wasser.

Wir erzählen nun nach dem Berichte des protestantischen Pastors Daniel Toussaint; außer den schon erwähnten Opfern nennt er noch einige andere.

Die Katholiken, sagt er, waren schon seit lange erbittert auf die Hugenotten, besonders seit den zweiten Unruhen, worin die Kirchen und Heiligenbilder zerstört worden waren; doch hatten während der dritten Unruhe die Katholiken mehr als sechzig Protestanten in den Gefängnissen ermordet. Indeß dauerten seit dem Friedensedict von 1570 die (reformirten) Predigten in der Um-

gegend von Orleans fort, zum großen Aerger der Katholiken. Sowie man ihnen aber die Zügel schießen ließ, besetzen sie, noch dazu aufgereizt durch die Briefe des königlichen Predigers Sorbin, die Thore und greifen zu den Waffen. Als einen „Hauptthenker" bezeichnet Toussaint unter den Hauptleuten den königlichen Procurator Lignerolles und als „grand massacreur" Martin Perollier; die übrigen waren Fleischer, Messerschmied, Spezereihändler, Criminalrichter. (Die Liste Damains hat Abweichungen in den Namen, und sonst auch; Sevestre ist bei T. Hauptmann, bei D. Lieutenant des Hauptmanns und Advokaten Couvreux. Weiterhin ergänzt T. die Liste der Hauptleute und andern Leiter der Gemetzel, weicht aber auch hier von D. oft ab. Toussaint ist der Einzige, der unter den Mördern Michel Colas, Sieur des Francs anführt (es ist dies eine bekannte französische Familie); Legaingneulx, Verfasser einer Généalogie de la famille Colas, hat darauf hin die Unschuld Michels begründen wollen. Damains Bericht ist auch sonst vollständiger; trotz Baguenaults Zweifel darf also letzterer auf Selbständigkeit Anspruch machen als von einem Augenzeugen ausgehend, während Toussaint in der Entfernung nach Mittheilung Anderer niederschrieb.) Toussaint erzählt also:

Der Hauptmann Texier, zugenannt Lacour, kam mit einer Bande zu einem Gerichtsrath, de Champeaux, Sieur de Bouilly, aus einer der ältesten und vornehmsten Familien von Orleans, und bat für sich und seine Leute um ein Nachtessen. De Champeaux, der von dem Gemetzel in Paris nichts wußte und diesen Texier als seinen Nachbar kannte, nahm ihn freundlich auf und ließ ihn reichlich bewirthen. Sie ließen es sich alle trefflich schmecken; wie sie aufstanden, verlangte Texier von seinem Wirthe die Börse; dieser glaubte, daß er spaße und lächelte. Texier aber erzählte ihm, unter Fluchen, in wenig Worten, was in Paris vorgefallen war, und daß die Katholiken in Orleans sich gerüstet hätten, um

alle Protestanten auszurotten. De Champeaux sah nun, wie es stand, und gab dem Bösewicht sein Geld. Dieser, zum Danke für die gute Mahlzeit, befleckte seine Hände mit dem Blute seines Wirthes und Nachbarn, eines rechtschaffenen und gutherzigen Mannes, wie es nur je einen gegeben hat, und plünderte mit seiner Bande die ganze Wohnung aus.

Gleiches Schicksal hatten seine Collegen Vaillant und Moireau, zwei gelehrte tugendhafte Männer, die nur das Wohl der Stadt und den Frieden der Einwohner wollten. Aber ihre katholischen Collegen haßten sie wegen ihrer Rechtschaffenheit. Vaillant wurde von einem seiner Schwäger getödtet.

Der Schöffe Etienne Lenormand zeichnete sich durch seine Wuth aus. Am Tage vor dem Gemetzel hatte ein Soldat ihm zu bedenken gegeben, daß der Courier mit den Befehlen noch nicht aus Paris zurückgekommen sei. Der Schöffe antwortete kurzweg: „Zurück oder nicht, man muß all diese Hugenotten niedermachen.“ Nur der Schöffe Jean Hocquin, ein friedliebender Katholik, war vor dieser Grausamkeit zurückgeschaudert und rieth ab. Nach Damain war er es aber, der zu seiner protestantischen Nachbarin gesagt hatte: „Man wird euch nichts thun, aber nicht Ein Mann wird lebendig bleiben.“

Die Ermordung Denis Merlins erzählt Toussaint, der ihn D. Martin nennt, also: D. Martin wurde durch die Straßen gehetzt wie ein wildes Thier; zuletzt, wie er sah daß man ihm alle Thüren der Häuser verschloß, in die er sich zu retten gedachte, blieb er, da er den Athem verloren hatte, mitten in der Stadt auf einmal stehen; die Mörder nahmen ihm drei Thaler ab und stachen ihn um die Wette mit Hellebarden nieder. Seine schon sehr großen Kinder wurden wieder getauft, trotz des Sträubens ihrer Mutter, die, da sie ihren Gatten, ihren Oheim Antoine Degrigny, ihre beiden Brüder, Guillaume und Michel Degrigny hatte er-

morden sehen, eingeschüchtert war und seitdem Trauerkleider um ihren Mann nach der in der römischen Kirche gewohnten Mode trug. Mehr als fünfhundert andere Wittwen sind gezwungen gewesen, dasselbe zu thun. Viele Ehen wurden von den Priestern neu getraut; auch wurde eine große Anzahl Kinder wieder getauft.

Ueber die Familie Degrigny (bei D. de Grigny) erzählt Toussaint Folgendes: Der Bürger Antoine Degrigny (Goldschmied, 70 Jahr alt. D.) wurde mit zwei Neffen ebenfalls grausam behandelt; die letztern hatten sich, um dieser bestialischen Wuth zu entrinnen, auf einem Speicher verborgen; aber die Mörder, denen sie besonders empfohlen waren, durchsuchten Alles so lange, bis sie sie endlich erwischten. Der eine Neffe (wohl der erwähnte Michel) erhielt einen Pistolenschuß in den Kopf und wurde vom Speicher auf die Straße hinunter geworfen, blieb aber an einem Wetterdach hängen; die Mörder wollten ihn aber nicht retten, sondern gaben ihm den Rest. Der Oheim und der andere Neffe wurden auf den Prangerplatz (la place du pilori) geführt.

(Damain erzählt so: Antoine de Grigny wurde in seinem Hause von einem Specereihändler, Germain Bordier, ergriffen und einem Bäcker zur Bewachung übergeben. Sein Neffe, Guillaume de Grigny, wurde von seinem eigenen Cousin, dem jungen Sebastien Lenormand, ergriffen und zu seinem Oheim geführt. Martin Provenchere der Aeltere, Leinwandhändler und Freund der Mörder, machte Miene rechtschaffen zu handeln und versprach die beiden Unschuldigen gegen eine gewisse Summe zu retten; da sie ihm nicht schnell genug ausgezahlt wird, ändert er seinen Willen und führt die Unschuldigen zum Prangerplatz, um sie ermorden zu lassen). Oheim und Neffe baten hier, daß man ihnen erlauben möge, erst noch zu beten, was ihnen gewährt wurde, und da sie die Inbrunst, die sie beseelte, laut zu sprechen trieb, als sie das apostolische Glaubensbekenntniß hersagten, wurden die Mörder ärgerlich, lästerten und

sprachen: „Die Leute brauchen viel Zeit, um zu ihrem Gott zu beten.“ Unter diesen Worten metzelten sie die Beiden nieder, die fortwährend die Barmherzigkeit Gottes anflehten. (Damain sagt, der Neffe wäre erst verstümmelt worden.) Seitdem ist von den Frauen, die daselbst wohnten und die Beiden hatten beten hören, gesagt worden: „Wenn die Degrigny nicht selig würden, würde es Niemand.“ (Damain erzählt: „Die Wittwe von Richard Adeneau, eine große Papistin, die diese Unschuldigen gesehen und ihre Gebete gehört hatte, sagte nachher ganz laut: „Die beiden armen Menschen da sind selig oder Niemand wird es, denn sie haben zu Gott auf rechte und wahrhaft christliche Weise gebetet.“)

Bei dem Neuen Thurm waren in einem Hause vier Männer, die zusammen beschlossen hatten diesen Räubern und Mördern zu widerstehen; sie wehrten sich so muthig, daß es unmöglich war, sie lebendig zu bekommen; da steckten die Mörder das Haus in Brand, in welchem nun die vier Männer umkamen.

Ein Handelsmann genannt Laboiche, glaubte, wie er so viel Schwerter gezückt und den Tod vor Augen sah, bei den Unmenschen noch irgend ein Gefühl zu finden; er warf sich ihnen zu Füßen und frug sie, ob sie alle Barmherzigkeit aus ihrem Herzen verbannt hätten. Aber sie verstopften ihre Ohren allen Bitten, stürzten sich auf den Knieenden und mordeten ihn wie die Andern.

Ein Zeichen von Barmherzigkeit erwähnt Toussaint: Der Apotheker Emery Chrétien, der mehrere Wunden erhalten hatte, wurde den Händen der Mörder entrissen und in das Haus des Generalstatthalters getragen, der ihn liebte; aber trotz aller guten Behandlung starb er einige Tage nachher.

Ueber das Weitere stimmen die beiden Berichte überein.

Folgender Zug raffinirter Grausamkeit wird berichtet. Die Katholiken rafften Reformirte auf, führten sie in die Wachtstuben, bewaffneten sie und zwangen sie mit ihnen zu marschiren und die ersten Streiche zu versetzen. „Schlage nur, schlage nur, es ist einer deiner Brüder!“ riefen sie ihnen zu, und wenn einer zögerte, wurde er sofort selbst niedergemacht.

Alle Stände, die höchsten wie die niedrigsten, nahmen Theil an den Greuelthaten; die ärmeren Classen wurden vorzüglich durch die Aussicht auf Plünderung zum Morden getrieben. „Was eben erst ein Lumpenkerl und Sackträger gewesen war, wurde in einem Augenblick ein großer Herr, während die Straßen und Plätze von dem Jammergeschrei, sowohl der armen Frauen, die zu Wittwen geworden waren, als der kleinen Kinder widerhallten, die vor Hunger auf dem Pflaster starben, ohne daß Jemand Mitleiden mit ihnen hatte. Aber nicht nur der Pöbel plünderte, auch angesehene Bürger und Magistratspersonen: Der Procurator L'Asne kaufte den Plünderern die Möbel ab; der Rath Jupitre ließ den Wein in den Kellern abziehen und eignete sich ihn an; der Hauptmann Sevestre plünderte zwei Koffer des Lieutenants Hue, die voll Silbergeschirr und goldenen Kleinodien waren; der Specereihändler Bisot plünderte das Waarenlager und die Möbel seines Nachbarn und verkaufte letztere in Gien; der Tuchhändler Euverte Guillon ließ von seinen Leuten den ganzen Laden des Tuchhändlers Mathurin Clement, seines Nachbarn, ausplündern. Die Spitzbuben sind alle mit ihren Namen genannt, das heißt: gebrandmarkt. Zu solcher Gemeinheit führte der Glaubenseifer der katholischen Kirche.

Die Gemordeten wurden ihrer Kleider entblößt und nackt liegen gelassen; man schaffte sie, wie erzählt, in der Nacht zum Theil in die Beingrube des Großen Kirchhofs, zum Theil warf man sie in die Loire. Ein großer Regen, der am Donnerstag fiel, wusch die Straßen von dem Blute der Metzelei rein; viele Leichname waren

aber noch am Ufer des Stromes liegen geblieben, ein Anschwellen desselben führte sie fort. Eine Zeit lang wollte man keine Fische mehr essen, da sie sich von den Leichen genährt hatten. Man erzählte sich — in Tagen solcher Aufregung wird viel erzählt —, man habe einige Wochen nach den Metzeleien bei einer Mahlzeit in dem Bauche eines Hechtes den Daumen eines Menschen gefunden. Diejenigen, die man auf dem Stadtwall getödtet hatte, wurden in die Gräben hinabgeworfen, wo man die Leichen liegen ließ. Wölfe und andere Thiere fraßen die meisten auf, ohne daß dies die Papisten im Geringsten rührte." Baguenault bezweifelt dies, die Quittungen des Todtengräbers seien ja da. (Lottin citirt nur Eine.) Als ob bei der Menge Leichen Zeit und Leute in der Nacht ausgereicht hätten; am Tage aber hatte man Anderes zu thun, man mordete; schafften die Mörder die Leichen am Tage selbst fort, so schleppten sie sie, wie wir sahen, in die Loire. Die Möglichkeit einzelner Fälle gibt Baguenault aber doch zu. Die furchtbare Zahl der Mörder läßt eben auch auf eine ungeheuere Zahl von Opfern schließen. Baguenault nimmt nur 800 bis 900 an; Toussaint sagt, die Mörder selbst hätten sich gerühmt, mehr als 1200 Männer ermordet zu haben, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet. Das Gemetzel dauerte ja fast die ganze Woche, wenn auch der Massenmord nur in den ersten Tagen betrieben wurde.

Wie das Hauptmorden vorüber war, verkündeten die Katholiken, um diejenigen noch zu fangen, die sich verborgen hatten, Gnade allen denen, die versprechen wollten, von nun an katholisch zu leben. Mehrere kamen aus ihrem Versteck hervor und schworen ab; einige Andre, die ebenfalls wieder an's Tageslicht kamen, aber sich nicht bekehren wollten, wurde in Stücke gehauen; diese kleinen Gemetzel dauerten noch über vierzehn Tage.

Nach diesen Mordthaten hielten die Katholiken die Stadtthore wie in Kriegszeiten länger als neun Monate besetzt, „und nicht ohne Ursache, denn das geheime Ge-

richt Gottes und ihr Gewissen bestürmten sie, wie auch gleich nachher einige der Hauptmörder in schrecklicher Verzweiflung starben, namentlich die beiden Fleischer Flez."

Aber die Mörder hatten noch nicht genug an dem in Orleans vergossenen Blute; durch das Beispiel, das sie auf dem Lande umher gaben, reizten sie auch die kleinen Nachbarstädte zu gleichen Greueln auf.

So wurde vier Stunden von Orleans ein Kaufmann, André Mernier, in seinem Landgute getödtet; man hing ihm an einem Strick eine Schrift um den Hals, welche lautete: „Der König grüßt dich!" schleifte ihn unter einen Baum, schlug ihn todt und plünderte seine Wohnung. Mordscenen fanden statt in den Städtchen Gien, Beaugency, Châtillon, Jargeau. In letzterem Orte wurden zwei achtzigjährige Greise, Fremin Sigougneau und Jean Chesnault, ermordet; ein armer Leinweber, Namens Morin, wurde von der Brücke herab in die Loire geworfen. Darauf zog man in ein Dorf, La Queuvre, wo reformirter Gottesdienst gehalten zu werden pflegte. Ein armer Winzer, der einzige Reformirte seines Dorfes, hatte sich hierher zurückgezogen; wie er die Mörder kommen sah, wollte er in ein Gebüsch fliehen; aber sie liefen ihm nach und schossen ihn mit ihren Büchsen nieder. Ebenso hausten sie noch weiter in der Umgegend.

Was wurde nun aus den Protestanten, die all diesen Gefahren entgangen waren? Einige, wie wir gesehen haben, traten zum Katholicismus über. Etwa fünfhundert aus der Gegend retteten sich nach Sancerre, einem stromaufwärts auf einer Höhe an der Loire gelegenen Städtchen, das nach heroischem Widerstande sich ergeben mußte; denn nun war der vierte Religionskrieg ausgebrochen. La Rochelle wurde vergebens belagert. Ein kleiner Theil der Flüchtigen aus Châtillon-sur-Loire kam unter Führung des Hauptmanns Chaillon in ihr Städtchen zurück. In Orleans verstummten die Prote-

stanten unter dem Entsetzen dieser Tage, „die Stille des Grabes herrschte unter den Calvinisten“, sagt Pataud, der Geschichtschreiber von Orleans (1752—1817). Die Chronik Lottins erzählt hier eine Anekdote: Im Oktober 1572 sah man in den Straßen von Orleans einen Protestanten, der, nachdem er einige Wunden erhalten hatte und dabei um seine Nase gekommen war, sich unter einen Haufen Todter versteckt und so gerettet hatte; er hatte sich eine silberne Nase machen lassen, die er mit einer Feder hinter den Ohren festhielt; das war damals etwas Neues und Außerordentliches, so daß die ganze Stadt davon sprach.

Obgleich nun die Hugenotten entkräftet daniederlagen, nahmen die Katholiken, aus Furcht vor ihrer Rache, Vorsichtsmaßregeln, und der Gouverneur der Stadt, der Marschall de Cossé, vermehrte die Zahl der Compagnieen. In Orleans war das unnütz; der Protestantismus war hier von nun an todt. Aber das politische Leben erlosch hier überhaupt. Hätte die Stadt die Reformation angenommen, so hätte sie auch fernerhin noch eine große geschichtliche Rolle spielen können, wie sie einst der lebenskräftige Herd des Patriotismus gewesen war. Sie sank nach und nach zu einer stillen Provinzialstadt herab. Baguenault sagt, die Hugenotten hätten diejenigen Städte, in denen sie am heftigsten verfolgt worden waren, unter der Last ihrer Verwünschungen erstickt. „Orléans, disaient-ils, sera infâme à jamais par son orgueil et ses cruautés.“ („Orleans hat sich auf alle Zeiten durch seinen Hochmuth und seine Grausamkeiten verunehrt.“) Wir wissen nicht, wo Baguenault diese Worte geschöpft hat; aber sicher ist, daß nirgends in Frankreich die Saint-Barthélemy einen so empörenden, fluchwürdigen Charakter trägt wie in dieser Stadt. Der Hof in Paris, der das Beispiel gab, war von wilden Leidenschaften getrieben, er glaubte sogar in seiner Raserei Staatsgründen zu gehorchen; eine große Stadt ist auch rasch aufgeregt und viele Bürger sind sich

persönlich fremd. Anders war es in Orleans. In den Bürgerkriegen hatten sich hier die Protestanten allerdings zu argen Gewaltthaten fortreißen lassen, ihre Bilderstürmerei und die Zerstörung der Kirchen hatte die Katholiken gewaltig aufgereizt. Aber schon hatten sich letztere vielfach blutig gerächt, auch die Gotteshäuser der Reformirten zerstört. Der Friede von Saint=Germain war geschlossen, die Protestanten in Orleans hatten alle Macht verloren, die katholische Bevölkerung war wieder zur Herrschaft gelangt. Als sie an die Schlächterei ihrer protestantischen Mitbürger ging, wurde sie nicht von der Leidenschaft überrumpelt wie die Pariser. Mit der größten Kaltblütigkeit ordneten die Katholiken die Metzelei an; von Sonntag Abend an hatten sie Zeit zur Ueberlegung bis zur Nacht vor Dienstag, sie benutzten die Frist nur, um die Opfer ihres Blutdurstes einzuschließen und wehrlos zu machen, sich zu ihrer Abschlachtung zu rüsten und nach den Stadtvierteln zu vertheilen. Und es war nicht der Pöbel, der zuerst über die verhaßten Ketzer herfiel, nein! die angesehensten, höchst gestellten Männer, Rathsherren, Gerichtsräthe, Priester beriethen gemeinsam im Stadthause die Maßregeln zur Vernichtung von so viel hundert nun friedlich lebenden Mitbürgern. Und sie kannten ihre Opfer alle aus tagtäglichem persönlichen Verkehre; sie wußten, daß es rechtschaffene Handwerks= und Kaufleute, gewissenhafte Beamte, segensreich wirkende Gelehrte waren. Gleichviel! sie schonten nichts, sie beschlossen die Ketzer auszurotten, nicht die nächsten Blutsverwandten schonten sie. Aus der Wuth der Leidenschaft erklärt sich manches Verbrechen, aber vor dieser Kaltblütigkeit, mit der in Orleans gemordet wurde, man bleibt entsetzt stehen. Nirgends in diesen Tagen hat der Fanatismus so scheußlich gewüthet wie hier.

Wie erging es nun in diesen Tagen unsern deutschen Landsleuten, die damals in Orleans studirten? Die

Universität Orleans war 1312 von Philipp dem Schönen gegründet worden, die Rechtswissenschaft erfreute sich hier einer solchen Pflege, daß aus den fernsten Ländern Zuhörer hier zusammenströmten, die sich nach mittelalterlicher Weise in Körperschaften, „Nationen“, ordneten. Von den vier Nationen, auf welche die ursprünglichen zehn 1538 beschränkt wurden, war, nach dem Zeugniß der dortigen Gelehrten selbst, die deutsche die angesehenste wegen ihres glühenden Eifers für die Wissenschaften, der Zahl ihrer Schüler und ihrer vornehmen Geburt. „De toutes ces dix nations, encore qu'elles aient été réduites à quatre, dit Lemaire, il n'y a plus que l'illustre nation germanique qui éclate en son incomparable gloire et splendeur ancienne.“ (Von diesen zehn, jetzt vier Nationen, ragt die deutsche durch ihren unvergleichlichen Ruhm und alten Glanz hervor.“) „Mit diesen, 1646 veröffentlichten Zeilen scheint uns eine gerechte Huldigung jener großen Nation dargebracht worden zu sein, die sich zu allen Zeiten durch ihre Dichter, Gelehrten und tiefen und freien Denker ausgezeichnet hat; doch wäre es ein Irrthum daraus folgern zu wollen, die übrigen Nationen hätten die Universität Orleans nicht mehr besucht; im Gegentheil sind dieselben bis nahe zur Revolution von 1789 constituirt geblieben. Jedoch muß man anerkennen, daß einer der unzweifelhaftesten Ansprüche der Universität Orleans auf die Beachtung von Seiten der Nachwelt sich auf die Ausdauer gründet, mit welcher die deutsche Nation ihre Vorlesungen besucht hat.“*)

Die deutsche Nation scheint sich 1367 constituirt zu haben, wenigstens reichen die Acten derselben nicht weiter hinaus. Zu beachten ist dabei, daß die deutsche Nation auch die lothringische mit in sich begriff. Das erste

*) So drückte sich Eugène Bimbenet, ausgezeichneter Geschichtsforscher und Mitglied des Appellationsgerichts zu Orleans in einem 1847 veröffentlichten Essay aus. François Le Maire, Verfasser der Antiquités de la ville et du duché d'Orléans, 1575—1658.

Register dieser Acten trägt die Daten: von 1368—1415. Die Kriegswirren verhinderten von da an den regelmäßigen Besuch der Stadt durch die Fremden trotz eines Schutzbriefes des Königs von England. Von 1444—1514 enthalten die Acten keine Mittheilung über die Zeitereignisse, dann werden sie ausführlicher. Im Jahr 1571 verzeichnete der Procurator eine Thatsache mit Worten, die ein stolzes Nationalgefühl ausdrücken: „Einige hochehrbare (egregii) junge Schottländer sind in die Nation aufgenommen; Gründe davon: Die Nation erkennt an, daß sie alle rechtschaffenen, gelehrten und lernbegierigen Männer in ihren Schoß aufnehmen soll, und wie ehemals das römische Reich die Männer aller Nationen mit dem Bürgerrechte beschenkte, so glaubte auch die (deutsche) Nation diese jungen Leute in ihre Mitte aufnehmen zu sollen."

Schon im Jahr 1557 hatten die Religionskriege die deutsche Nation gezwungen, ihr Corporationsfest für dies Mal nicht zu feiern; es war dies der Dreikönigstag. Bimbenet meint, daß ein nationales Motiv die Deutschen bestimmt habe, diesen Tag zu wählen; „aber eine Anmerkung zum Register der Statuten, welches Manuscript sich auf der Stadtbibliothek befindet, lehrt, daß der Patriotismus dem religiösen Gefühle wich, das durch die Ketzerei eine Umwandlung erlitten hatte; man liest in der That Seite 71 diese Worte: „1566, heute wird das Dreikönigsfest nicht mehr gefeiert, wir verehren Christum als einzigen Schutzpatron der Nation." Man kann diese Anmerkung offenbar nur der Annahme der Reformation zuschreiben." Indessen wird nie berichtet, daß die deutsche Nation unter den religiösen Wirren zu leiden gehabt hätte oder selbst hineinverwickelt worden wäre. Ein Zeichen des Mißtrauens gegen die Geistlichkeit, das Bimbenet aus dem Jahre 1547 anführt, wird allerdings von ihm als ein protestantischer Zug gedeutet. In dem Bericht, den der Procurator der deutschen Nation über die von ihm zur Feier des Dreikönigsfestes getroffenen Maßregeln

erstattet, sagt derselbe, daß er sich mit dem Prior der Kirche Notre-Dame de Bonne-Nouvelle wegen des Gottesdienstes verständigt und verlangt habe, daß der Prior zur Feier des Gottesdienstes nicht beliebige ordinäre Geistliche (sacrificos gregarios quoslibet), sondern würdige (idoneos, Bimbenet übersetzt: véritables, wirkliche) Priester rufe. Der Bericht schließt mit der verletzenden Vorsichtsmaßregel: „Wir sind mit dem Prior übereingekommen, daß er von dem, was er (beim Gottesdienste) als Opfergabe erhalten würde, nichts zurückbehalten, sondern die vollständige Summe unverletzt und gewissenhaft (bona fide) zurückgeben solle, damit sie nach unserm Willen unter die Armen vertheilt würde u. s. w.“ Ob die Geringschätzung und das Mißtrauen, das der Bericht athmet, eine Folge der Predigt Luthers und Calvins seien, wie Bimbenet meint, scheint doch nicht erwiesen; vor Allem sind diese Deutschen, die eine Messe lesen lassen, noch katholisch, und wenn in dem Berichte des Procurators etwas für die Geistlichkeit Verletzendes enthalten ist, so ist vor der Hand der Katholicismus selbst noch dafür verantwortlich zu machen.

Baguenault de Puchesse hoffte nun mit Recht über die blutigen Greuel jener Tage einige Aufzeichnungen in den Registern des Procurators der deutschen Nation*) zu

*) Baguenault sagt: „les régistres conservés aux archives du Loiret et qu'un habile dévoûment a su récemment protéger contre l'avidité des envahisseurs allemands.“ Das Wort avidité scheint doch ein wenig zu hart für diesen Fall. Sämmtliche Acten und die reiche Bibliothek der deutschen „Nation“ waren Eigenthum derselben, und als in der Revolution von 1789 die alten Universitäten aufgelöst wurden, hätte Deutschland reclamiren und Alles, was der deutschen Nation gehört hatte, zurückverlangen können; es ist leider übersehen worden und nun ist längst Verjährung eingetreten. Aber „Habgier“ wäre es nicht zu nennen gewesen, wenn sich die glücklichen Sieger 1870 des von ihren Landsleuten zurückgelassenen Eigenthums erinnert hätten. Die Franzosen hätten sich in ähnlichem Falle nicht genirt. Von Interesse ist es, hierbei die Worte anzuführen, die Bimbenet in seiner Skizze 1847 gebraucht hat, als er die Entstehung der „Nationen“

finden; letzterer hatte aber keine Einzelheit verzeichnet, sondern nur unter dem Datum des 2. September die Ereignisse einfach erwähnt und gesagt, er überlasse die Schilderung derselben den Geschichtschreibern, übrigens noch die Schritte berichtet, die die fremden Studenten gethan hatten, um einen königlichen Geleitsbrief zu erhalten, der ihnen ermöglichte, ohne Gefahr für Leib und Gut bis zur Wiederherstellung der Ruhe sich zu entfernen. Die Studenten reisten übrigens erst am 16. September ab.

Diese Lücke, die der Procurator hier gelassen hat, ist von einem deutschen Studenten, Joh. Wilh. von Botzheim, ausgefüllt worden, dessen Bericht zur selben Zeit als Baguenaults Broschüre erschien, in: „Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter Carl IX., Leipzig, 1872.“ Baguenault hat sie noch nach einer Uebersetzung im Bulletin de la Société de l'histoire du

an der Universität schilderte: „Die Grenzlinien, welche wir in unsern Tagen dergestalt sich abschwächen (s'affaiblir) sehen, daß es scheint, als sollten sie nicht nur zwischen den entferntesten Theilen des Königsreichs, sondern sogar zwischen den einander fremdesten Nationen bald erlöschen (s'effacer), waren damals so scharf, daß ein Pikarde oder Bewohner der Normandie einem Deutschen, Lothringer oder Schotten gleich kam.“ Und noch 23 Jahre nachher wurde in demselben Orleans, wo der noch lebende Bimbenet diese schönen Worte der Völkerverbrüderung geschrieben hatte, Verfasser dieses das Opfer des grimmigsten Nationalhasses. Zu bemerken ist hier auch noch eine Erklärung, die Bimbenet von einem Medaillon des Liber Statutorum der deutschen Nation auf der Stadtbibliothek von Orleans gibt: „Es stellt einen König auf seinem Throne sitzend dar, zu dessen Füßen sich eine Gruppe Doctoren und eine Gruppe Kriegsleute befindet. Dieser König ist vermuthlich Karl der Große, in welchem sich das deutsche Reich personificirt.“ Nach den französischen Volksbegriffen und Schulbüchern war Karl der Gr. ein französischer Kaiser, welcher Deutschland erobert hat, worauf sich auch das Recht Frankreichs auf die Rheingrenze gründet. Es war sehr kühn, diesem Vorurtheil entgegenzutreten. Bimbenet, jetzt 85 Jahr alt, arbeitet an einer Geschichte der Universität Orleans, die er noch vor seinem Tode veröffentlichen möchte.

protestantisme français (August 1872) vergleichen können. Wir haben die Zweifel erwähnt, die der sonst sehr liberal gesinnte Franzose an der vollen Glaubwürdigkeit der von uns benutzten Berichte erhoben hat, welche Zweifel ihn doch nicht gehindert haben, fortwährend sich auf Toussaint und Damain zu berufen; jetzt gestand Baguenault ein, daß „die werthvollen Mittheilungen Botzheims fast immer mit seinen Forschungen übereinstimmten. Er will zwar wieder Einschränkungen machen: „Nicht daß der junge Hugenotte mehr als einen Zug, mehr als ein Bild ein wenig übertrieben hätte, von dem der Haß oder der Schrecken die Farben nicht gemildert hat.“ Als ob nach allen sonstigen Erzählungen jener Epoche etwas hätte gemildert werden können! „Offenbar hat der Zeuge, der, wie er selbst sagt, in einem sichern Hause versteckt war, nicht Alles selbst gesehen; er hat ohne viel Controle die gräßlichen Dinge angenommen, die man ihm erzählt hat.“ Nun, hätten denn die Mörder, die ihm ihre Schandthaten erzählten, gelogen, selbst übertrieben? Das würde ja ebenfalls ihre böse Natur bekunden. „Aber es giebt eine Menge Thatsachen, die er nicht hat erfinden können und die er übrigens in Ausdrücken erzählt, die mit denen der andern Geschichtschreiber fast gleichlautend sind.“ In der That, Alles bestätigt die Glaubwürdigkeit der von uns benutzten Berichte und die Zweifel Baguenaults können nur Nebensachen berühren.

Natürlich verweisen wir den Leser auf Botzheims Bericht selbst und theilen nur kurz Folgendes mit. Die Fremden, die sich in der Stadt aufhielten, die deutschen Studenten besonders, hatten große Angst auszustehen, sie wurden aber im Allgemeinen von den Localbehörden beschützt und man begnügte sich, sie zu plündern und zu brandschatzen. Unter diesen Fremden befanden sich mehrere junge Leute des deutschen Adels, u. A. Graf Friedrich von Hohenlohe und Johann von Botzheim. Wie letzterer erzählt, wies man, Dank der freundlichen Vermittlung

eines Richters, Namens Nourrisson, ihm und seinen Freunden eine Zuflucht im Hause des Bruders des Hauptmanns Rigault an. Hier blieben sie einige Tage, bewacht von den Fleischern, in deren Innungsviertel sie sich befanden. Sie mußten mit ihren Wächtern essen und trinken und immer gute Laune zeigen, vor Allem das Geld nicht schonen, wenn sie nicht riskiren wollten, von der Bande „wie Franzosen" behandelt zu werden. Sahen sie vom Fenster aus, wie man Hugenotten auf der Straße zum Flusse schleifte, so mußten sie dazu fröhliche Mienen machen, wie zu einem Spaße, den sich die Franzosen unter sich machten. Die Tafel mußte immer gut besetzt sein, zuweilen kamen zwölf oder vierzehn Mörder zu Tische, geladen und ungeladen, die dann ihre Greuelthaten erzählten und sich deren rühmten, wozu die Fremden mitlachen mußten, wenn sie nicht das Schlimmste riskiren wollten. Der eine der Mörder sagte, er wüßte noch manches Versteck, wo Hugenotten zu finden wären, nach Tische wolle er sie schon aufstöbern; ein andrer brüstete sich, so und so viel am Tage ermordet zu haben; wieder ein andrer erzählte, unter welchen Martern die und die Hugenotten umgebracht worden wären. Diese Bluthunde freuten sich ihres Sieges über die Hugenotten und ihrer Bereicherung durch die Plünderung ihrer Opfer auf so rasende Weise, daß sie ihre Wirthe zwangen, Musik dazu zu machen und auf der Laute zu spielen. Wie ist nach solcher Erzählung nur noch ein Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Toussaints und Damains Berichten möglich?

Die beiden letztern erwähnen einen Vorfall nicht, der sich nur bei Botzheim findet. Die Bewohner der Vorstädte jenseits der Brücke wollten in die Stadt einbrechen, um auch mit rauben und plündern zu können; aber die Thore waren verschlossen und die Bürger wollten die Vorstädter nicht einlassen. So rotteten sich denn letztre zusammen, zogen zu dem Schlosse L'Isle, wo noch am Sonntage protestantische Predigt gehalten

worden war, plünderten es rein aus und metzelten ohne Erbarmen Alle nieder, die sie dort antrafen. Die Kanzel wurde in tausend Stücke zerschlagen. Sie fanden aber den Pastor Beaumont nicht (später Superintendent in Neustadt), er war kurz vorher mit seiner Frau nach Montargis (nicht weit von Orleans östlich gelegen) gegegangen, wo die der Reformation ergebene Herzogin Renata von Ferrara weilte. Aber sie fanden in seinem Studirzimmer Briefe des Rechtsgelehrten Hottmann, aus denen man auf ein Complott des Letztern mit dem Pastor schloß; es kam darin der Satz vor: „Ich freue mich, daß binnen Kurzem das Evangelium in ganz Frankreich verkündet werden wird.“ Der Richter Nourrisson hat dies dem Erzähler, Botzheim, mitgetheilt. Es ist in dieser Erzählung eine kleine Abweichung von dem Berichte der einheimischen Chronisten zu beobachten.

Nach einigen Tagen rechneten Botzheim und seine Freunde mit ihrem Wirthe ab, der sie gern noch länger behalten hätte, und der Hauptmann führte sie mit seinen Soldaten einen Jeden in seine alte Wohnung zurück. Zu größerer Sicherheit ließen sie noch einen Soldaten zu ihrem Schutze bei ihnen. Um diese Wilden immer in freundlicher Stimmung zu erhalten, war Graf Hohenlohe nur darauf bedacht, immer Feste und Mahlzeiten anzuordnen, zu denen er die Hauptleute und die Soldaten, den Magistrat, (ohne Zweifel Nourrisson), die Doctoren und Professoren der Universität, von denen die Fremden der Stadtbehörde und dem Marschall Cossé empfohlen worden waren, sowie die Frauen der Richter und Magistratspersonen einlud, bis endlich der Tag der Abreise, den die Fremden aus Vorsicht geheim hielten, herannahte und die Bedrängten wieder frei aufathmeten.

Und auch wir athmen wieder frei auf, nun wir die Erzählung beendet haben und dem Gemetzel gewissermaßen selbst entronnen sind. Denn man braucht dazu nicht Protestant zu sein, als Mensch fühlt man sich bis in's Innerste empört, so scheußliche Greuel von Wesen

verbrochen zu sehen, die Gott nach ihrem eigenen religiösen Glauben zu seinem Bilde geschaffen hat.

Werfen wir jedoch noch einen Blick auf Paris, von wo das Beispiel der Saint-Barthélemy gegeben worden war. Man hat unlängst versucht, das Gehässigste der Metzeleien von den Parisern auf die Schweizer zu werfen, die „Schweizer Ehre“ mit diesem Verbrechen zu brandmarken. Wir wollen die Thatsachen nach der Erzählung eines Schweizers selbst, eines aufgeklärten Katholiken, richtig stellen; es ist Alexander Daguet aus Freiburg, Professor an der Akademie in Neuchâtel, Verfasser der „Histoire de la Confédération suisse“ (7. édition, Genève, 1880, H. Georg). Daß die Schweizer an all den Kriegswirren in Frankreich betheiligt waren, ist selbstverständlich; durch den „Frieden zu Freiburg“ 1516 war die Schweiz in den Sold des Königs von Frankrich getreten, gegen jährliche Subsidiengelder hob letzterer daselbst sechs bis (in Kriegszeiten) sechzehntausend Mann aus; diese Schweizertruppen wurden die Stützen des Despotismus der französischen Könige. Daguet gesteht offen das Schimpfliche dieser Söldnerdienste zu. Noch in unsern Zeiten vertheidigten Schweizer Truppen den letzten König von Neapel und seinen bigotten Despotismus gegen das italienische Nationalheer. Ein Volk, das stolz auf seine republikanische Freiheit war, lieferte fremden Despoten gegen klingende Münze Soldaten zur Unterjochung ihrer nach Freiheit lechzenden Völker. Das sind geschichtliche Thatsachen, die nicht wegzuleugnen sind, an die auch noch der Löwe von Luzern erinnert, der nur die Söldnertreue zu verherrlichen vermag. Es hat eben jedes Volk in seiner Geschichte dunkle Stellen, die ihm verbieten, sich über andere zu überheben.

So haben denn auch die Schweizer in Frankreich mitgeholfen, die Reformation zu unterdrücken. Umsonst hatten Zwingli und andre Reformatoren, auch einige

gewissenhafte Katholiken gegen dies Söldnerwesen und das „Blutgeld“ der Könige geeifert. „Als die Religionskriege unter Karl IX. begonnen hatten, nahm der Söldnerdienst einen neuen Aufschwung.“ Die Schweizer Truppen unter Pfyffer aus Luzern waren es, die am 29. Sept. 1567 Karl IX. und seine Mutter bei Meaux aus der Gefahr retteten, von den Protestanten gefangen genommen zu werden; bei Jarnac und Moncontour entschieden sie den Sieg über die Hugenotten. „Krieger aus den nämlichen Cantonen und den nämlichen Familien kämpften unter entgegengesetzten Bannern. Man findet Schweizer im Solde fast aller Mächte und im Dienste aller Sachen, der guten und schlechten“. (Daguet.) Indessen kämpften die protestantischen Neuchâteller unter Heinrich IV., als er noch Hugenott war. Bis zu seiner Abschwörung folgten dagegen die meisten katholischen Schweizer den Fahnen der Guise und des Königs von Spanien; bei Arques und Ivry kämpften sie gegen ihre Landsleute; sie vertheidigten Paris für die Ligue, als sich Heinrich IV. der Stadt bemächtigte.

Was Wunder nun, daß die Schweizer auch an dem Gemetzel der Bartholomäusnacht Theil nahmen? Das war eben die fluchwürdige Consequenz ihres Söldnerdienstes, daß sie, einmal verkauft, ihrem Käufer zu Willen sein mußten. „Blutgeld“ hatten die rechtschaffenen Männer zu Hause diesen Sold genannt, am schimpflichsten wurde es aber hier verdient, wo die Söldner nicht im offenen Kampfe fochten, sondern Meuchelmord an unschuldigen Bürgern eines fremden Volkes übten. Daguet erzählt: „Neben einen ruhmreichen Zug hat die Geschichte der Kriegsdienste im Ausland gewöhnlich eine entehrende Scene zu stellen. Unter der Regierung Karls IX, in jener Nacht voll Blut und Verrätherei, die man die Saint-Barthélemy nennt, lieferte die Schweizer Garde des Herzogs von Anjou (Heinrich, Bruder des Königs) ihr Contingent von bezahlten Meuchelmördern; und wenn der Zürcher Roist, Vater des Bürgermeisters, als Ver-

theidiger des alten Admirals Coligny fällt, so theilt der Freiburger Martin Koch, Fourier der herzoglichen Garde, mit zwei andern Schweizern, Leonard Grünenfelder aus Glarus, und Klein aus Alten, die traurige Ehre, dem verehrten Haupte des Protestanten den Tod gegeben zu haben. Es war sogar Koch, der ihm den ersten Streich mit dem Beile versetzte, mit welchem er bewaffnet war. Diese Leute erhielten das Blutgeld, Koch 10,000 Thaler, Klein 2000 Thaler in Gold, 100 Francs an Geschirr und die Kleidung des Admirals.“ In einer Anmerkung bezieht sich Daguet auf einen am 26. August 1572 aus Paris von Opser an seinen Gönner, den Abt von Sanct-Gallen, geschriebenen Brief, den Pierre Vaucher im Indicateur de l’Histoire suisse 1877 mitgetheilt hat. Unter den Mitschuldigen der Mörder befinden sich zwei Brüder Studer aus Winkelbach im Canton Zürich, der Sanct-Galler Conrad Bürg und der Fähndrich Fröhlich. Man sieht, daß der Böhme Dianowicz, der nach Wachlers Geschichte den ersten Streich geführt haben soll, hier nicht mit angeführt wird. Ob in den andern Städten die Schweizer ebenfalls an den Ermordungen sich betheiligten, dafür haben wir persönlich keine Belege; der Bericht Tugginers aus Solothurn — bei den Franzosen Toquenet gennnt —, eines Augenzeugen, in dem angeführten Indicateur von 1876 steht uns nicht zur Verfügung.

Erwähnt muß hier werden, daß die evangelischen Cantone (in einem derselben, in Zürich, bestanden strenge Gesetze gegen die Söldnerdienste) bei der Nachricht von dem Gemetzel ihrer Glaubensgenossen in Paris sich rüsteten, um nicht meuchlings wie der Admiral Coligny überfallen zu werden.

Wie dem nun auch sei, die Betheiligung der Schweizer an dem Gemetzel war nur eine Episode. Die Schuld desselben lastet auf Frankreich, in Orleans wurde das fluchwürdige Verbrechen von der einheimischeu Bürgerschaft begangen. Noch am 9. Februar 1574 wurde hier ein aus der Stadt gebürtiger calvinistischer Theolog,

Geoffroy Vallée, wegen des Verbrechens der Ketzerei auf Urtheilsspruch des Parlaments lebendig verbrannt.

Und wie endete nun der in diesem Orleans zum König ausgerufene Karl IX., der, von seiner Mutter aufgestachelt, das Verbrechen geboten oder doch hatte geschehen lassen? Er hatte im vierten Religionskriege, mit den Protestanten, die sich in La Rochelle vertheidigten, doch Frieden schließen und ihnen Gewissensfreiheit gewähren müssen. Die Scham, die er darüber empfand, die Gewissensbisse und seine zügellose Jagdlust rieben seine Jugendkraft auf. Eine schreckliche Krankheit raffte ihn weg; oft wurde er von Krämpfen, von Ausbrüchen rasenden Wahnsinns überfallen, wobei ihm das Blut aus den Poren, aus Nase und Ohren drang. Blutige Gesichte erschreckten ihn, er glaubte in den Lüften Jammerrufe zu vernehmen. In der Nacht vor seinem Tode (er starb am 30. Mai 1574) hatten die Aerzte nur drei Personen bei ihm gelassen, darunter seine Amme, die der König sehr lieb hatte, obgleich sie Hugenottin war. Sie hatte sich auf einen Koffer gesetzt und fing an einzuschlummern; wie sie den König so jammern, weinen und seufzen hörte, trat sie ganz sachte an's Bett; der König zog den Vorhang weg und sagte zu ihr, indem er einen großen Seufzer ausstieß und so laut weinte, daß er vor Schluchzen kaum sprechen konnte: „Ach! meine Amme, meine Liebe, was für Blut und Mordthaten! Ach! ich habe einen bösen Rath befolgt. Mein Gott! vergib sie mir, ich bin verloren, ich fühle es wohl!“ Drauf sprach die Amme zu ihm: „Sire, die Mordthaten und das Blut mögen über die kommen, die sie Euch haben begehen lassen, und da Ihr sie nicht gutheißt, so glaubt, daß Gott sie Euch nicht anrechnen und sie mit dem Mantel der Gerechtigkeit seines Sohnes bedecken wird; aber Gott zu Ehren, Eure Majestät wolle aufhören zu weinen.“ Darauf holte sie ihm ein Taschentuch, weil das seine ganz naß von Thränen war, und wie Seine Majestät es aus ihrer Hand genommen hatte, winkte er

ihr fortzugehen und ihn ruhen zu lassen". (Journal de Pierre L'Estoile, eines Zeitgenossen).

„Dieser königliche Mörder, der mit vierundzwanzig Jahren stirbt, die Seele verwirrt von düstern Gesichten, verlassen von Allen, außer von seiner alten hugenottischen Amme, welches Schauspiel, welcher Beweis für die Ohnmacht des Verbrechens, das Gewissen des Schuldigen zu täuschen!" So sagt der Historiker Victor Duruy. Wir haben nichts hinzuzufügen, als zum Vergleich an die qualvollen Todesstunden des undankbaren Königs Karl VII. und an den Jubel des Volkes zu erinnern, der beim Tode Ludwigs XIV. ausbrach, der das Werk der Vertilgung des Protestantismus in Frankreich vollendet hatte.

Zum Schluß haben wir nur noch zu fragen: welchen Eindruck haben diese Greuel auf die Zeitgenossen gemacht, welche Folgen haben sie gehabt?

Die Teufel im Abgrunde wieherten vor toller Freude laut auf, daß die Pforten der Hölle erbebten. Ein Echo dieser teuflischen Lache war das Tedeum, das der Papst, der „unfehlbare Stellvertreter Christi", in der Hauptstadt der katholischen Christenheit anstimmen ließ. Baguenault de P. selbst sagt, daß man in den folgenden Jahren die Gemetzel der Saint-Barthélemy ohne Rückhalt gebilligt und gerechtfertigt habe; Dichter verherrlichten sie in ihren Versen, unter ihnen ist auch der erwähnte Hofprediger Sorlin. Auch in Orleans klatschten einige Geschichtschreiber diesen verruchten Gewaltthaten Beifall zu.

Der Advokat Louis Dorléans (1542—1629) gebürtig aus Orleans und ein Verwandter des in jenen Tagen ermordeten Buchhändlers François Dorléans, nannte die Saint-Barthélemy „einen sehr heilsamen Aderlaß". Dieser Advokat, eines der wüthendsten Mitglieder der Ligue in Paris, die sich mit Spanien verbündete, um den protestantischen Heinrich IV. nicht zur Regierung kommen zu lassen, sagte 1593: „Man beschuldigt uns, Spanier zu sein. Ja! ehe wir einen Huge-

notten zum König annehmen, würden wir nicht nur einen Spanier, sondern sogar einen Tartaren, einen Moskowiter, einen Scythen holen, wenn er nur katholisch ist.“ Das Unglück beugte den wüthenden Pamphletisten, er wurde zuletzt der glühendste Lobredner Heinrichs IV., der ihm großmüthig verziehen hatte; von seinem Haß gegen den Protestantismus bekehrte er sich aber nicht.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert, d. h. bis zur Zeit Voltaires — die Priester, die alljährlich am achten Mai die Lobrede auf Jeanne d’Arc halten, sollten sich das merken! — fand sich kein Schriftsteller, der das Verfahren des Hofs und der Häupter der Katholiken am 24. Aug. 1572 gebrandmarkt hätte. Der erwähnte Lemaire fing endlich an, seine Vorfahren weniger zu verherrlichen als zu entschuldigen; trotz des Wunsches, sich an den Hugenotten wegen ihrer gewaltthätigen Excesse zu rächen, habe man im Grunde nur, wenn auch mit Eifer, den von Paris ergangenen Befehlen gehorcht. Ein andrer (anonymer) Localhistoriker behauptete, man hätte in dem Hause von Gilles Le Boiteux, einem reichen Protestanten, der mit seinen Glaubensgenossen ermordet worden war, eine große Menge kleiner weißer Federbüsche gefunden, die als Erkennungszeichen bei einem Ueberfall auf die Katholiken hätten dienen sollen. Baguenault sagt dazu: „Diese Sache würde der Beachtung werth sein, wenn wir nicht wüßten, daß dies in jener Epoche eine Art Losungswort und ein System der Erklärung war, das von der Regierung erfunden worden war. Die Städte im Lande ahmten nur das Beispiel von Paris nach und sannen auch ihr kleines Complot aus, um der officiellen Erklärung Recht zu geben.“ In der That, während der Papst einen Cardinal als besonderen Legaten nach Frankreich schickte, um König Karl IX. zu seinem Eifer gegen die Feinde Gottes Glück zu wünschen, wußte der König nicht, wie er sich drehen und wenden sollte, um auf diese Complimente zu antworten, und ließ durch seine Gesandten in den protestantischen Ländern das Gerücht

verbreiten, daß man Alles den Protestanten zuschreiben müsse, denn man hätte eine große Verschwörung entdeckt, die eben ausbrechen sollte und gegen die man unverzüglich hätte Vorsichtsmaßregeln ergreifen müssen. „Aber wir lassen uns mit so armseligen Kunstgriffen nicht zum Narren haben. Wenn Karl IX. nicht so schuldig ist, wie Manche gemeint haben, so ist er immer dafür verantwortlich, daß er seine Mutter, seinen Bruder und ihre Mitschuldigen hat gewähren lassen. Und wenn die Katholiken in den verschiedenen Städten die Ermordung ihrer Mitbürger nicht direkt befohlen haben, so haben sie doch so gern dabei geholfen, daß sie sich alles Rechtes auf die Nachsicht der Geschichte beraubt haben. Und wenn man andererseits beobachtet, daß die Rädelsführer dieser entsetzlichen Greuel nicht gemeine, verächtliche Volkshetzer, der wahre Auswurf der Gesellschaft waren, sondern die Vertreter der gebildetsten und höchsten Stände, so wünscht man sich Glück dazu, nicht in jenen Zeiten gelebt zu haben, die den Geist des Christenthums so schlecht verstanden, und man fühlt sich weniger geneigt, von den unleugbaren Fortschritten übel zu sprechen, die durch die Civilisation und die Grundsätze moralischer Rechtschaffenheit, religiöser Toleranz und wahren Liberalismus seit drei Jahrhunderten herbeigeführt worden sind.“ So spricht heute ein Bürger von Orleans.

Ganz gut! Aber wem verdankte die Welt diese Fortschritte? Nicht der katholischen Kirche, sondern den durch den Protestantismus verbreiteten reineren Ideen, wenn auch im Anfang den reformirten Kirchen, die ihren Glauben zu schützen hatten, noch manche alte Schlacken anhafteten, der Aufklärung, die aus dem Protestantismus hervorgegangen ist. Selbst Voltaire hat seine Ideen der Toleranz zum großen Theil aus dem protestantischen England mitgebracht. Welch religiösen Blödsinn aber der nun unumschränkt waltende Katholicismus in Orleans gezeitigt hat, das zeigt die Anekdote von dem Heirathscontract den ein Carmelitermönch um 1650 seine Beicht-

kinder unterzeichnen ließ, eine Geschichte, die wir in unserm Buche „Französisches Frauenleben. Leipzig, A. Krüger“ erzählt haben.

Zweihundert Jahre lang hat nun die katholische Kirche frei und von den Calvinisten unbehelligt in Frankreich geschaltet und gewaltet. Das letzte Aufflackern des Calvinismus unter Heinrich IV. mußte bald verlöschen; Richelieu brach die letzten Reste politischer Macht, die die Reformirten noch besaßen, und die Dragonaden Ludwigs XIV. machten dem öffentlichen Dasein des Protestantismus ein Ende. Nur in „der Wüste“ d. h. auf öden Haiden in der Stille der Nacht, auf Bergen oder in Wäldern predigten die Pastoren noch das Evangelium, jeden Augenblick der Galeerenbank oder des Galgens gewärtig. Die Reformation war erstickt. Was kommt nun? Erst die Heuchelei der letzten Jahre Ludwigs XIV, dann die frivolste Religionsspötterei, der abgeschmackteste Aberglaube, der gottesleugnerische Unglaube, die Revolution von 1793, die die Kirchen verwüstete und schändete und die Priester mordete. Kann der Katholicismus den Protestantismus dafür verantwortlich machen? Nein, denn derselbe existirte nicht mehr. Die katholische Kirche hatte ihre volle Freiheit, das Volk religiös zu erziehen und ihm sittliche Bildung zu geben. Hat sie trotz ihrer Freiheit dies nicht vermocht, so muß sie doch — diese Schlußfolgerung ergibt sich von selbst — dessen unfähig sein.

Hier finde wieder eine Anekdote aus Orleans Platz. Im Juni 1562 war der Procurator Cholet, Kirchenvorsteher von Saint-Pierre-Empont zum Calvinismus übergetreten und hatte den Schatz der Kirche angezeigt. In einem Meßgewande und den großen vergoldeten Meßkelch in der Hand, ritt er auf einem Esel, den Kopf dem Schwanze zugewandt, mit dem Kirchenschatze zum Neuen Thurm; ein Maurer und ein Schreiber, die den Esel am Zaume führten, riefen vor ihm her: La messe, la messe à vendre, la messe à vendre“. Solchen ärgerlichen Spott trieben allerdings die Calvinisten in der Aufregung der

Bürgerkriege zuweilen in Orleans. Das nannten natürlich die Katholiken Kirchenschändung, Gotteslästerung.

Nun, die Saint-Barthélemy hatte den Calvinisten in Orleans den Garaus gemacht, das Volk war gut katholisch. Was machte nun dieses Volk, das 1572, von seinen Priestern gehetzt, die Calvinisten niedergemetzelt hatte, zweihundert Jahre später? Am 15. November 1793 fand in Orleans eine „Procession der Esel" statt: mehr als zwanzig Esel wurden, mit Priester- und Meßgewändern bekleidet, durch die Stadt geführt, die Volksmenge stieß dabei die gräßlichsten Gotteslästerungen aus. An der Spitze dieser Procession zog ein angesehener Herr der Stadt, auf einem Esel reitend, er selbst im Priestergewand und in der Rechten einen Weihwedel schwingend. Das waren von der katholischen Geistlichkeit erzogene Katholiken, keine Protestanten. Wo war denn da der sittlich bildende Einfluß dieser Geistlichkeit geblieben? Die Revolution war eine Folge der Unterdrückung der Reformation; 1572 ist im Jahre 1793 von den Franzosen selbst gerächt worden!

Fragt man uns nun aber, warum wir fast hundert Jahre nach diesem furchtbaren Gericht von 1793 nochmals auf das Jahr 1572 zurückkommen, statt diese das Menschenherz empörenden Greuel in ewige Vergessenheit zu versenken, so antworten wir mit den Worten, die Prof. Wachler in Breslau der ersten Auflage seiner Darstellung der Pariser Bluthochzeit 1826 voransetzte und die noch heute ihre Geltung haben: „Da es den Anschein hat, daß Einige, jetzt schon nicht mehr im Verborgenen, daran arbeiten, veraltete, gemeinverderbliche kirchliche und gesellschaftliche Vorurtheile, Irrthümer und Mißbräuche wieder aufleben zu lasseu, um das Fortschreiten zur reineren und höheren Bildung des Geistes und Gemüthes zu hemmen, welche Bestrebungen Keinem gleichgültig sind, dessen Herz für die Menschheit schlägt; so kann für zeitgemäß erachtet werden, von den vielen

warnenden geschichtlichen Erfahrungen über Wurzeln und Früchte religiös-sittlichen Wahnes und fanatischer Rohheit, eine auf das Neue zu veranschaulichen und die daraus abgeleitete Nutzanwendung der Selbstthätigkeit unbefangener Leser zu weiterer Betrachtung anheim zu geben".

Es hat aber nicht blos den Anschein, sondern ist in Frankreich offenkundige Thatsache geworden. Heißsporne des Ultramontanismus haben daselbst unternommen, die Anklagen, die eine gründliche Geschichtsforschung erhoben hat, zu entkräften, und was das Kriegsgeschrei „Sauvons Rome et la France au nom du Sacré Coeur!" zu bedeuten hat, das hat noch jüngst der Oberst de Mun in seinem Manifest enthüllt.

In einem Nachtrag zur zweiten Auflage seines Buches (1828) sagte aber Wachler: „Der mir vorgeworfenen Insinuationen gegen den katholischen Glauben bin ich mir durchaus nicht bewußt und ich würde mich am härtesten anklagen und ohne Schonung verurtheilen, wenn sich dergleichen schleicherische Anschwärzungen fremder religiöser Ueberzeugungen in dem Buche nachweisen ließen; auch ist keine nachgewiesen worden . . . Aber Kirchensystem ist nicht der Glaube, der im Innern des Menschen wohnt; es ist etwas Aeußeres, in seinem Werden und Wirken dem freien Urtheile unterworfen, da es an den Früchten erkannt, nach den Folgen in Untersuchung gezogen werden kann. Die Beschwerden gegen römisch-katholisches Kirchenthum und Kirchensystem würde ich aussprechen und auszusprechen für Pflicht erachten, auch wenn ich Mitglied einer katholischen Kirchengemeinde wäre; denn es ist des Christen heiliger Beruf, das, was das sittlich-geistige Heil seiner Mitmenschen nahe angeht, öffentlich zu vertreten".

Wachlers Buch selbst schließt mit den Worten: „Die Vorsehung erlöse die von Finsterniß umgebene Menschheit aus den Banden prunkenden Wahnglaubens und sinnlicher Frömmelei! aus unwürdiger Abhängigkeit von äußeren, sittlich bedeutungslosen Schamanenspielen!" —

Die Rön.

(Die Rhön.)

Ein Bild aus dem Herzen Deutschlands.

Die Sommersonne brannte. Ich sehnte mich nach Erfrischung für Leib und Seele. Aber diesmal nicht in die Schweiz, wo man vor lauter Hotels bald den Rigi nicht mehr sehen wird; auch nicht in den Harz oder Thüringer Wald, wo es vor Touristen und Badegästen längst keine Waldeinsamkeit mehr giebt; in keines jener überfüllten Luftbäder, die man, um die Wissenschaftlichkeit des Volkes der Denker zu zeigen, pedantischer Weise „klimatische Kurorte" getauft hat und die uns ganz Europa für ein Krankenspital halten lassen. Nein, dahin wo Land und Leute noch natürlich sind, wo keine schwarzfrackigen Kellner beim Einsteigen in den Wagen zu Dreien und Vieren um Almosen betteln und nach alter Weise weder „bougie" noch „service" berechnet wird, in die Rön.

Die Rön ist in der That noch ein so jungfräuliches Land; zwar wird es von den Badeorten aus, die in den Vorbergen liegen (Kissingen, Brückenau) von der Kultur hier und da etwas beleckt, aber im Innern ist es noch einfach und unverfälscht; lange Stunden kann man durch Wälder und über Berge schreiten, ohne einem Menschen zu begegnen und nur der Brandgeruch eines entfernten Meilers verkündet uns ein menschliches Dasein in der Wildniß. Kaum streift seit den jüngsten Tagen eine Secundäreisenbahn seinen nördlichen Saum; abgesondert von der Welt führt das Gebirgsland sein althergebrachtes patriarchalisches Leben fort, obgleich — e pur si

muove! — die Folgen des Krieges von 1866 und der Kampf mit dem Vatikan seit 1870 auch hier die Gemüther aufgerüttelt haben.

Erweckt es nun schon durch sein in jeder Hinsicht eigenartiges Wesen das Interesse des Lesers und Wanderers, so ist es auch in historischer Beziehung von großer Bedeutsamkeit; ein geschichtlicher Ueberblick ist zu seinem Verständniß nothwendig. Sein landschaftliches Bild ist engbegrenzt; nur nach Süden hin beschränkt die lange Mauer der sogenannten „Hohen Rön" den Blick; sonst übersieht man fast von jedem Berggipfel Umfang und Grenzen, im Osten scheidet das Werrathal klar und deutlich den Thüringer Wald von der Rön, nördlich und westlich sieht man das Gebirge nach und nach versinken, um jenseits dann die hessischen Berge und das Vogelsgebirg sich erheben zu sehen.

Wie eine freundliche Ahnung — der Tourist darf ja von seinen Eindrücken sprechen — schimmerte mir das Land von 1848 her durch den blauen Duft der Erinnerung, wie damals durch den der Fernsicht. Ich reiste als Deputirter von Leipzig zum Demokratenkongreß nach Frankfurt; damals fuhr man von Eisenach aus noch mit der Diligence, bei Hünfeld ward es Tag und nun dehnte sich östlich stundenlang am sonnigen Himmel die kuppenreiche Rön hin. Auf der Rückreise umwanderte ich sie südlich, von Schlüchtern aus über Steckelberg, Huttens Heimath, durch Brückenau nach Neustadt, Kissingen rechts lassend, bis ich im Thüringer Wald den Blick darauf verlor. Hutten, der Kämpfer gegen Rom; Kissingen mit dem ultramontanen Attentat auf den Reichskanzler; das sind zwei wichtige Momente in der Geschichte der Rön, die erst durch den Römling Bonifacius in das Licht der Geschichte tritt. Weiter hinaus verliert sie sich in undurchdringliche Nacht von Wald und Zeit.

Undurchdringlich? Doch nicht so ganz. Die historische Forschung hat helle Streiflichter auf jene dunklen

Anfänge fallen lassen, die, wo sie nicht alles aufklären, doch vieles errathen lassen. Das Beste, was über das germanische Alterthum jener Gegend gesagt worden ist, findet sich in dem trefflichen Buche „Das Kloster Fulda im Karolinger Zeitalter, von J. Gegenbaur" (Fulda, 1874). Und wie dies Gebirge in landschaftlicher Beziehung den Wanderer durch seine Eigenart fesselt, so geht uns auch bei seiner Betrachtung ein eigenthümliches Bild deutscher Geschichte auf.

Da das Land im großen, trotz der verdienstlichen Bemühungen des seit einigen Jahren gegründeten Rönclubs dem Publikum noch wenig bekannt ist, so ist eine möglichst vielseitige Schilderung desselben wohl an der Zeit; Reisedetails findet der Tourist in dem „Wegweiser durch die Rön von Spieß" (Salzungen bei Scheermesser), der mit sichtlichem Eifer alles Interessante zusammengestellt hat.

1.

Unsere heutige Zertheilung des mitteldeutschen Gebirgslandes war den Alten unbekannt; es war eine ununterbrochene Waldstrecke, die sich vom Rhein nach dem sarmatischen Osten hin streckte. Cäsar sagt, da er die Ubier als Kundschafter nach dem Innern Germaniens ausgesandt hat, um die Stellung der Sueven zu erforschen, es sei da eine Waldung von ungemein großer Ausdehnung, welche Bacenis heiße, und wie eine natürliche Grenzmauer das Gebiet der Cherusker von dem der Sueven scheide. Viele Historiker freilich sehen diese Bacenis anderswo, z. B. (so auch Gegenbaur, gestützt auf J. Grimm) im Harz; die meisten aber doch in diesem mitteldeutschen Wald, von dem später der Theil von der Fulda bis zur Werra Buchonia hieß, und ich schließe mich dem an. Warum wäre denn dieser Name im Harz ganz verschwunden, wo doch sonst uralte Namen den Wechsel der Zeiten überlebt haben? Von andern Einwürfen zu schweigen. Aber wie reimt Ba mit Bu? Sehr natürlich. Bacenis reimt mit phegos (grie-

chisch), fagus (lat.) und Buche wie mater (lat.), meter (griech.) mit Mutter. Die Historiker liegen freilich mit den germanistischen Philologen oft in Streit, ich habe darüber die gelehrtesten Spezialisten ausgefragt und weiß, welche Unsicherheit über diese Fragen in der Wissenschaft herrscht, aber ich habe mich entschieden, wie Herwegh seiner Zeit für die Partei, und bleibe dabei.

Daß der Name Buchonia für Buchenwald schon früh im Gebrauch und weit verbreitet war, geht aus der Erzählung Gregors von Tours hervor, wonach der König der ripuarischen Franken Sigebert 509 von Köln über den Rhein in den Wald Buchonia gegangen und um Mittag durch von seinem Sohn gedungene Mörder erschlagen worden sei. Namhafte Historiker haben darin die Waldung an der Fulda gesehen, aber Gegenbaur hat Recht, wenn er sie auf das Rheinufer Köln gegenüber beschränkt.

Für die Landschaft, die wir durchwandern, geschieht die erste sichere historische Erwähnung bei Fredegar. Der Chronist erzählt, daß der austrasische König Sigbert II. im Jahre 640 durch die „Buchonische Wildniß“ gezogen sei, um den von seinem Vater eingesetzten Herzog von Thüringen und Ostfranken Radolf zu demüthigen, der sich unabhängig machen wollte. Der König war nicht glücklich und mußte mit dem stolzen Herzog verhandeln, ihn in seinem Besitze bestätigen. Radolfs Sohn und Nachfolger Hedan leistete dem Könige Heerfolge gegen die Neustrier und fiel 651 im Kriege. Auf ihn folgte Gozbert; unter seiner Regierung kam der heilige Kilian aus Irland 687 nach Würzburg und bekehrte den Herzog zum Christenthum.

Jetzt fängt der Morgen an zu dämmern, wie überall, wo die frommen irländischen Mönche, die ersten Sendboten des Christenthums in Deutschland, dem eigenen Triebe folgend, nicht römischem Herrschgelüste dienend, erscheinen. Noch ist, bis heute, der Name des heiligen Kilian in diesen Wäldern und Bergen populär geblieben, auf seinen Namenstag fällt das schönste Volks-

fest der Rön. Wenn man von Bischofsheim aus durch das hübsche Dorf Haselbach zum Kreuzberg hinaufsteigt, kommt man an mehreren plätschernden Brunnen vorüber, von denen der eine mit einem Denkmal geschmückt ist, worauf die Worte stehn: „Hier taufte um's Jahr 686 St. Kilian. Errichtet 1862 von mehreren Verehrern.“ Es ist das Morgengrauen der Geschichte, das mit diesen Worten über die Rön anbricht.

Aber der volle Tag geht erst mit Bonifacius und der Gründung des Klosters Fulda 744 über dieselbe auf, in seinem Lichte ist es uns auch erlaubt, Rückblicke in die Vergangenheit zu thun; mit dem Kloster Fulda erst tritt die Rön in die Geschichte. Denn ein früheres Ereigniß, von dem Tacitus berichtet, der Kampf der Chatten und der Hermunduren um die Salzquellen an der Saale, 58 nach Chr., wird allgemein an die thüringer Saale verlegt, nicht an die fränkische bei Kissingen.

Mit der Gründung des Klosters Fulda, dessen Geschichte bis auf unsere Tage herab in die Rön herüberspielt, wird auch das Innere des Landes so zu sagen entdeckt. Es war eine ungeheure Einöde, in die der Priester Sturmi mit drei Gefährten einzog, um das Land zu erforschen, worin das Kloster angelegt werden sollte. Von Norden, von Fritzlar aus kamen sie und Tage lang fanden sie nichts als Himmel und Land und ungeheure Bäume, die Buchonia war eine menschenleere, unbebaute und unbewohnte Waldstrecke, die sich von der Fulda aus bis zum Thale der Ulster, im weitern Sinne aber bis zur Werra im Osten ausdehnte. Zwei uralte Straßen aber durchschnitten sie, doch so, daß sie um die eigentliche Rön herumgingen; diese Straßen, auch Königswege oder Rennwege genannt, waren aber keine Kunststraßen mit festem Unterbau, sondern Waldschneusen „von Speeresbreite“ mit schlecht geebnetem Boden; sie folgten auch nicht den Flußthälern, sondern gingen über die Wasserscheiden der Gebirge hin, die von Nordost kom-

mende hieß Antsanvia, die südlich der Rön hinlaufende der Orteswehc, beide kreuzten sich im Westen.

Daß diese Straßen weit in die deutsche Vorzeit hinaufreichen, erhellt daraus, daß in den von ihnen durchschnittenen Gegenden Hünengräber mit Waffen und Geräthe aus der Bronzeperiode gefunden worden sind; aber dieselben sind so vereinzelt, daß man nicht an die Grabstätten angesiedelter Volksstämme, sondern nur an die einzelner Todten durchziehender Heerscharen denken darf.

Auf der alten Handelsstraße der Antsanvia traf Sturmi, nachmaliger erster Abt von Fulda, die ersten Menschen, handeltreibende Slaven auf der Reise von oder nach Mainz; dann sieht er wieder nichts als Bäume und unbebaute Flächen, bis er zu dem andern Handelswege kam, wo er von einem Reisenden die Namen der Oerter und Flüsse erfuhr, wo sie sich gerade befanden, im Ganzen sechs Namen, darunter die Gegend Eihloha (Eichwald) an der Fulda, wo dann das Kloster erbaut wurde.

Die Namen der Berge und Flüsse aber, die bei diesem Baue auftauchen, deuten uns an, daß wir uns mitten in den Urwaldungen der germanischen Vorzeit befinden; die Thierwelt wird hier noch wenig beirrt durch durchziehende Heerhaufen oder Handelsleute; der Wolf, der Biber, der Bär, der grimme Schelch, das Wisent, die Eule, die Krähe, alle die Helden der Thiersage, hausten in jenen ungeheuren Einöden.

Da kommt — wir sagen nicht: das Christeuthum, sondern — die staatenbildende Politik Karls des Großen, der, um die heidnischen Germanen sich unterwürfig zu machen, einen Bund mit dem römischen Papste schließt, dessen Ehrgeiz die Gelegenheit benutzt, seine Macht dem oströmischen Reiche und den Arianern gegenüber zu befestigen, und allerdings leistet hier der römische Katholicismus der Civilisation einen Dienst, den er leider nur für sich auszubeuten sucht; denn Bonifacius war nicht

von dem evangelisch reinen Bildungstriebe Kilians und der übrigen irländischen Missionäre beseelt, er war ein Römling, ein Werkzeug des Ultramontanismus. Aber durch ihn werden die Wälder der Buchonia gelichtet, die Scheidemauer zwischen Cherusker und Sueven, zwischen Nord- und Süddeutschland fällt, die deutschen Stämme verschmelzen mit einander. Ja, diese wichtige Thatsache knüpft sich durch Fulda an die Rön und darum halten wir dieses Gebirge einer eingehenden Schilderung für würdig. Noch fehlt es der Rön an einem Geschichtschreiber, der ein Gesamtbild ihrer ganzen Entwicklung in nationaler, kirchlicher, politischer, wirthschaftlicher u. s. w. Beziehung geben sollte, wie sie es verdient. Bisher sind Bruchsteine zu einem solchen Werke in verschiedenen Provinzialgeschichten oder andern Spezialwerken vertheilt, so in Wenck's hessischer Landesgeschichte, vielen baierschen Historikern, Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches und vorzüglich in den zahlreichen Schriften über das Kloster Fulda. Bücher, die dem Verlangten zu entsprechen scheinen, sind unzuverlässig oder veraltet. „Bei Genßler" (dem bekannten Hildburghäuser Konsistorialrath, Verfasser der Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld) „müssen Sie", so schrieb mir Herr Gegenbaur, „in der Benutzung vorsichtig sein, er kombinirt und konstruirt zu viel." Von Schneiders Buchonia aber sagt derselbe: „Ueberhaupt wollen wir hier ein für allemal darauf aufmerksam machen, daß, Notizen diesem Buche zu entnehmen, die größte Vorsicht erfordert, indem sich darin eine große Anzahl irriger und schiefer Auffassungen findet." Ja, man ist verwundert, den bekannten Kasseler Archivar Landau, den die Germanistenversammlungen zu Frankfurt am Main 1846 und zu Lübeck 1847 mit der Darstellung der alten Gaue beauftragten, so schlimmer Irrthümer überführt zu sehen. Wir hoffen, daß unsre anspruchslose Skizze bei mehr als einem Leser das Interesse für diese Landschaft rege machen wird, wir glaubten daher

demselben bei etwaigem Studium Vorsicht anempfehlen zu müssen. Mit Liebe greift man, in Ermangelung eines solchen Gesamtbildes, noch immer zu dem alten, wenn auch veralteten biedern und sympathischen Jäger, der in seinen „Briefen über die hohe Rhön Frankens, Arnstadt und Rudolstadt, bei Langbein und Kläger, 1803“ die erste und noch immer einzige Monographie darüber gegeben hat. Er war katholischer Weltpriester, aufgeklärt und liberal, und bekämpfte als Vulkanist die Neptunisten; tief erschüttert las ich in der Liste der Pränumeranten auch den Namen „Palm, Buchhändler in Erlangen.“ Tritt uns doch, wie bei diesem Namen die tiefste Erniedrigung Deutschlands, in der Geschichte der Rön die jammervollste politische Zerrissenheit des Vaterlands entgegen, während sich auf ihrem Boden gerade die nationale Einigung vollzog.

2.

Mit den letzten Worten haben wir die politische Geschichte berührt, der Name Buchonia bezeichnet nur eine Landschaft, eine Waldung und hat mit der staatlichen oder administrativen Eintheilung nichts zu thun; begegneten wir doch demselben Namen schon auf dem rechten Rheinufer Köln gegenüber.

Bis zum elften Jahrhundert waltet in Deutschland die Gauverfassung vor und zwar fällt fast die ganze Rön in den Gau Grabfeld, von welchem die Mark Fulda ein Theil war. Die Waldung Buchonia und der Gau Grabfeld decken sich keineswegs, zu ersterer gehörten die Grenzen oder Theile von sieben Gauen, darunter der ganze westliche Theil des Grabfelds, der Sinngau und der westliche Theil des Saalgaus, über welche drei sich die Rön erstreckt. Also auch mit der Rön allein, was die Gebirge betrifft, fällt die Buchonia nicht zusammen, sondern vertheilt sich außerdem noch über Theile des oberhessischen Berg- und Hügellandes und den nordöstlichen Theil des Vogelsgebirges bis zur

Kuppe Fugelesburg, nach welcher erst im dreizehnten Jahrhundert der ganze Gebirgszug benannt wurde.

Die Grenzen des Grabfelds waren östlich der thüringische Westergau und der fränkische Banzgau, westlich die Wettereiba (d. h. Wetterau), nördlich der fränkische Hessengau, südlich der Fluß Main und der Saalgau. Es zerfiel in fünf Untergaue: 1. Die Cent von Fulda, 2. das Tullifeld zwischen Ulster und Werra mit dem Flüßchen Felda in der Mitte (der Ursprung des 779 zuerst erwähnten Namens ist unsicher), 3. südlich von letzterm, in der Mitte des Grabfelds zwischen der Quelle der Sinn und der Streu der Beringau, vom Flüßchen Bera benannt und zuerst 789 erwähnt, in welchem als die ältesten Ansiedelungen die vier Heim liegen: Nord-, Sund-, Ost-, Vest- (d. h. West-) Heim, womit man die angelsächsischen Sussex, Wessex u. s. w. vergleichen mag (dieselben Namen begegnen im Tullifeld mit Vorsetzung von Kalten-, Kaltennordheim u. s. w.), 4. der kleine Westergau, seit 741 genannt, mit Melrichstadt und Brend bei Neustadt, endlich 5. der Haßgau, genannt seit 824, mit Haßfurt, Schweinfurt u. s. w. Ob noch ein Untergau rechts der Werra dazu gehörte, ist aus Urkunden nicht zu begründen, aber als im Grabfeld liegend, werden Wasungen und Meiningen genannt.

Das Vorhandensein der kleineren Gaue ist der älteren, der germanischen Zeit angehörig und ist bis in den Anfang des achten Jahrhunderts nachweisbar. Unter Ludwig dem Frommen 814—840 vollzieht sich eine Umgestaltung; die Namen der früheren Gaue verschwinden und treten hinter dem des Grabfeldes zurück, der letztere wird allgemein, nur der des Tullifeldes erhält sich auch in dieser Zeit. Ebenso treten beim Saalgau die kleineren, angrenzenden Gaue, der Weringau (nach der Wern benannt), das Aschfeld und der Sinngau, allmählich vor dem Hauptgau in den Hintergrund.

Ein kleiner Abstecher der Phantasie: die deutschen

„Communarden“ brauchen gar nicht nach Frankreich zu gehen, um ein Vorbild für ihre nebelhafte Schöpfung der sogenannten „Commune“ zu haben, von deren eigentlichem Wesen wohl Keiner einen klaren politischen Begriff hat; sie finden das reine Urbild dazu in ihrer stocknationalen Urgeschichte. Die germanischen Gaue waren „Kommune.“ Sie wurden aber von unsern Vorfahren als ungenügend für das gesellschaftliche Leben nach innen und das politische nach außen verworfen. Eine Rückkehr in diesen alten Urstand der Natur wäre der Zerfall der ganzen Gesellschaft.

Der Name des Hauptgaus, zuerst genannt in einem Schreiben des Papstes Gregor an Bonifacius 739 und dann urkundlich 756 wird in den ältesten Urkunden abweichend geschrieben; in der Originalurkunde Karls d. Gr. von 777 steht Graffelt, in den Originalien Ludwigs des Frommen von 816 und 834 Grapfeld und Grapfelt; diese letztere Form behalten auch die späteren Kaiserurkunden bei. Ueber die Ableitung ist viel gerathen worden. Die Einen meinen: weil da die Waldung ausgerodet, d. h. gegraben worden sei, Andere, weil es dort so viele Thalkrümmungen d. h. Gruben gegeben habe; noch andere deuten auf die vielen Gräber hin, die nach der Schlacht zwischen den Chatten und Hermunduren bei Kissingen hätten gegraben werden müssen. Erstens aber ist die Oertlichkeit höchst fraglich, und sodann wurde der Name ursprünglich auf das Land östlich der Rön bezogen, von wo aus er sich erst später nach Westen ausdehnte. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme eines slawischen Ursprungs für sich. Slawen waren bis hierher vorgedrungen, wenigstens fand Sturmi auf der Handelsstraße in dieser Wildniß slawische Kaufleute; nun bedeutet im Slawischen grab und krad die Hainbuche, es wäre also der Name Grabfeld die halbslawische Uebersetzung von Buchonia. (Im allgemeinen heißt slawisch buk die Buche, daher die Bukowina auch soviel wie Buchonia.)

Die größere staatliche Gesamtheit, zu der dieser Gau gehörte, war das Herzogthum Ostfranken, das seit den Eroberungen Chlodwigs entstanden war; doch da ein großer Theil davon dem alten Thüringerreiche entrissen worden war, so findet sich in der ersten Zeit manchmal der Ausdruck „Thüringen" als gleichbedeutend mit „Ostfranken." Die alte Grenze zwischen Franken und Thüringen war die Wasserscheide des Thüringer Waldes, der Rennsteig oder Rainweg, früher die große Völkerstraße.

Durch dieses Herzogthum schien für diese Gegend ein Band der Einheit gegeben, dessen es mehr als andere von der Natur schon einheitlich geordnete Länder bedurft hätte. Diese Einigung wurde früh zerrissen und noch heute ist die Bevölkerung der Rön unter vier Herren vertheilt, was für ihr Gedeihen nicht zu förderlich ist. Mit Interesse verfolgt daher der Patriot die erste staatliche Entwickelung des Landes in der fränkischen Epoche, die, obgleich noch nicht ganz aufgehellt, einige dramatische Momente aufzuweisen hat. Genßler hat nur die letztern mit gar zu eigenmächtiger Phantasie entwickelt und ausgeschmückt.

Für die älteste Zeit vermuthet man, allerdings nur aus Wahrscheinlichkeitsgründen, daß die Verwaltung eine einheitliche war, da dies die Gewohnheit mit sich brachte und der Gau zwar räumlich ausgedehnt, doch nur eine dünne Bevölkerung hatte, auch alle Besitzungen des Klosters Fulda von der Grafengewalt eximirt waren. Historisch nachweisbar und sicher ist nur Graf Poppo unter Ludwig dem Frommen, der auch als Graf die ausgedehnteste Herrschaft ausübte; nach ihm scheint eine Theilung in einzelne Grafschaften begonnen zu haben. Im 9. Jahrhundert war das Gaugrafenamt sogut wie erblich geworden, im 10. behielten die Erben der Grafen das Grafenamt oft gemeinsam oder theilten die Gaue, als wären es ihre Besitzungen, in verschiedene Gerichtssprengel, sodaß sogar Grafschaft und Gau nicht immer zusammen-

fielen. Noch spielten Poppos Nachkommen eine Rolle, unter ihnen ragt besonders Graf Heinrich, wahrscheinlich Poppos I. Sohn, als von hohem Einfluß beim König und vom Volke hochgeehrt, hervor, eine wichtige historische Persönlichkeit; er fiel 883 bei Paris gegen die Normannen und mit ihm eine Stütze des Ostfrankenreiches, sein Grab ist in der Medarduskirche zu Soissons. Die drei Söhne Heinrichs geriethen damals in Streit mit dem mächtigen Hause, das von dem bei Ludwig dem Frommen hochangesehenen Gebhard, Grafen vom Lahngau, abstammte; dieser Kampf, ein Bürgerkrieg, der das Land verwüstete, führte zum Untergang jener, während das neue aufstrebende Haus das Herzogthum Franken gründete, dem auch König Konrad I. entsproß. Adalbert, der älteste Sohn Heinrichs, wurde wegen Landfriedensbruchs, 906 enthauptet, sein Sohn war der Ahnherr des Babenbergischen Hauses in Oesterreich.

Nur die Vettern dieser drei Brüder (Heinrichs Bruder, Poppo II., war Markgraf in Thüringen, der Sorbenmark, gewesen und als solcher 892 abgesetzt worden, er hatte zwei Söhne hinterlassen) gelangten wieder zu der gräflichen Würde im Grabfelde.

Was nun die Bevölkerung dieser Gegend betrifft, so gehörte sie drei germanischen Stämmen an, im Norden und auch westwärts der großen Einöde (der Buchonia mit der Rön) saßen die Chatten, im Osten die Thüringer, im Süden die Franken; neben diesen waren auch Slawen vorgedrungen, doch ohne das deutsche Element zu überwiegen. Für diese germanischen Stämme schuf nun das Kloster Fulda den belebenden Mittelpunkt, von diesem aus wurden die buchonischen Wälder gelichtet, drang die Pflugschar in die Thäler und auf die Höhen der Rön. Dieselbe Politik Karls des Großen aber, der Pippin und Bonifacius vorgearbeitet hatten, führte noch eineu vierten germanischen Stamm hierher und zwar vorzugsweise in das Innere der Rön, den sächsischen,

der durch diese Verpflanzungen entkräftet werden sollte. Auf die Einwanderung sächsischer Häuptlinge mit ihrem Gesinde weisen noch die Ortsnamen Westersachsen, Kleinsassen u. a. hin.

3.

So ist denn durch die Karolinger und ihr Hand in Handgehen mit der päpstlichen Politik deutsches Leben in die Wüstungen der Rön gedrungen; nach dieser Periode tritt nun eine große Veränderung in dem Verfassungsleben der germanischen Völker ein, an die Stelle des Beneficialwesens tritt die Feudalperiode. Nach dem 11. Jahrhundert aber hört die alte Gauverfassung auf, die Territorialpolitik bereitet sich nach und nach vor, vor allem aber gewann die Abtei Fulda an Einfluß. „Durch die großen Besitzungen des Klosters in allen Theilen dieser Gaugruppen (der Röngegend) war durch die Exemtion von der Gerichtsbarkeit des Grafen, durch die Jurisdiction, welche die Aebte von Fulda durch ihre Vögte ausübten, ein gemeinsamer Mittelpunkt geschaffen, der um so mehr an Bedeutung gewann, je ausgebreiteter die Besitzungen des Klosters in den einzelnen Theilen wurden, und umsomehr an Zusammenhang zunahmen, je mehr durch die Austauschungen fremde Besitzer abgefunden wurden und so sich die Herrschaft des Klosters über ganze Gebietstheile ausdehnte.“ (Gegenbaur.) Unter der feudalen Zerstückelung des Landes verbunden mit dem Uebergewicht der Abtei Fulda hat die Rön bis auf die neue Zeit herab gelitten.

Erst in dieser Periode nun, im 13. Jahrhundert nämlich, kommt der Name Rön und zwar als Waldname vor: cum nemore, quod Rone vocatur, und zwar wird das Wort ohne h geschrieben; so wird nach einer Urkunde von 1383 Bischofsheim „vor der Rone“ liegend genannt.

Rathskoncipient Koch in Neustadt an der Saale theilte mir 1875 mit, daß das Manuskript eines Neustädter

Rathsmitgliedes über den 30jährigen Krieg, angelegt im Jahre 1631, nicht „Rhön“ sondern „Röhn“ schreibt. Diese Schreibweise „Rhön“ ist so eine Art Zopf wie die von „Bayern“ statt „Baiern“. Durch das y wurden die Baiern etwas „Apartes“, wie man zu sagen pflegte; ebenso liegt in dem h der „Rhön“ etwas Urwüchsiges. „Das Wort muß griechischen Ursprungs sein, denn im Deutschen ist h nach r nicht heimisch“, meinte ein junger Mann, mit dem ich im Refektorium bei den Franziskanern auf dem Kreuzberge darüber sprach; solcher Mysticismus herrscht auch sonst in den Bewohnern des Gebirges vor. Allerdings ist solches h im Deutschen nicht heimisch, sogar der Rhein wurde früher und wird noch von den Deutschen des Niederrheins ohne h geschrieben. Nun, dieser Name ist uns von Römern und Griechen überkommen, da mag er denn deren h behalten; aber mit unserm Gebirge ist das etwas anderes. Dessen Name taucht in der rein deutschen Zeit zuerst auf und zwar urkundlich ohne h, und deshalb schreibe ich von jetzt an den Urkunden gemäß Rön. Bedenkt man denn gar nicht, daß man den Namen Caspars von der Roen, der, aus Mellrichstadt gebürtig, um 1450 lebte und die alten deutschen Heldengedichte umgearbeitet hat, niemals „von der Rhön“ geschrieben hat, noch jetzt schreibt? Man schreibt ihn eben fort, so wie er im 15. Jahrhundert geschrieben wurde.

Woher der Name kommt, ist ganz ungewiß; hätte der Vokal ursprünglich umgelautet, so könnte man an einen Vergleich mit dem Thüringer Rennsteig denken, und unser Gebirge, ganz wie diesen, als Rain, d. h. Grenze oder Scheide deuten. Recht wie eine Grenzmauer, ganz anders als der Harz, an den Gegenbaur bei der Bacenis denkt, dehnt sich die sogenannte Lange Rön hin und scheidet Franken von Hessen. Aber auch der Umlaut ist neueren Ursprungs und der alte Name lautet „die Rone“.

Bei dem in der Gegend fortwährend citirten gelehrten Benedictiner Schannat, der nicht Abt war, wie häufig irriger Weise gesagt wird, Anfang des 18. Jahrhunderts zu Fulda lebte und außer andern gelehrten Werken über die Abtei auch eine Buchonia vetus geschrieben hat, kommt die Form Ronaha vor, dieselbe ist aber nirgends verbürgt. Um 1050 wird ein Dorf Ronaha erwähnt; aber wo lag dies? Man hält es für Unterrohn im weimarischen Amte Kraienberg (Unter der Rone?). Ein Rönhof liegt bei Kaltennordheim. Wie sehr sich der Laie bei der Erklärung vor Lautähnlichkeit zu hüten hat, zeigt der Name Rönshausen, Dorf im Gebiete der Fulda, dieser Name heißt ursprünglich Rohingeshus und wird als das Haus des Rohing, Nachkommen des Roho, gedeutet. „Offenbar", sagt Gegenbaur, „ist Ronaha ursprünglich der Name eines Flusses. Ob man den Namen (Rön) von rona = Baumstamm ableiten soll, mag dahin gestellt sein." Der Aehnlichkeit wegen führe ich noch die Rohne an, ein linkes Nebenflüßchen der Helme bei Allstädt. Jedenfalls aber hat unser Name nichts mit Wasser zu thun, sondern dient zur Bezeichnung eines Waldgebirgs.

Interessant ist noch folgende Stelle bei Gegenbaur: „Für den eigentlichen Namen des Gebirgs in ältester Zeit wird der Bergname Rhetico angegeben." Interessant ist dies deshab, weil ein weimarischer Gelehrter versucht hat, alle Namen der Gegend aus dem Keltischen abzuleiten. Das Fieber der Keltomanie wüthete in Deutschland gerade, als ich auf echt keltischem Boden, in der Niederbretagne, in der Verbannung herumirrte und den dortigen Dialekt mit den langhaarigen Bretonen, den Vertretern der Gallia comata und braccata zugleich, sprechen lernte. Wenn ich da in den Lagunen des Morbihan an dem Dorfe Bremen vorbeikam oder auf der Grenze der Vendée südlich von Nantes über die weite Haide Gotha fuhr, da gingen mir auch allerhand etymologische Phantasieen durch den Kopf; aber gerade die Uebertreibungen

der Lokalgelehrten der Bretagne heilten mich von dem Fieber. Ein solcher Philologe soll sogar bewiesen haben, daß das Keltische und besonders das Bretonische die Ursprache der Menschheit gewesen sei, die — si non e vero, e ben trovato — schon im Paradiese gesprochen worden sei. Als nämlich der erste Mann in den Apfel gebissen hatte, blieb ihm zur Mahnung des Gewissens ein Stück in der Kehle stecken und angstvoll rief er seiner Frau zu: „ann tamm“ (bretonisch: das Stück!), die schöne Verlockerin rief ihm zu: „eva“ (d. h. trinke!), ein Schluck wird dir das Stück hinunterspülen.“ Davon hieß denn der erste Mann Adam und die erste Frau Eva. Und warum soll's einen nicht keltisch anmuthen, wenn man Namen wie Ulster aussprechen hört? Taucht nicht dabei das ganze grüne Erin, die smaragdne Insel, vor der Seele auf? Nur ist der Name echt germanisch und lautete ursprünglich wohl Ulistra, d. h. der Eulenfluß. Zwar, wie das Wort Grabfeld halb slawisch, halb deutsch ist, könnte man auch bei diesem die zweite Hälfte für keltisch halten, denn Steïr oder Ster heißt noch heute im Bretonischen Fluß. Und unzweifelhaft ist, daß vor der Ankunft der Germanen Mitteldeutschland bis zu den Alpen von Kelten bewohnt war, wie denn die Flußnamen Main, Isar, Lech u. a. keltischen Ursprungs sind. Am Südabhange der Rön saßen die Helvetier und weiter östlich im Grabfeld die Bojer; daß sie aber nicht in das Innere des Gebirges vorgedrungen sind, daß dies im Gegentheile eine wüste Mark zwischen ihnen und den Germanen im Norden gebildet, erhellt schon aus dem Umstande, daß, als achthundert Jahre später Sturmi das Land durchforscht, er nichts als eine ungeheure Einöde findet, worin ihm nur äußerst wenige Eigennamen genannt werden. Nur dies eine Wort Rhetiko, das uns an Rhätien erinnert und dessen Stamm weit hin nach Gallien hinein als Gauname vorkommt, scheint mir von den Kelten als Benennung des Röngebirges gebraucht worden zu sein und

ist als ein Echo aus der vorgermanischen Zeit geblieben.

4.

Es hat seinen eigenthümlichen Reiz gehabt, die Urzeit des Gebirgslandes festzustellen, über die soviel gestritten worden ist und über die zur Zeit noch im eigenen Gebiete so große Unkunde oder doch Verwirrung herrscht, aber es ist hier nicht an uns noch am Orte, die eigentliche Geschichte weiter zu führen. Nur einige Punkte wollen wir herausheben; der schreiende Widerspruch, den sie mit der Gegenwart bilden, läßt die Segnungen der letzteren in hellerem Lichte erscheinen.

Die Reichseinheit war im Mittelalter oft nur scheinbar, nach innen war Deutschland zerspalten. Grell trat dies auf der Rön hervor; das Land war vertheilt an die Abtei Fulda, das Bisthum Würzburg, Weimar-Eisenach, Meiningen, Hessen-Kassel in Vach und Oechsen, die verschiedenen Reichsritterschaften: von der Tann, von Ebersberg-Weyhers, von Boyneburg in Lengsfeld, von Rosenbach, von Guttenberg u. s. w. Diese Zerstückelung zeigt sich auf entsetzliche Weise an dem Orte Hilters am nördlichen Fuße der hohen Rön. Der erwähnte Jäger zählt die daselbst zu zahlenden Abgaben auf und sagt, daß „sie an das Hochstift Würzburg abgereicht werden; aber nebst diesem haben auch fremde Herrschaften, als z. B. die Herren von der Tann, v. Rosenbach, Rounrod, Weyhers, Heßberg, Heldrieth, Rosenau, Haun u. s. f. noch Zinsen hier einzunehmen. Also mehr als neun Herren an Einem Orte. Betrachten wir das Maß und Gewicht, so wird das flüssige Maß von Wächterswinkel, das frankfurter Gewicht bei den Krämern, das nürnberger Gewicht bei den Metzgern und Bäckern, die fuldische Elle bei dem Ausmessen, das tannische Maß bei dem Getreide gebraucht.“ Also in dem kleinen Städtchen fünferlei verschiedenes Maß.

Was nun die Abgaben betrifft, so ist es haar-

sträubend, wie das Junkerthum hier gewuchert hat. Jäger sagt: „Zu den Abgaben gehören die gewöhnliche Schatzung, das Husaren- und Straßenbaugeld, die mit Geld zu ersetzende Frohn, trocken Bodengeld, Verspruchgeld, Korn- und Hafergült, Vogthafer, Geldzins, Fastnachtshühner, Sommerhühner, Schönbrod, Eier, Handlohn und Besthaupt. Doch weiß man“, fügt Jäger hinzu und zwar wie mit tröstendem Tone, „nichts von der Beth und Zehenden.“ Trotz allem Sedan und wiedergewonnenem Elsaß und Lothringen muß man bekennen, daß der Einfall der Franzosen infolge der ersten Revolution sein Gutes hatte, nur dadurch ward die Bildung größerer Staatsordnungen möglich.

Einer der Kämpfer für die deutsche Einheit, der General von der Tann, ist ein Kind der Rön. Seine Ahnen indessen waren im Mittelalter nicht anders als die übrigen kleineren Grundherren, die den großen Reichsbau zernagten. Als das berühmteste der Röngeschlechter verdient die Familie von der Tann eine besondere Erwähnung. Sie reicht in's zehnte Jahrhundert hinauf. Im Jahre 1165 erscheint ein Ruprecht von der Tann in Begleitung des Grafen Poppo von Henneberg auf dem Turnier zu Zürich, Ortolph v. d. Tann erscheint 1235 auf dem Turnier zu Würzburg, er befand sich unter dem Ausschusse, um eine Turnierordnung zu Oppenheim festzusetzen; 1284 wird Friedrich von der Tann auf dem Turnier zu Regensburg erwähnt.

„Diese Edelleute haben sich“, sagt Jäger, „gleich andern Rittern dieser Gegend, durch Räubereien berüchtigt und fürchterlich gemacht. Der Abt von Fulda ging ihnen daher zu Leibe und zwang sie, daß sie ihm ihre Burg Tann 1323 als ein Lehen auftragen mußten. Dessenungeachtet setzten sie ihr Wesen fort und brachten den Abt dahin, daß er sie im Jahre 1405 durch den Hauptmann des Landfriedens, Friedrich Schenk, in das Gefängniß wollte werfen lassen. Sie versprachen, um dem zu entgehen, den Eid der Treue allzeit von einer jeden

Mannsperson ihres Stammes im Alter von 15 Jahren ablegen zu lassen. Indessen wurde dadurch den Streifereien noch kein Ende gemacht; vielmehr sah sich stets ein jeder Reisende in Gefahr, von den Edelleuten dieser Gegend ausgeplündert zu werden. Da auf solche Art die Kaufleute und frommen Wallfahrer nach Fuld zu dem heiligen Bonifacius abgehalten wurden und der Abt hierdurch Schaden erlitt, so ließ er die Edelleute dieser Gegend ersuchen (!), den Reisenden acht Tage vor dem nächsten St. Bonifaciusabend, und acht Tage vor Allerheiligen-Abend, wo die Gnaden und Ablässe anfingen, und durch die ganze Zeit, wo diese Gnaden währten, sicheres Geleit angedeihen zu lassen, wozu sich denn auch unter anderen die Edeln v. d. Tann im Jahre 1406 anheischig machten (mit den Rittern von Ebersberg, von Steinau und v. Weyhers). Wie wenig aber die v. d. Tann ihre Räubereien unterließen, zeigt die Erneuerung des Versprechens im Jahre 1501, sich dem Abt als getreue Vasallen zu bezeigen." Bald darauf nahm dieser an Raubritterthum streifende Streit mit dem Abt von Fulda einen edleren Charakter an, er wurde zum Kampfe für die Reformation.

„Die Familie hat sich vor 1406 in drei Aeste getheilt, wovon der eine zur Zeit der Strittigkeit wegen Landsässerei mit Fulda, durch verweigerte Unterzeichnung des Rezesses vom Jahre 1627, sich in seiner behaupteten Reichsfreiherrlichkeit erhielt. Dieser Ast bewohnt das gelbe Haus und ist wieder in zwei Theile vertheilt." (Jäger.) Die andern bewohnen das blaue und das rothe Schloß, so daß man in der Gegend von Gelbschlößlern, Blauschlößlern und Rothschlößlern spricht; die drei Schlösser bilden ein großes Konglomerat ohne schönen architektonischen Eindruck.

Zu bemerken ist noch, daß das Städtchen Tann, spätern Ursprungs als das Schloß, den Edelleuten nicht zugehörte. Es wird zunächst 1197 erwähnt, wo Abt Heinrich zu Fuld davon als von einem erworbenen Gute

spricht. Erst 1332 erhielten die v. d. Tann die Mittelbarkeit des Städtchens mit ihrem Zubehör von dem Abt zu Fulda um 460 Pfund Heller. Aber die Edlen v. d. Tann hatten nur die Gerichtsbarkeit in Civilsachen, in Kriminalfällen mußte der überwiesene Verbrecher an die nahe fürstlich fuldische Zent Rockenstuhl überliefert werden.

Noch erinnert an die Zerstückelung des Mittelalters im östlichen Theile des Gebirges am Nordende der Langen Rön die sog. Landwehr, auch der Höhl genannt, eine mit parallel laufenden Gräben versehene Schanze, im Jahr 1426 vom Grafen Georg von Henneberg und dem Markgrafen Wilhelm von Meißen zum Schutz gegen die Raubrltter errichtet; sie durfte nur an gewissen Päſſen überschritten werden, worüber ein eigner Wächter gesetzt war. Noch 1540 ward laut Vertrags zwischen Grafen Wilhelm von Henneberg und den Edlen v. d. Tann eine solche Landwehr auf dem Staufenberge dem Ellenbogen gegenüber neu errichtet. Wir lachen heutzutage über die Grenzwälle und Pfahlbaue der Römer gegen die Germanen, und nun gar über die chinesische Mauer an der Grenze des Reiches der Mitte. Hatten wir nicht unsere chinesischen Mauern im eigenen Innern?

War der Erwerb an sich schon in dem rauhen Gebirge schwierig und das Leben der Einwohner dürftig — Hafer und Gerste sind die Hauptgetreidearten —, so mußten die Kriege mit ihren Verwüstungen und Brandschatzungen die Rönbewohner noch ärmer machen. Dörfer verschwanden infolge der Bauernkriege und des 30jährigen Krieges. Und trotz aller Erschwerung des Erwerbes findet unser Rönbeschreiber Jäger im vorigen Jahrhundert wenig Bettler hier an; als Grund nennt er die Genügsamkeit. Doch glaubte das Bisthum Würzburg im Sinne des „Jahrhunderts der Aufklärung“ zu handeln, indem es in seinem Theile der Rön Armenanstalten gründete, wogegen aber die Rönbewohner anfangs

Einwendungen machten. Sie meinten, nun müßten sie alle sich meldenden Müßiggänger unterstützen, letztere würden lieber ihre Güter wüste liegen und sich von der Armenanstalt ernähren lassen; der redliche Weltpriester suchte ihnen nun begreiflich zu machen, daß nur die wirklich Gebrechlichen unterstützt, die Arbeitsscheuen aber zur Arbeit angehalten werden sollten. Ebenso leisteten die Röner Widerstand gegen die Schulverbesserung, „weil nun das Christenthum ganz auf die Seite gesetzt würde", „dann aber bekannten sie zu ihrer Schande, daß sie von allem, was die Kinder bei der monatlichrn Schulprüfung hersagten, nichts wußten," und das mag wenig gewesen sein, denn mit dem zwölften Jahre blieben die Kinder wieder weg. Mit solchen Worten suchte damals der fränkische Weltpriester die Leute für die Aufklärung zu gewinnen; heute könnte man solche katholische Geistliche in der dortigen Gegend mit der Laterne suchen.

Damals bestanden hier noch manche alte Gebräuche und Reste heidnischen Glaubens, die jetzt wohl verschwunden sind und von denen wir nach Jäger Folgendes mittheilen. Um Fastnacht durchwanderte ein ganzer Haufen Fastnachtsnarren von Wüstensachsen mit klingendem Spiel die Gegend bis ins Fuldische und prellten die Einwohner durch Narrenspossen um ein Almosen. Am Anfang dieses Jahrhunderts schritt die Polizei dagegen ein. Manche Einwohner, erzählt Jäger, heften das blühende Farrenkraut oberhalb ihrer Hausthüre an, damit Alles gut gehe, wohin ihre Peitsche beim Fuhrwerke reicht. — Am ersten Fastensonntag laufen Knaben und Mädchen mit angezündeten Strohwischen auf den Feldern umher*) und suchen den bösen Sämann zu ver-

*) Dasselbe findet in der Umgegend von Orleans statt, man nennt den Tag le jour des brandons. — Die Erklärung, die Jäger gibt, kommt wohl auf seine Rechnung. — In Döbeln in Sachsen nennt man Huzeln die Fastenbrezeln, wenn sie etwas verkrüppelt gerathen sind.

treiben; an diesem Sonntage kochen die Röner Hutzeln, daher er Hutzelsonntag genannt wird. Dies ist besonders im Fuldischen der Fall. In der ersten Christnacht wälzen sie sich auf unausgedroschenem Erbsenstroh herum, um Erbsen auszuschlagen, die sie bei der Aussaat unter die übrigen Erbsen mengen, wodurch sie sich ein besseres Gedeihen versprechen. Am Neujahrstag kochen sie keine Erbsen. — In Simmerichshausen herrschte noch der Hulladienst; am Tage der Wanderung der Göttin hatten die Dienstboten Angst, daß sie von ihr geschabernackt würden, wenn sie ihr Tagewerk nicht verrichteten; am Samstag, der ihr heilig war, wurde kein Stall ausgemistet, kein Hof gesäubert, kein Mist auf das Feld geführt, eine Gewohnheit, die sogar durch die Dorfsverordnung jedem angehenden Nachbar eingeschärft wurde, die aber schon damals nach und nach abkam.

5.

Interessanter als die politische Geschichte des Mittelalters ist die kirchliche Bewegung, die der neuen Zeit die Thore öffnet. Mit Bonifacius war von Westen aus der Ultramontanismus in die Rön und überhaupt in Deutschland eingezogen, Fulda war die klösterliche Zwingburg des Römerthums gewesen. Siebenhundert Jahre später wurde im Osten der Rön, jenseit der Werra der Mann geboren, der das Werk des Bonifacius zerstören und das Christenthum aus einem Werkzeug der römischen Politik wieder zu einer Sache des Gemüths machen sollte, wie es die ersten Sendboten aus Irland aufgefaßt hatten; auf der Wartburg schmiedete Luther die Waffe, mit der fortan die freie Forschung den Kampf gegen das päpstliche Autoritätsdogma führen sollte.

Schneller und früher als in die andern Theile der Rön war die lutherische Reformation in den südlichen Würzburgischen Theil gedrungen, da, wo der heilige Kilian die erste Predigt des Evangeliums gehalten hatte;

hier waren auch Bauernaufstände ausgebrochen und hatten die sociale Frage angeregt. Aber schon am Ende des 16. Jahrhunderts gelang es dem Bischof Julius, der schon mit 30 Jahren den bischöflichen Stuhl von Würzburg bestiegen hatte, unter der Gunst äußerer Umstände, durch staatskluges Verfahren, das auch die Gewalt nicht verschmähte, die Herrschaft der katholischen Kirche wiederherzustellen. Im Jahr 1590 war in dem Städtchen Hilders wieder ein katholischer Pfarrer, die eingegangene Wallfahrt auf den Kreuzberg begann wieder, nach 1600 kehrte auch Fladungen zur katholischen Kirche zurück. Dramatisch ist die Geschichte des Dorfes Raulbach, das seinen Dorfherrn, den Edlen von Thüngen, zu Liebe, 1555 zum Lutherthum übergegangen war. Reinhard von Thüngen wurde 1610, verschiedener Streitigkeiten und Ungehorsams wegen, in die Reichsacht erklärt, seine Unterthanen wollten ihn nun nicht mehr als Herrn in Raulbach anerkennen und wandten sich, als sie derselbe grausam verfolgte, an den Bischof von Würzburg, dessen Hilfe sie auch 1617 erlangten; aus Dankbarkeit traten sie am 8. Februar 1628 an Einem Tage alle zur katholischen Kirche zurück. Da kam nun während des dreißigjährigen Krieges Wolf Albrecht von Thüngen und übte die grausamste Gewalt, um die Leute zum Protestantismus zurückzuführen, aber sie weigerten sich standhaft, entschlossen, eher auszuwandern als nachzugeben, sodaß endlich Fürstbischof Johann Philipp den Thüngischen Vormündern 1661 das Dorf abkaufte, um den Jammer zu enden. Dagegen kehrte Wüstensachsen nur durch Gewalt 1675 zum Katholizismus zurück.

Wie im Süden der Bischof von Würzburg den Ausschlag gab, so im Osten das lutherische Haus Sachsen. Der Hennebergische Stamm nämlich, der hier geherrscht und unter welchem die Reformation hier seit 1544 Eingang gefunden hatte, starb 1583 aus und seine Besitzungen in der Rön fielen nun an Sachsen. In den Wirrungen, die dabei statt hatten, blieben die Oertchen

Frankenheim und Birx lange ohne geordnete Seelsorge; sie warteten ein Jahrhundert lang, bis sie eine bestimmte Pfarre, nämlich Oberweid, erhielten. Der deutsche Zerstücklungsjammer trat auch hier zu Tage und das Papstspielen der protestantischen Orthodoxie machte sich leider auch hier breit. Man zankte sich seitens der Grundherrn um das Pfarrecht eines Dorfes, als hinge die Souveränetät eines Kaiserreichs davon ab. So hatte z. B. Tann, auf dessen Reformation wir noch zu sprechen kommen, alle pfarrlichen Verrichtungen im Dorfe Niederweid als einem Filiale ausgeübt; nun wurden aber die protestantischen Pfarrer in Tann nach und nach gemächlich, die hennebergischen Unterthanen in Niederweid beklagten sich über die Saumseligkeit des Pfarrers, und bei all dem beanspruchte das Consistorium in Tann auch das jus episcopale in diesem Dorfe. Deshalb, und weil der Protestantismus in Tann doch nicht vor den Fuldischen Umtrieben gesichert schien, nahm man sächsischerseits von der Kirche Niederweid Besitz und schloß Tann von der Ausübung der Pfarrechte daselbst aus. Dagegen erhoben nun die Edeln von der Tann gewaltige Einsprache, gingen an's kaiserliche Kammergericht, es half aber alles nichts, und — fügt der von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts berührte Jäger ironisch hinzu — „sie mußten auf den Verlust ihrer Pfarrechte mit eben dem Auge hinsehen, mit welchem Würzburg seine Diözesanrechte dahin schwinden sah, die es vor der Reformation hier ausübte." Von da an blieb in den hennebergisch-eisenachschen Ortschaften die protestantische Kirche die herrschende.

Der Verquickung mit feudalen und materialistischen Elementen hat sich die Reformation fast nirgends entziehen können, freilich ihr dies vorzuwerfen, steht am allerwenigsten der katholischen Kirche zu. Wenn Bischöfe, ja Päpste selbst den Harnisch anlegten und zum Schwerte griffen, um ihren weltlichen Ehrgeiz zu befriedigen, so darf man auch die Junker und Ritter der Rön entschuldigen, wenn sie das

heilige Werk der Befreiung der Gewissen zuweilen wie eine Ritterfehde behandelten. Im Westen der Rön, auf einem der letzten Ausläufer des Gebirgs in der uralten Buchonia, deren Namen von nun an mehr zurücktritt, wurde der ritterlichste Vorkämpfer der großen Bewegung geboren, Ulrich von Hutten; seine Thätigkeit galt der freiheitlichen Neugestaltung von ganz Deutschland. Beschränkter in dem Kreise seiner Wirksamkeit, aber zähe und ausdauernd und von glücklichem Erfolge gesegnet, war ein andrer ritterlicher Kämpfer im Innern der Rön, Eberhard von der Tann, der sein Schloß und Städtchen zum Mittelpunkte der Reformation machte, schon im Jahre 1534 gab es hier Kirchen- und Schuldiener der Augsburgischen Confession. Eberhard stand im Dienste der sächsischen Herzoge und hatte an diesen einen Rückhalt gegen Fulda. Gegen dieses hatte auch er seine weltlichen Pläne, es lag ihm daran, sich durch die Reformation von der Landsässerei gegen den Fürst-Abt von Fulda loszumachen, der bisher nicht nur die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Dingen, sondern auch des merum imperium (den Blutbann) über sie ausübte, welch letztere Gerichtsbarkeit er noch Ende des vorigen Jahrhunderts über die Unterthanen derer von der Tann besaß. Eberhard hatte in diesem Sinne auf den Reichstagen zu Augsburg 1556 und 1559 agitirt. Er sah das Ende des Kampfes nicht, zu dem er den Anstoß gegeben hatte; sein Werk war ein Damm gegen das Vorschreiten der Priestermacht von Fulda. Der Reisende darf nicht versäumen, sein und seiner Frauen Denkmal (zwei knieende Statuen mit zum Gebet gefalteten Händen auf beiden Seiten eines Winkels) in der Stadtkirche zu Tann zu betrachten.

Der Abt Balthasar von Fulda widersetzte sich, versuchte die Gegenreformation, sah die Edlen v. d. Tann als seine Landsassen an, laut des Tannischen Burgfriedens von 1557, den der Kaiser bestätigt hatte und worin der Abt „ihr Landesfürst und Lehnsherr" genannt wurde. Hartmann und Kaspar v. d. Tann unterwar-

fen sich auch 1627 dem Abt Johann Bernhard; Georg Friedrich v. d. Tann weigerte sich (er hatte schon abgelehnt, zur katholischen Liga beizusteuern, ungeachtet des am 24. März 1623 ergangenen kaiserlichen Befehls). Im Herbst 1627 schickte der Abt eine Compagnie Reiter nach Tann; die Gemeinden Niederweid und Neuswarts, sowie die Herren Lukas und Kaspar v. d. Tann traten zur katholischen Kirche zurück und die Reiter zogen von diesen Orten ab.

In Tann selbst rückte, nach vorherigem Vergleich mit dem Bischof von Würzburg, der die Diözesangerichtsbarkeit über die Rön besaß, der Abt von Fulda am 16. Mai 1628 mit 700 Bewaffneten ein, nachdem die Kirchen- und Schuldiener schon geflohen waren, und stellte die Gegenreformation mit Gewalt her. Behilflich dabei war ihm Kaspar v. d. Tann, fürstlich Würzburgischer Geheimer Rath, gewesen, gegen diesen erhoben aber die Gauerben v. d. Tann 1629 beim Kaiser Klage, kraft eines früher unter sich abgeschlossenen Burgfriedens. Schon 1628 hatten übrigens die Edlen v. d. Tann, nach den Gewaltschritten des Abtes in Tann, dagegen bei dem kaiserlichen Kammergericht zu Speier eine Klageschrift eingereicht, ihre Reichsunmittelbarkeit behauptet und betont, daß Fulda kein jus dioecesanum über Tann habe; sie seien die Diözesanen Würzburgs und die bischöflichen Rechte Würzburgs seien durch den Religionsfrieden suspendirt worden. Auf eine Antwort des Kaisers, die eine Verzögerung der Entscheidung fürchten ließ, schrieben sie nochmals an den Kaiser. Nun theilte letzterer beide Klaglibellen dem Abte mit, an den auch die Edelleute schrieben. Der Abt antwortete sehr nachdrücklich, nannte die Herren keck und unverschämt, in ihrem Libell den Namen der sämtlichen Gauerben einzurücken, da doch Hartmann und Kaspar keinen Theil an diesen Klagen genommen, nennt sie seine Landsassen und kraft seiner landesfürstlichen Souveränetät und juris quasi episcopalis habe er Fug und Macht gehabt, in

dem in seinem Gebiete liegenden Städtchen Tann nach Verletzung des Religionsfriedens die (Gegen-) Reformation vorzunehmen.

In ihrem Gegenbericht wiesen die Tannischen Gauerben alles dies zurück und betonten besonders ihre Reichsfreiheit: „Der Abt habe keine bischöflichen Rechte über sie ausüben können, indem selbst die fuldischen Lande dem Bisthum Würzburg und Erzbisthum Mainz unterworfen wären, auch habe er ihnen nie Zins, Schatzung oder Steuern aufgelegt und überhaupt nichts ausgeübt, was bei andern Fürsten gegen ihre Landsassen gebräuchlich sei u. s. w.“ Es schwindelt einem bei der Begründung der Rechte derer v. d. Tann. All der Wirrwarr und Unrath der Zersplitterung Deutschlands mit den tausendfachen Gerichtsbarkeiten, der zuletzt in dem Augiasstall des Wetzlarer Reichskammergerichts verweste, tritt hier in seiner Jämmerlichkeit zu Tage. So weist z. B. der Gegenbericht die Beanspruchung der Landsässerei Seiten des Abtes als eine Anmaßung zurück, und belegt dies mit folgender Geschichte, folgendem Skandal:

Die v. d. Tann hatten das Recht, hohe und niedere Oberbotmäßigkeiten und Herrlichkeiten auszuüben, entleibte Körper zu begraben, des meri imperii und der peinlichen Obrigkeit wegen die captur, inquisition und cognition vorzunehmen und den beschuldigten Uebelthäter erst nach Ueberweisung des Kapitalverbrechens an die fuldische Zent Rockenstuhl auszuliefern. In diesem Rechte kränkte sie der Abt Johann Bernhard 1626, indem er am 28. December 1626 früh gegen drei Uhr mit fast 3000 Mann in Tann einfiel und einen auf der Tannischen Gerichtsbarkeit und Geschütz, am Freyenstein genannt, von einem streifenden Soldaten erschossenen und begrabenen Mann von Wolkes wieder ausgrub*) und mit sich

---

*) Ein Seitenstück dazu aus unserm Jahrhundert aus dem Königreich Sachsen: Wegen eines streitigen Leichenweges vom Dorfe Gadewitz nach Döbeln stand eine Leiche aus Gadewitz, Dö-

nahm, hierauf aber oberhalb des Fleckens Tann durch's Feld nach Wendershausen eilte und den, Todschlags halber in Verdacht gewesenen, aber selbst vom Abt Johann Friedrich freigesprochenen Hanns Gerstung aus dem Bett holte, binden ließ und gefänglich fortführte. Deswegen wurde der Abt durch einen kaiserlichen Befehl vom 13. Januar 1627 bei zehn Mark löthigen Goldes Strafe angehalten, den todten Körper sogleich zurückzugeben und den Hanns Gerstung frei zu lassen.

Die von der Tann verlangten endlich, daß der Abt den zu Tann eingedrungenen Priester wieder abfordere, jeden bei seinem vorigen Gottesdienste lasse und allen Schaden ersetze.

Hierauf und auf das öftere Klagen der übrigen Ritterschaft schrieb endlich Kaiser Frrdinand von Wien aus am 19. Oktober 1629 an den Abt, daß er die angefangene (Gegen-) Reformation nicht weiter fortsetzen und die Ritterschaft weiter nicht beschweren sollte. Wonach also Tann, nach Abgang des katholischen Geistlichen, nicht mehr in seiner Religion beeinträchtigt wurde, um die es so ritterlich kämpfte und worin es durch den nachher erfolgten Religionsfrieden erhalten wurde.

In den Fuldischen Ortschaften von der Rön (erzählt Jäger) hatte die Reformation noch früher als in Tann Eingang gefunden; im Jahre 1529 war der Haß gegen die Mönche und deren ausschweifende Lebensart so groß und die Verbreitung der Lehre Luthers so allgemein, daß man die Mönche allenthalben verspottete und beinahe die meisten Pfarrer schon verheirathet antraf; 1554 war es soweit gekommen, daß man die orthodoxen Katholiken sogar aus der Stadt Fulda zu wandern zwang, um ihnen andere Mißhandlungen zu ersparen. Da ließ sich der junge und feurige Abt Balthasar von

---

belner Parochial-Antheils, vom 17.—20. April 1827 in der Flur des Dorfes Pommlitz unter freiem Himmel: drei Tage lang! So erzählt die Döbelner Chronik.

Dermbach im Jahre 1570 Jesuiten aus Würzburg kommen und sie in Fulda ansässig machen. Die Reaktion begann und rief einen Aufstand hervor. Die Edelleute, durch die Kapitularen selbst dazu eingeladen (!), drangen bei dem Abt unter Drohungen darauf, die Jesuiten „als eine ketzerische und aufrührerische Brut“ sogleich wegzuschaffen und die Ausübung der Augsburger Konfession zu gestatten. Der Abt gab nicht nach, er wurde daher am 23. Juni 1576 von Kapitel und Ritterschaft entsetzt und der Bischof Julius von Würzburg zum Administrator eingesetzt. Die Sache kam vor Kaiser und Papst, die Verwirrung war groß. Am 4. Sept. 1602 wurde der Abt durch kaiserlichen Befehl wieder eingesetzt, er suchte nun das Lutherthum mit Gewalt auszurotten, welches Unternehmen nach seinem Tode 1606 auch sein Nachfolger fortsetzte, bis ein kaiserlicher Befehl vom 19. Oktober 1629 auf die Klage ber Edelleute den Abt von der Fortsetzung der Gegenreformation in den ritterschaftlichen Besitzungen zurückhielt, wodurch es geschah, daß in den ritterschaftlichen Orten der Rön meistens die Lehre Luthers, in dem fuldischen Gebiete aber die katholische Religion erhalten wurde.

So blieb es bis auf unsere Zeiten herab. Beide kirchlichen Parteien, die deutsche (protestantische) und die römische (katholische), feierten in unserem Jahrhundert auf den beiden Eingangs erwähnten Hauptorten, zwischen denen das Röngebirge liegt, zwei großartige Demonstrationen. Auf der Wartburg wurde von der deutschen Jugend unter dem Gesang von Luthers Kernlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ die Wiedergeburt des neuen Deutschlands gefeiert; in Fulda setzte man dem Sendboten des Papstes eine Bildsäule. Wir betonen es nochmals: als ein Werkzeug der hierarchischen Gelüste des römischen Bischofs kam Bonifacius nach Deutschland, nicht mit dem, allen weltlichen Bestrebungen abholden, apostolischen Sinne der irländischen Missionäre. Unter Roms Joch beugte er Deutschland, von demselben be-

freite es Luther. So mußte denn naturnothwendig auch die Errichtung des neuen deutschen Reichs, das auf der Wartburg 1817 ersehnt wurde, zum Bruch und Kampfe mit dem römischen Geiste führen, der hier am Westende der Rön sich die erste Veste in Deutschland gegründet hatte. Im Jahr 1866 drang die protestantische Vormacht des deutschen Reichs in das Herz der Buchonischen Einöde vor, in die einst Winfrieds Sendbote, der Abt Sturmi, mit seinen Genossen gedrungen war und in der (bei Kissingen) das neue Reich einen seiner Siege über die Verbündeten des mehr oder minder papistischen Habsburg davon trug; auf der Hohen Rön weht das preußische Banner. Mögen sich hier zu den Füßen der trauernden Germania in Kissingen Nord und Süd versöhnt die Hand reichen, um die gemeinsame Mutter in ihrem Schmerze zu trösten; möge die durch des Bonifacius wälderlichtende Thätigkeit bewirkte materielle Verbindung von Nord- und Süddeutschland nun zur innigen geistigen und herzlichen Einigung führen!

Ein Echo von der Loire.

Diesen sehnsüchtigen Wunsch sprach der Verfasser dieses schon in jenen Tagen aus, als man noch einmal zwischen Nord und Süd eine Grenze, die sogen. Mainlinie, glaubte stehen lassen zu müssen. Und doch lebte er damals nicht im Herzen Deutschlands, sondern im Herzen Frankreichs, in Orleans an der Loire. Aber, wie er schon erzählt hat, nirgends ward das Verlangen nach der Einheit seines Vaterlandes so mächtig in ihm wie hier, wo einst Frankreich nach Nord und Süd in zwei Hälften hatte getheilt werden sollen zwischen dem König von England und dem König von — Bourges, als plötzlich die Jungfrau erschien und das Vaterland

rettete, und so schrieb er hier in der rue de Bourgogne, in der Straße, die nach Deutschland führt, sein Lied:

Ein Volk — Ein Land.

Geschrieben 1866 nach dem Prager Friedensschluß.

Was Nord und Süd? Was Süd und Nord?
Das hat nicht Sinn noch Seele.
Nie kommt, nie kam ein solches Wort
Aus einer deutschen Kehle.
Bei Gott im Himmel! Nein, o nein!
Das ganze Deutschland soll es sein
Vom Meer bis zu den Alpen!

Weg mit dem Prager Friedensschluß,
Dem Salomoniswitze!
Wir sind Ein Volk, aus Einem Guß.
All' auf von eurem Sitze!
Auf, Süd wie Nord, rasch über'n Main!
Wir wollen eins und einig sein
Vom Meer bis zu den Alpen!

Ich weiß von Sachsen, Preußen nichts,
Von Baiern nichts und Hessen.
Beim Gott der Liebe und des Lichts!
Laßt uns das all vergessen!
Sei'n wir Ein Volk, sei'n wir Ein Land,
Ein einz'ges deutsches Vaterland
Vom Meer bis zu den Alpen!

Ja, von den Alpen bis zum Meer,
Bis hin zum Oceane,
Nicht bis an's Meer, nein, bis in's Meer
Weh' auch die deutsche Fahne!
Steh' auf, mein Volk, und sei Ein Heer,
Eins von den Alpen bis zum Meer,
Vom Meer bis zu den Alpen!

Diese deutsche Zwiespältigkeit ist freilich uralt, schon im Anfang unserer Geschichte lähmte sie die nationale

Kraft. Kaum hatte Armin, der Befreier Deutschlands, an der Spitze einer Eidgenossenschaft freier Völker — das erste Vorbild eines Deutschen Reiches — die Einheit des Vaterlandes zu gründen begonnen, als auch schon die Fehde zwischen ihm und Marbod, dem Führer des Markomannenbundes im Osten, ausbrach. Unter partikularistischen Dolchen und innern Kriegen ging Armins Werk zu Grunde. Aehnliches Elend hat die deutsche Geschichte fast aller Epochen getrübt. Zum Theil an solchem Elend auch scheiterte das Verfassungswerk der Frankfurter Nationalversammlung. Und hätte auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen damals die Kaiserkrone angenommen, das Werk wäre doch verfehlt gewesen, denn Habsburg hätte sich einer Unterordnung nie gefügt; nur eine Nebenordnung war möglich, der Krieg von 1866 vollzog diese geschichtlich nothwendige Trennung. Im Norden, wie schon zu Armins Zeiten, lag die Schwerkraft der deutschen Zukunft und die Bürgschaft für die Freiheit von dem Joche des Auslandes.

Das Jahr 1870 überbrückte endlich auch den Main, aber so zähe Wurzeln hat die deutsche Zwiespältigkeit, daß der Süden des Reiches doch immer noch etwas Apartes, die Reservatrechte genannt, haben will; statt deutscher Briefmarken will man dort noch immer baierische und württembergische haben und die Dampfschiffe auf dem Bodensee führen, zum Gelächter der fremden in ihrer nationalen Einheit gefestigten Nationen, noch baierische, württembergische und badische Flaggen, aber keine deutschen.

Am grellsten jedoch trat dem Verfasser dieses das partikularistische Elend der Heimath in der Gestalt eines Häufleins der Welfenlegion zu Orleans entgegen, verblendete, verführte deutsche Jünglinge, die 1870 unter den Fahnen des französischen Imperators gegen Preußen, das heißt: gegen Deutschland fechten wollten. Umsonst trauerte für sie die Germania zu Kissingen, nur Groll und Rache beseelte sie gegen die deutsche Vormacht

Preußen, der sie nicht vergeben konnten, sie besiegt zu haben, und ihr Herz blieb gleichgültig für die Erstarkung des geeinten Vaterlandes. Ein paar Anekdoten über den Aufenthalt dieser Welfenlegionäre zu Orleans mögen hier ihren Platz finden. Ihre Aufführung im bürgerlichen Leben war tadellos, sie suchten keine Beschäftigung, da sie doch wohl ihr König unterhielt, sondern warteten nur auf den Rachekrieg.

Zwei junge Legionäre wohnten zusammen in einem Hause, dessen Chambregarnisten meist Arbeiter waren. Bei einem Conflikte wurde einer der Hannoveraner von den Arbeitern getödtet und zwar in der Nacht zum ersten Weihnachtsfeiertag. Am heiligen Abend wird bekanntlich in den katholischen Kirchen zur Feier der Geburt des Jesuskindes die sogen. Mitternachtsmesse gelesen, nach dem Gottesdienst versammeln sich die Familienglieder zu einem Nachtmahl, Réveillon geheißen, weil dadurch die eingeschlafenen Lebensgeister wieder aufgeweckt werden sollen; die eigenthümliche gute französische Blutwurst, le boudin, spielt dabei in Bürgerfamilien die Hauptrolle. Viele feiern aber Réveillon schon bei Beginn der Nacht, ohne in die Kirche zu gehen, wobei dann tüchtig geschmaust und gezecht wird. So thaten auch die Arbeiter jenes Hauses; nur begnügten sie sich nicht mit dem Cultus des Bacchus, sondern hatten auch lustige Weiber mitgebracht, um ein Bacchanal auszuführen. Das führte denn in der heiligen Nacht zu einem höllischen Lärmen. Ueber dem Zimmer wohnten die Legionäre. Gestört in ihrem Schlummer verlangten sie Ruhe, aber vergebens. Endlich ging einer der Beiden, ein noch blutjunger Bursche, zu den Arbeitern hinunter; schon an sich gereizt, wurde er es durch den Wortwechsel noch mehr und schlug endlich beim Anblick der Weiber zornig mit der Faust auf den Tisch, mit dem Ausruf: Cette maison n'est pas un . . . . ." Nun kam es zum Handgemenge, bei welchem der Hannoveraner ein paar Messerstiche erhielt, an denen er bald verstarb. Die Sache kam vor

die Assisen und ich ward gezwungener Weise Zeuge der Schlußverhandlung. Die Hannoveraner drückten sich zu mühsam im Französischen aus, um verstandeu zu werden, und da ich der einzige Deutsche in der Stadt war, ließ mich der Präsident unverzüglich requiriren. Zufällig war ich bei einer Familie in der Vorstadt; ich sehe noch immer den damit beauftragten Beamten vor mir, der, kaum eingetreten, ohne Rücksicht auf die anwesenden Personen, mir mit feierlicher Miene und ernstem Tone die schreckliche Formel des gesetzlichen Aufrufs vorlas, wonach ich bei Androhung der härtesten Strafe gezwungen wurde, ihm sofort vor die Geschworenen zu folgen. Indeß, als wir ankamen, hatte sich doch ich weiß nicht wer gefunden, der der Sprache mächtig genug war, um als Uebersetzer dienen zu können. Der Thäter wurde zu mehreren Jahren Gefängniß, aber nicht Zuchthaus (travaux forcés) verurtheilt. Das Begräbniß des Unglücklichen fand auf städtische Kosten statt, der Maire begleitete den Zug, ebenso der protestantische Geistliche. Letzterer, der eine Zeit lang in Göttingen studirt hatte und etwas deutsch sprach, hielt am Grabe eine deutsche Ansprache, worin er den Todten als ein Beispiel der Liebe zur Tugend pries. Auf Kosten der Stadt wurde dem Verschiedenen auch ein kleines Denkmal errichtet mit den Worten „Mort dans de tristes circonstances“, die etwas dunkel lauten und die Uebelthat verschleiern.

Die Legionäre lebten hier sehr ruhig, sie nahmen bei einem Elsässer, der am Lyceum als Lehrer angestellt war, französischen Unterricht. Ich habe mich niemals mit ihnen befassen wollen, denn ich witterte in ihnen sogleich die Werkzeuge des particularistischen Verraths an der deutschen Einheit. Bei einem Feste im botanischen Garten lagen sie vereint in einer Gruppe auf dem Rasen. Es war ein schöner Mondabend und ich stimmte für mich das Lied an: „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin“, von dem ich eben aus meiner Kindheit nur diese beiden Anfangsverse behalten

habe und auch jetzt nicht mehr weiß. Einer der Legionäre fuhr nun fort und sang das Lied bis zu Ende. Ich hörte es aufmerksam an und hätte mir gern von dem irregeführten Landsmann eine Abschrift erbeten; aber meine politische Antipathie war mir von der Elbe an die Loire gefolgt und das Exil hatte mich nicht zum Coriolan gemacht; ich wollte mit den Söldnern des Welfenkönigs nichts zu thun haben.

Welche Unterstützung sie hier aber von der Napoleonischen Regierung erhalten haben, ist mir nicht bekannt geworden. Aber als ich einmal bei einem offiziellen Empfang auf der Präfektur war, bat mich der Sekretär des Präfekten, ihm doch einen eben eingegangenen deutschen Brief zu übersetzen. Er war aus Paris datirt und ich glaube mich der Unterschrift des Hauptmanns von Hartwig noch entsinnen zu können, derselbe dankte dem Präfekten für seine Bemühungen und die den Legionären erwiesene Sympathie. Für den besonderen Fall und die hochgestellte Persönlichkeit, an die er gerichtet war, war übrigens der Brief, was Papier und Format betrifft, nicht mit der in Frankreich üblichen höflichen Eleganz ausgestattet.

Mit tiefer Wehmuth gedenke ich noch des letzten Begegnens mit den unglücklichen jungen Leuten, die sich ihres nationalen Hochverrathes wohl nicht bewußt waren. Der Krieg war schon ausgebrochen; ich ging früh in das Lyceum, um meine Schulstunde zu halten, als ich vor mir eine Gruppe gehen sah, aus deren Mitte eine große französische Fahne emporragte; unter der hochwallenden Tricolore zappelte ein gelb-weißes Fähnchen. Es waren die Welfenlegionäre. Auf einem Punkte, wo die Straße sich theilte, machten sie Halt und schienen zu berathen. Ich betrachtete sie aus der Ferne. Bald ergab es sich, worüber sie sich besprachen. Sie hatten nach einem deutschen Liede gesucht, mit dem sie, im Bunde mit der Napoleonischen Armee, gegen die Preußen ziehen konnten Wären sie zu gut deutschem Kampfe ausge-

zogen, sofort wäre ihnen Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“ aus dem Herzen über die Lippen gekommen; so fanden sie nichts als das traurige „Morgenroth, leuchtest uns zu frühem Tod.“ Die Straße war wenig belebt; die Vorübergehenden sahen sie halb verwundert an und wurden nicht recht klug aus ihnen. Der Eindruck schmerzlicher Beklommenheit kommt mir jedesmal wieder, wenn ich an diese Scene denke. O Scharnhorst, edelster Sohn Hannovers, hättest du das gesehen!

Aber das traurige Lied „Bald muß ich mein Leben lassen“ sollte an den Unglücklichen nicht einmal zur Wahrheit werden. Die Napoleonische Regierung wollte sie gar nicht haben. Das war die schlimmste, die moralische Strafe, die sie traf. Man schickte sie nach Algier. Die französischen Zeitungen berichteten, wie aufgeregt sie sich unterwegs geberdet haben: „Wir wollen gegen die Preußen fechten; man hat uns gesagt, daß man uns gegen die Preußen führen will“, riefen sie vor Zorn wüthend aus. Es half nichts, man schickte sie nicht gegen die Preußen; mit den Arabern sollten sie sich herumschlagen. Der Einzige von ihnen, mit dem ich einmal gesprochen habe, klagte über die schon südliche Hitze in Orleans; wie heiß mag ihnen die afrikanische Sonne erst geschienen haben! Zu spät erkannten sie, daß ihr König nicht nur blind an den Augen, sondern auch blind am Herzen gewesen war.

Gern hätten wir in patriotischer Scham diese traurige Erinnerung in die Nacht der Vergessenheit versenkt, hätte nicht in der Reichshauptstadt eine deutsche Zeitschrift in diesem Jahr (1885) die Unwürdigkeit begangen, die politischen deutschen Flüchtlinge der früheren Jahre, die als „zu getreue Söhne des Vaterlandes“ ihren patriotischen Feuereifer mit dem Exile büßen mußten, mit diesen partikularistischen Welfen in Eins zusammenzuwerfen. Es war bei Gelegenheit eines Artikels über diese Welfenlegion, daß Theophil Zolling in der „Gegenwart“ dies niederschrieb, wobei er jenen Flüchtlingen vorwarf, wie diese

letzteren in Frankreich auf das deutsche Vaterland geschimpft zu haben. Daß die politischen Flüchtlinge die damalige antinationale und partikularistische Reaktion und deren Förderer in der Heimath verwünschten, das ist gewiß, das hatten sie mit allen ehrlichen liberalen Patrioten in Deutschland gemein, aber der Liebe zum Vaterlande sind sie niemals untreu geworden und das Glück und die Größe desselben ist nach wie vor das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Strebens gewesen. Mag Herrn Zolling einmal ein verschrobener Kopf begegnet sein, mag der Eine oder Andere seinem Ideale untreu, wohl gar (gewiß in höchst seltnen Fällen) zum Verräther geworden sein, wie es Dem und Jenem in Paris nachgesagt worden ist, welche Partei ist davon verschont geblieben? Was weiß Herr Zolling von den deutschen Jünglingen und Männern, die unter harten Verfolgungen das erstrebt haben, was der heutigen Jugend mühelos in den Schooß fällt? Als wir für das neu zu gründende deutsche Reich unser Leben einsetzten, war Theophil Zolling noch gar nicht geboren; erst am Ende dieses Jahres 1849 erblickte er bei Neapel das Licht der Welt, irren wir nicht, als Schweizer. Und ist etwa sein Kokettiren mit der Pariser Boulevardlitteratur ein Zeichen von kerndeutschem Patriotismus?

Indem ich dies niederschreibe, stehe ich im Geiste am Grabe meiner patriotischen Mitkämpfer, die drüben mit mir all das Elend des Flüchtlingslebens durchgekostet haben, bis sie durch ausdauernde Arbeit sich eine geachtete Stellung im Auslande erwarben, die, wie mein Freund, der Advokat Römer aus Zweibrücken, noch sterbend verlangten, in deutscher Erde begraben zu werden, und lege Verwahrung ein gegen diese Beschimpfung der verbannten Patrioten. Schreiber dieses darf es thun. Männer wie Robert Prutz und Hermann Marggraff haben es öffentlich in ihren Zeitschriften anerkannt, daß er die deutsche Bildung im Exile würdig vertreten habe. Freilich, dem Lande, das uns gastlich aufgenommen hatte,

haben wir stets dafür unsere aufrichtige Dankbarkeit gezollt und würden verächtlich sein, hätten wir anders gehandelt. Aber dem Rechte und der Würde Deutschlands, unsers Vaterlands, haben wir nie etwas vergeben. Als ich einmal in Nantes auf einem deutschen Handelsschiffe, das dort vom Stapel gelassen wurde, mit hinunter fuhr dem Meere zu, da brachte ich der künftigen deutschen Flotte ein Hoch aus, und als mich im August des Jahres 1870 mein College A. Boucher zu Orleans in der Straße der Jungfrau mit einer deutschen Zeitung antraf und frug, was denn die Deutschen von dem Ausgange des Krieges dächten, da übersetzte ich ihm ruhig und unbefangen die Stelle der D. A. Z., worin gesagt wurde: ein so ungerechter, muthwillig provocirter Krieg könne nicht siegreich für Frankreich enden; als aber mein Gegenpart, dadurch gereizt, immer heftiger ward und auf mein Vorhalten, daß bisher weder er noch ich in alle geheimen Einzelheiten des Ursprungs eingeweiht seien, hitziger in mich drang, rief ich, unbekümmert um die drohende Haltung der Umstehenden, die das Gespräch angelockt hatte, mit Entschlossenheit aus: „Nun, so erkläre ich Ihnen denn: Ihr Krieg ist ein Krieg der Barbarei gegen die Civilisation und Bismarck hat sich um das deutsche Vaterland verdient gemacht.“ Ich stand auf der Straße Jeanne d'Arc: das Bild der Märtyrerin der Vaterlandsliebe flößte mir den Muth ein, mitten unter der aufgeregten Bevölkerung, in der ich als Deutscher ganz vereinzelt dastand, ehrlich das Recht meines Vaterlandes zu bekennen, mein Leben so gut riskirend wie der Soldat im Schlachtgewühl.

6. Lengsfeld in der Vorder-Rön und seine Umgebung.

Nachdem ich die Rön von allen vier Seiten betrachtet, bin ich der Meinung geblieben, daß der Wanderer am besten thut, wenn er meine Route einschlägt.

Dem, der sie von Norden aus bereist, stellt sie sich am malerischesten dar, und einzelne Punkte, die seitab liegen, kann man von gewissen Haltestellen aus leicht aufsuchen.

Die schöne Fahrt längs des Thüringer Waldes ist zu Ende, dunkle Massen von Gewitterwolken haben uns den Inselsberg verhüllt, von Eisenach hat uns die Eisenbahn nach Salzungen geführt und ein Soolbad stärkt uns die Glieder zur Wanderung. Eine Anekdote, die mir von hier erzählt wurde, zeigt, wie der alte Jammer der politischen Zerstückelung Deutschlands trotz 1866 und 1870 noch immerfort irrlichterirt. Salzungen ist meiningisch, von Weimar-Eisenachschem Gebiet umschlossen; von Eisenach aus hat man das Meiningische zu durchreisen, um nach dem Weimarischen „Sibirien" zu kommen," wie die dorthin versetzten Beamten den großherzoglichen Antheil am Röngebirge genannt haben; natürlicherweise machen sich die beiden „Völker" gegenseitige Besuche. Da saß denn einmal ein Lehrer aus Weilar in der Rön mit anderen Weimaranern in Salzungen vor dem Kurhause, und da man Ferien hat, macht man einigen nicht kurfähigen Lärm; da kommt ein Beamter (der Stadt oder des Staates) und sagt zu den Herren: „Ja, Sie wollen sich etwas bei uns herausnehmen; Sie bilden sich ein, daß Sie mehr sind als wir, weil Sie großherzoglich sind und wir nur herzoglich." Das Traurige an dem Spaße ist, daß er wahr ist. Jetzt theilen sich vier Staaten in das Röngebirge: Sachsen-Weimar hat den Norden, Meiningen einige Vorberge, Baiern den Süden, Preußen hat den hessischen Theil und einige früher bairische Orte — Tann, Hilders, Gersfeld — gewonnen. Wie mag das nun sonst ausgesehen haben, wo man mit der Jagdflinte über zwei, drei Länder wegschießen konnte!

Ob sich diese thüringische Kleinstaaterei fortwährend mit dem Ausbau der Reichseinheit vereinbaren läßt, ist eine Frage, die man anderswo entscheiden mag; aber

erwähnen will ich hier, daß die Weimaraner, Beamte und Bürger, soweit ich mit ihnen gesprochen, den Einheitsstaat d. h. das Aufgehen in Preußen vor der Hand noch nicht ersehnen. Das humane Verfahren, durch das sich die Regierung des Landes auszeichnet, hat auch eine aufrichtige Anhänglichkeit an dieselbe erzeugt. Man erzählte mir: Einmal las die Großherzogin auf einer Reise in Schlesien (sie ließ sich die Weimarische Zeitung nachschicken) von einer im nahen Lengsfeld ausgebrochenen Epidemie, sofort telegraphirte sie deßhalb nach Dermbach, dem Sitze der Verwaltung, um Auskunft. Wie gerieth da die ganze Verwaltungsmaschinerie in Aufregung.

Wir verlassen Salzungen. Mit der Dämmerung kommen wir nach Lengsfeld. Die Blitze der in der Ferne abziehenden Gewitter erleuchten die Höhen der Vorder-Rön, in der das Städtchen liegt. Alles, was man sich von dem physischen und moralischen Elende der Rön erzählt, tritt, nach der Aussage der Bewohner selbst, nirgends greller hervor als in der Gegend dieses Städtchens. Der moralische Halt, so sagte man mir, ist den Leuten abhanden gekommen, es fehlt die Kraft zur Arbeit und auch die Lust dazu; es giebt keine große industrielle Thätigkeit, eine im Städtchen von einem leipziger Kaufmann gegründete Fabrik hat nichts zum Aufschwung beigetragen, in der verkümmerten Bevölkerung treten auch kretinartige Erscheinungen auf. Wir wiederholen: das ist die Aussage der gebildeten Einwohner selbst. Woher dieses Elend eigentlich kommt, darüber wird viel verhandelt; das Junkerthum trage große Schuld daran; manche messen einen Theil davon dem hier üppig wuchernden jüdischen Handel bei, und gleich darauf sagten sie mir doch: „Da liegt das Dorf U., das hat weder Junker noch Juden, und ist doch ganz verlottert."

Es ist das bekanntlich eine zarte Frage, die man nicht gern öffentlich behandelt, die aber fortwährend im stillen fortbrennt, als ein trauriges Zeichen von Heuchelei in unseren socialen Zuständen. So auch hier. Man sagt

sich das so unter der Hand, denn wo es zu sprechen gälte, schweigt man. Vor längeren Jahren schrieb ein Herr Helbig, damals Secretär beim Bezirksgericht in Dermbach, einen ausführlichen Artikel darüber „Israel auf Straße und Land“ in die „Gartenlaube“. Was hat das für Aufregung, für böses Blut gemacht! Selbst die Katholiken des Landes geriethen dabei in Angst, sie fürchteten nun Angriffe gegen die Religion der Minderheit. Ich, der ich in einem vielbewegten Leben gerade unter den Juden die aufrichtigsten Freunde gefunden, der ich vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus die Bedeutung des jüdischen Elements zu würdigen gelernt habe, fühlte mich seltsam gerührt, wenn ich an Sabbathabenden durch die kleinen Städtchen der Rön wanderte und die festlichen Armleuchter in den Häusern angezündet wurden. Wer kennt nicht Heinrich Heines schöne Schilderung! Die antisemitischen Hetzereien und Krawalle haben indessen in der Rön, Gott sei Dank! kein Echo gefunden; der gesellschaftliche Verkehr zwischen beiden Elementen ist ein freundlicher. Und dennoch, selbst trotz aller patriotischen Hingabe an Deutschland, wie sie in dem Kriege von 1870 noch hervortrat, wollen die Juden noch nicht in nationaler Weise mit uns verwachsen. Warum nicht? Sondern sie sich nicht selbst, nicht nur durch den Glauben, sondern auch als Race von uns ab? Was hält sie ab, ganz in das „einzige Volk von Brüdern“ aufzugehen?

Riehl in seinem Buche „Land und Leute“ sagt von dem erwähnten Elend: „Diese Gegenden sind in socialem Betracht eine großartige historische Ruine. Wir sehen in denselben die armen Leute des Mittelalters noch leibhaftig vor uns stehen.“ Doch sagt er auch, daß diese Armuth erst in neuerer Zeit durch die veränderten Bahnen des Handels eine naturnothwendige geworden sei. Aehnlich verhält es sich mit dem historischen Siechthum im Speßhardt und Westerwald.

Die Kathedersocialisten im nahen Eisenach hatten

hier reichen Stoff zu Betrachtungen. Uebrigens hat sich bei den Wahlen eine ansehnliche socialdemokratische Partei kund gegeben, sonst tritt sie wenig auf.

Die wohlmeinenden Bürger wissen nicht, wie sie dies Elend lindern, die sieche Masse aufrütteln sollen. Die büreaukratische Verwaltung der Gegend lebt von der Hand in den Mund, läßt die Dinge gehen, wie sie einmal sind, und ergiebt sich in ihr Schicksal wie die Bewohner selbst.

Ein schrecklicher Pessimismus! Ist denn gar nichts zu thun? Zwei Bemerkungen Riehls sind Fingerzeige. „Die Landstraße war der erste sichtbare ergreifbare Gegenstand, an dem es dem gemeinen Manne deutlich gemacht wurde, daß im modernen Staate der Einzelne seinen besonderen Vortheil opfern müsse, um ihn aus dem Ganzen nachher mit Zinsen wieder zu erhalten.“ Nun höre man aber: erst seit der Werrabahn Ende der fünfziger Jahre geht eine regelmäßige Post von Salzungen nach Lengsfeld; und der Postdienst von Lengsfeld über Gehaus nach Geisa und weiter ist erst, seitdem die Post preußisch ist, eingerichtet worden; aus Dankbarkeit hat man das Bild Stephans in Gehaus aufgehängt. Bismarck und Moltke sind große Männer, aber Stephans Verdienste um die Einigung Deutschlands sind noch gar nicht recht erkannt. Seit einigen Jahren ist auch von Salzungen aus eine Secundär-Eisenbahn hierher geführt worden.

Die zweite Bemerkung ist: „Die Freizügigkeit hat in der Rön noch keine Wurzel geschlagen; man klebt noch am Boden.“ Weiter hinauf im Oberlande, wie die Weimarische Verwaltung den Rönantheil nennt, liegen die Dörfer Frankenheim und Birks (Pirx) in rauher Gegend und fast sibirischer Armuth, deren Bewohner im Winter vom Staate unterhalten werden müssen, damit sie nicht verhungern, ganz wie die Bewohner der Insel Sein an der bretonischen Küste. Die regierende Familie hat den Bewohnern angeboten, sie in mildere Gegend zu versetzen

und alle Kosten zu bestreiten. Umsonst, die Röner hängen mit Liebe an ihrer Armuth. Aber diese Armuth ist auch nicht zu vergleichen mit dem modernen Pauperismus industrieller Großstädte; die freie Berg- und Waldluft erhält den Menschen gesund an Leib und Seele.

Als ich mit einem Thüringer von meinem Vorhaben sprach durch die Rön zu wandern, sagte er zu mir: „Nun, nehmen Sie nur auch zu essen mit.“ Ich hoffte doch wenigstens Brot in den Dörfern zu finden. „Brot?“ meinte er, „ja, wenn Sie den Leuten welches mitbringen.“ So entsetzliche Uebertreibungen gehen selbst bei den nächsten Nachbarn über die Rön um. Nun, trotz der Dürftigkeit der Gegend habe ich in den rauhesten Strecken mich trefflich genährt, es giebt eben Bedürfnisse, die man verschmerzen lernt; meine reichen Diners in Paris und der Touraine vergaß ich bald in den einfachen Dorfschenken bei einem Glase heimischen unverfälschten Bieres in der kräftigen Bergluft; die große Entfernung der Orte und die Strapazen würzten das Mahl.

So ist denn schon ein Unterschied zwischen der genügsam heiteren Armuth des eigentlichen Gebirges und dem Siechthum der niederen Gegenden. Es finden sich aber keine eigentlichen Bettler im Lande, man trifft deren (sagt Jäger) mehr in dem untern Franken; in dem Fulda'schen haben andere Verhältnisse sie hervorgebracht.

Noch eine anregende Bemerkung. In der eigentlichen Buchonia, nahe bei Fulda, erhebt sich der dritthöchste Berg der Rön, das Dammersfeld, 929 m. hoch, eine großartige Grasalpe mit Schweizerei, die einst die fürstliche Küche zu Fulda reichlich versorgte. Jetzt sagt Schneider in seiner „Beschreibung der Rön“ davon: „Seitdem das Dammersfeld einzeln verpachtet ist, ist es ein mageres kahles Gebirge wie seine Nachbarn.“ Hier thäte Staatshülfe noth!

Aber wie ist ein Aufschwung in einem Lande möglich, das noch keine Steinkohlen kennt? Wir haben das Stein- und Bronze-Alter gehabt, dann die Eisenperiode,

jetzt leben wir in dem Steinkohlenalter. Wie aber sollte die Kohle in ein Land kommen, das von der Eisenbahn noch nicht berührt wurde? Man hat hier und da nach Kohlen gegraben, aber nichts gefunden, auch Metallschätze gesucht, vergebens. Sonderbar, in diesem Lande der Armuth träumt die Sage von ungeheuren Goldlagern im Schooße der Berge.

Sollte durch Unterricht die Bevölkerung zu heben sein? Die Schulen sind längst verbessert, aber bei so tief wurzelnden socialen Mißständen genügen sie nicht. Nebenbei bemerkt fand ich hier in manchen Kreisen einige Unzufriedenheit mit der Lehrerschaft, die zu anspruchsvoll auftrete. Ich hielt ihnen vor, daß die Schule das Hauptverdienst unsrer Reformation sei, durch ihr Schulwesen überragen die protestantischen Länder die katholischen deutscher wie romanischer Zunge, die Vertreter desselben seien daher zu achten. Aber die hier herrschenden Kreise gaben wenig zu. Ein Pfarrhaus, meinte man, übe schon durch das bloße Beispiel frommer Häuslichkeit einen versittlichenden Einfluß aus, und sei so viel werth wie das Schulhaus. Mancher Liberale der Gegenwart wird dies konservativ, reaktionär finden; für manche Röndörfer aber finde ich das Wort nicht unpassend.

Aber sicher ruht große Schuld auf dem mittelalterlichen Junkerthum; es ist verantwortlich für die Verkümmerung der Bevölkerung, Riehl behandelt es zu glimpflich. Noch jetzt leidet das Land an Feudalresten: so dem besondern Gerichtsstand der altadeligen Familien, deren Behörde die Kreisgerichtskommission in Eisenach ist; so dem Lehngeld bei Käufen und Erbschaften nach gewissen Procentsätzen; so dem Dienstgeld auf Häusern und der Zinsfrucht von Aeckern, die beide jährlich zu zahlen sind, die aber nicht immer im Verhältniß zum Ertrag stehen, sodaß größerer Besitz hier und da wohl weniger zinst als kleinerer.

Wie mag das nun sonst gewesen sein, als das Junkerthum noch so zu sagen souverän war. Da hatte (es ist nun hundert Jahre her) ein Herr von Boyne-

burg auf seinem Gebiete einen Kriminalfall zu erledigen, der Prozeß war langwierig, dem Grafen wurde das lästig, er schrieb kurzweg dem Amtmann, „er möge machen, daß er fertig werde, die Sache koste ihm zu viel Geld.“ Wie es mit dem Rechtsspruch beschaffen war, das war ihm gleich.

Die Boyneburg'sche Familie besteht dort noch in drei Linien; im Jahre 1848 entsagte der alte unverheirathete Herr in Lengsfeld freiwillig allen Forderungen von Frohnden und sonstigen Feudallasten; der in Weilar ließ sich an einem Strick nieder und floh, während die Bauern sein Schloß stürmten (gegen die Bauern eines Dorfes bei Dermbach mußte damals ein ganzes Bataillon ausrücken); der dritte Herr, in Gehaus ansässig und weniger sorgenfrei als der Lengsfelder Herr, hielt seine Vorrechte damals fest, erst Ende der fünfziger Jahre wurden die Lasten hier abgelöst. Es sieht aber auch in dem Dorfe lahm aus, der Verkehr ist noch nicht rege geworden, mehrere Häuser konnten die Besitzer nicht verkaufen, weil sich kein Käufer fand.

Daß das Leben in dieser Gegend für den, der höhere Genüsse, feinere Kreise gekannt hat, nicht angenehm ist, begreift sich. Und doch finden sich auch hier gesellige Verhältnisse, die anmuthend wirken; es ist ja der nordöstliche Winkel der Rön, der noch immer seine Anregungen von den drei Perlen Mitteldeutschlands, Weimar, Jena und Eisenach erhält.

Ein anmuthig gelegener Vereinigungspunkt für die Beamten und Bürger von Ort und Umgegend ist das nahe Dorf Weilar mit seinem herrlichen Wiesengrund. In diesem Kreise herrscht eine biedere natürliche Geselligkeit, die jeder Eigenart ihr Recht läßt und so am glücklichsten aller Schroffheit und allem Hader vorbeugt, der in großen Städten das Leben so oft verbittert. Hier auch zuerst — der gastlichen Aufnahme, die ich hier gefunden, gebührt diese dankende Anerkennung —, vier Jahre nach meiner Rückkehr von zwanzigjähriger Irrfahrt im Auslande, fand ich mich wieder recht heimisch deutsch.

Von schöner Naturfrische ist auch der Ausflug nach der nahen meiningenschen Enklave Ditlas, einem von wenig Häusern umgebenen alterthümlichen Schlosse in düstrer Einsamkeit, durchrauscht von der Felda und umkränzt von Waldhöhen. Da kam mir ein Gedanke, der vielleicht fruchtbringend für die Gegend werden kann. Wie, wenn sich im Sommer wohlhabende Familien in diese ursprüngliche Frische flüchten wollten, wo wirklich alles noch unverfälscht natürlich ist, während die moderne Tünche auch das liebliche Thüringen schon übersirnißt? Nicht nur das Geld wird dem Lande wohlthun, auch die Berührung mit den Fremden wird die Einheimischen anregen, die übrigens von gutmüthigem Naturell sind. Was für herrliche Ausflüge von hier aus zu machen sind, werden wir auf der weiteren Wanderung sehen.

Nur eine Lengsfelder Sage wollen wir erst noch aus Wuckes Sammlung der Sagen des Werrathales mittheilen. Der blinde Dichter Wucke, der in Salzungen ein friedliches Heim hatte, war eine der interessantesten Gestalten des deutschen Mittelgebirges; von einem Knaben geleitet, durchwanderte der blinde Mann, dessen Blick in den Zaubergarten der Dichtung und Sage geöffnet war, das Gebirge, die alten Sagen der Bewohner zu sammeln, und war überall ein willkommener Gast.

Die fliegenden Knaben in Lengsfeld.

An dem nach Ditlas sich hinziehenden Ausläufer des Berges Baier weideten an einem schönen Herbstabend auf einer Waldblöße bei der Wüstung Waldsachsen drei Knaben aus Lengsfeld ihre kleine Rinderheerde. Als die Sonne nur noch den hohen Gipfel des Baier beleuchtete, gedachten die Knaben ein Feuer anzuzünden und stachen zu diesem Zwecke den Rasen aus. Bei dieser

Gelegenheit äußerte einer der Knaben: „Ach, wenn wir doch nur ein solches Stück Eisenkuchen hätten, wie der Rasen da.“

Kaum war der Wunsch ausgesprochen, so trat ein fremder Mann zu den Knaben und sprach: „Ihr habt Eisenkuchen gewollt, da habt ihr ihn!“ und gierig griffen die Kinder zu und verzehrten die leckere Gabe mit Wohlbehagen. Als der Fremde dies sah, erbot er sich, ihnen jeden Abend solchen Eisenkuchen zu bringen, wenn sie ihm nur jedesmal den Hutplatz für den andern Tag sagten.

Die Kinder thaten das gern, und der Unbekannte erschien auch am nächsten Abend und brachte ihnen wieder Kuchen, worauf er wie Tags zuvor in dem nahen Gebüsch verschwand. Kaum hatten sie den Kuchen verzehrt, so trat eine alte Frau aus Lengsfeld, die in der Nähe dort in der Erde gekrabbelt hatte, zu ihnen und versprach sie allerlei Kunststückchen zu lehren, wenn sie ihr nur zu dem unter der „Liete“ im Thal gelegenen Brunnen folgen wollten. Sie thaten es und die Alte taufte sie mit dem Wasser des Borns, während sie eine Reihe unverständlicher Worte dazu murmelte und ihnen darauf erklärte, daß sie von nun an allerlei Ungeziefer machen könnten.

Lachend kehrten die Kleinen zu ihrer Heerde zurück und trieben sie nach Hause. Am andern Morgen, als sich die Knaben auf dem Schulwege begegneten, sagte der eine: „Hört, ich fühle mich so federleicht, daß ich meine, ich müßte fliegen können als wie ein Vogel!“ — „Ich auch, ich auch!“ riefen die beiden andern und alsbald hoben alle drei die Arme empor und flogen auf der kleinen runden Mauer, die ehedem den Marktplatz von Lengsfeld umzog, hin und her. Auch in der Schule bewährten sie noch vor Ankunft des Lehrers ihre Kunst und machten auf Ersuchen ihrer Kameraden die ganze Schulstube voll Mäuse. Und als der Kantor, der bereits von dem Fliegen unterrichtet worden war, eintrat und die Knaben

aufforderte, das Kunststück noch einmal zu wiederholen, flatterten sie auf und schwebten auf und nieder von einer Tafel zur andern.

Der erschrockene Kantor holt sofort den Oberpfarrer herbei, der sich denn auch von dem Vorgefallenen mit eigenen Augen überzeugt und die Knaben zur Rede setzt. Diese beichten arglos und offen den ganzen Hergang und theilen dem geistlichen Herru auch noch mit, daß sie am vorigen Abend sich zu dritt auf den in ihres Nachbars Scheune stehenden Schimmel gesetzt hätten; das Pferd hätte sich alsbald losgerissen und wäre gegen ihren Willen mit ihnen auf und davon getrabt und hätte sie zuletzt an einen Ort gebracht, wo es ihnen gar gut gefallen; und nachdem sie mit dem Schimmel wieder nach Hause gekommen wären, hätten sie sich so leicht gefühlt.

Der Geistliche, welcher Satans Hand vermuthete, frug die Knaben weiter, ob sie auch Ungeziefer machen könnten. Sie bejahten es und im Nu wimmelte das Kleid des Oberpfarrers von Läusen. Voll Entsetzen eilte der Herr zum Richter und meldete den Vorfall.

Mittlerweile waren die Knaben nach Hause gekommen, um den Ihrigen das Wunder, von dem dieselben bereits gehört hatten, zu bestätigen. Als aber Georg Friedrich, des Scharfrichters Michel Webers Sohn, diesem die Sache mittheilte, entsetzte sich derselbe so sehr, daß er sein Richtschwert ergriff und dem Teufelsbündner den Kopf abschlug. Darauf grub er seinem Kinde ein tiefes Grab in dem Stalle und bedeckte es mit schweren Steinen.

Die beiden andern Knaben, als sie solches vernahmen, flogen auf und davon und Niemand hat je wieder von ihnen gehört. — Jener Brunnen aber unter der „Liete“ heißt bis auf den heutigen Tag der Hexenbrunnen.

7. Der Baier und der Oechsen.

Steigen lernt man in diesem Lande, wenn man es noch nicht kann, ganz wie in der Schweiz. Und wie man dort die Reise um den Montblanc macht, so umwandert man hier den Baier. Der Baiersberg, die Krone der Landschaft, ist der höchste und schönste in den Feldagrund vorgeschobene Basaltkegel der Vorder-Rhön, eben so reich geschmückt mit Laubwaldung als Sagen. Die eine läßt in seinem Innern noch unheimliches Feuer fortglühen und bringt mit diesem das dumpfe Rollen in Verbindung, das bis heute im Innern gehört werden soll. Andere sagen, der ganze Berg sei hohl und mit Wasser ausgefüllt. Eine einsame Meierei, der Baierhof, liegt auf der Höhe am Fuße des eigentlichen Kegels. Von den Höhen westwärts aus gesehen ist sein Anblick imposant, auf lang ausgedehnter breiter Unterlage erhebt sich die gewaltige Masse mit Ehrfurcht erzwingender Würde.

Steilauf geht der Weg von Lengsfeld aus durch hohen Wald, wovon ein Theil parkähnlich gepflegt ist, durch Dorf Gehaus mit Aussicht rechts auf die Klosterruine Mariengart nach dem Dorfe Oechsen, dessen Bewohner sich glücklich vor den anderen Rhönern durch ihren Wohlstand auszeichnen (der Oechsener Wald ist Eigenthum der Gemeinde); auf dem Gemäuer, das die alte Kirchlinde umschließt — eine Eigenheit der Gegend bis nach Franken hinunter — ruhen wir ein wenig aus, ehe wir die folgende Höhe ersteigen, von der aus eine herrliche Aussicht auf Rhön und Thüringer Wald die Mühe lohnt. Dann lacht uns das Thal wieder zu mit den Dörfern Ober- und Unteralba, wo es aber keine Kaltwasserheilanstalt giebt, wie Spieß sagt; bald darauf kommen wir in Dermbach an, wo ein guter Gasthof mit freundlichem Garten alle wünschenswerthen Erfrischungen bietet. Der Marktflecken, Sitz der obersten Behörden des weimarischen Oberlandes, denen das 1818

aufgehobene Franziskanerkloster eingeräumt ist, hat ein wohlhäbiges Aussehen, das durch den Jesuitenstyl der katholischen Kirche erhöht wird. Von der kleinen Industrie, die allein in der Rön gedeiht, sehen wir hier einen Zweig in der Korkschneidefabrik, die auch in den Dörfern umher, wie in Alba, Arbeiter beschäftigt. Von dem nahen Alten Schlosse geht eine Sage, die sich durch ihre Seltsamkeit auszeichnet.

Alle sieben Jahre läßt sich auf dem sogenannten Alten Schlosse bei Dermbach das verwünschte Fräulein sehen. Sie ist gar bildschön von Antlitz und Gestalt, hat goldblonde Locken, trägt ein schneeweißes Gewand und einen glitzernden Schlüsselbund am goldenen Gürtel.

Eines Morgens wollte eine arme junge Frau von Dermbach, nachdem sie ihr Kind gestillt und eingeschläfert hatte, in den Wald, um „zu brennen" zu holen, und nahm ihren Weg über das Alte Schloß. Als sie dieses erreicht, erschrak sie gewaltig, denn vor ihr stand die weiße Jungfer. Diese aber blickte sie mit ihren großen blauen Augen so freundlich an, daß die Frau sich ein Herz faßte und sie nach ihrem Begehr fragte. Darauf winkte ihr die Jungfer gar holdselig zu und führte sie mit Hilfe eines der Schlüssel durch eine früher nie gesehene schwere Thüre in ein großes Gewölbe. Hier schloß die Jungfrau eine Menge Truhen vor den Augen der Frau auf, und als diese vor Erstaunen über den Reichthum die Hände zusammenschlug, lächelte das Fräulein und sprach: „Siehe, all' das Gold, Silber und Edelgestein gehört demjenigen, der mich erlöst. Willst du nun, daß dies Alles dein werde, so eile hinunter in dein Haus und hole dein unschuldiges Kindlein auf das Schloß, bringe auch ein weißes Tüchlein mit, dieses breite draußen aus und setze dein Kindlein darauf; ich werde dann dasselbe dreimal küssen, ohne ihm auch das geringste Leid anzuthun: dann bin ich erlöst und du bist die reichste Frau im Umkreis. Doch muß ich dir noch bemerken, daß ich dann nicht in meiner jetzigen Gestalt

erscheine. Du brauchst jedoch nicht zu erschrecken, denn dir und deinem Kindlein wird und kann, wie ich dir schon gesagt, kein Leid geschehen."

Bei dieser Rede seufzte die Frau tief auf; doch die unermeßlichen Reichthümer, die sie hier vor Augen hatte, benahmen ihr jedes Bedenken. Sie eilte schnell nach Hause, holte ihr Kind und das weiße Tüchlein und that dann oben auf dem Schloßberg wie ihr geheißen. Kaum hatte sie ihr Kind auf das Tuch gesetzt und sich einige Schritte davon zurückgezogen, als auch schon eine Menge Ungeziefer um das Tuch herumzukriechen begann, ohne jedoch das Kind zu belästigen. Doch klopfte schon der Frau das Herz in banger Erwartung und Angst; als nun aber gar noch eine mächtige wohl an zwanzig Fuß lange Schlange mit dem Gesichte der Jungfrau herangekrochen kam und sich dem Kinde näherte, — da entsetzte sich die Mutter und die Angst preßte ihr Herz zusammen; mit einem lauten Schrei kam sie der Schlange zuvor, raffte Kind und Tüchlein auf und stürzte, während die Schlange ihr nachseufzte, den Berg hinunter ihrem Hause zu.

Auch die alte Gänsehirtin und noch Viele andere sahen die weiße Frau, wie sie dreimal um eine Buche herumwandelte und sehnsüchtig nach ihnen hinwinkte. Sie wollte erlöst sein. Das aber verstanden die Weibsleute nicht und machten jedesmal, daß sie davon kamen. Im Gehen aber hörten sie, daß die weiße Jungfrau noch dreimal gar arg seufzte.

Von Dermbach aus umgeht man nun den Baier südlich, indem man rechts sich das Horn erheben sieht, sogenannt wegen seiner zwei Spitzen, 593 m. hoch. Dabei fällt mir auf, daß der eine halbe Stunde lange Rücken des Berges „der lange Rain" heißt. Sollte die sogen. „Lange (oder Hohe) Rön" wirklich dieselbe Bedeutung haben, und wäre vielleicht das Fehlen des Umlauts nur ein Schreibfehler? oder läge nur mundartliche Verschiedenheit zu Grunde?

Bald steigen mancherlei Höhen vor uns auf und beleben die Landschaft; dann kommen wir zurück in's Thal der Felda nach Weilar, wo uns jenseits des Flüßchens die Stoffelskuppe winkt. An ihrem Fuße liegt malerisch das Dorf Urnshausen, das mit seinem Kirchthurme und seiner Landschaft an manche Ortschaften Savoyens und der Schweiz erinnert. Weiter hinauf in ursprünglicher Waldeinsamkeit liegt der dunkelgrüne tiefe Schönsee; zahlreiche Sagen erzählt Wuckes Sammlung von Kuppe und See. Auf der Rückkehr nach Lengsfeld genießt man den erwähnten herrlichen Anblick des Baier.

Ja, er ist die Krone des Landes, erhaben in der Ferne, schön in nächster Nähe; was Wunder, daß ihn das Volk mit Sagen geschmückt hat, wie keinen andern der Rön!

Da ist der Feuerriese, der auf der Hochebene irre führt; dann die prächtige Blume, an deren Wurzel man, wenn man sie ausrupft, einen Schlüssel hängen sieht, womit man den Zugang zu den größten Schätzen findet; der Otternkönig, der, bevor er in einer Quelle badet, sein prächtiges Krönlein ablegt; die gespenstischen schwarzen Hunde; die vier Schimmel ohne Reiter, die in den Berg hineintraben, während eine große Zahl Raben aus dem Berge herausfliegen (ohne Zweifel Erinnerungen an Wodan). Eine Sage läßt in seinem Innern noch unheimliches Feuer fortglühen und bringt mit diesem das dumpfe Rollen, welches bis heute noch gehört werden soll, in Verbindung. Andere sagen, der ganze Berg sei hohl und mit Wasser ausgefüllt.

Eine ganz eigenthümliche wunderbare Sage ist die von der nächtlichen Holzabzählung am Baier, die dem Dichter Wucke von einer alten Bäuerin also erzählt wurde: „Es war vor zwei Jahren gerade um die jetzige Zeit, wo der Waldmeister blüht, als ich mit meinem Manne nach dem Baier hinaufging, um Einbeerblätter, die so gut für die schwarzen Blattern sind, einzusammeln, und um uns nebenbei auch einmal nach der tausend-

farbigen Glücksblume, die einzig und allein dort droben blühen soll, umzusehen. Aber der Baier ist gar hoch und das Umherklettern macht müde Beine, daher setzten wir uns ein wenig nieder und sprachen von dem und jenem. Da erzählte mir denn auch mein Mann, daß er von dem verstorbenen Kreiser und einigen alten Holzhauern mehrmals die seltsame Geschichte von der nächtlichen Holzabzählung am Baier, welche sich alle sieben Jahre wiederholen soll, gehört habe. Ich kenne sie noch genau.

Es war auch einmal ein Schlag oben, als gerade die sieben Jahre herum waren, und da von dem Holze gestohlen wurde, so hatte der Förster den Kreiser und einige Holzhauer des Nachts als Wache hinaufgestellt. Als nun unten die Glocke elf schlug, da gewahrten die Männer rings um den Berg, soweit sie nur sehen konnten, überall zwischen den Bäumen eine Menge Holz- und Reisigstöße, die auf einmal wie Pilze aus der Erde geschossen waren, und der ganze Berg wimmelte alsbald auch von unheimlichen schwarzen Gestalten, lauter Hexenzeug und Teufelspack, das sich leise einander die Worte zuflüsterte: „Das ist mein Holz!" — „das ist mein Reisig!" — Der Kreiser und die Holzhauer schwitzten eine volle Stunde lang zwischen dem Spuk, denn es wagte vor Angst Keiner, nur einen Fuß fortzusetzen. Endlich schlug die Glocke drunten im Thal zwölf, und alles war auf einmal verschwunden, das Holz, das Reisig, samt den schwarzen Gestalten.

Kaum aber hatte damals mein Mann das letzte Wort der Geschichte über die Zunge, so setzte sich auch schon ein großer, beinklapperdürrer Hase — und ein Hase ist doch sonst ein furchtsames Thier — uns beiden gerade gegenüber, machte ein Männchen und sah uns ganz dreist in die Augen, gleich darauf saß ein zweiter neben dem ersten und überall knitterte und knatterte es in den Gebüschen. Da überfiel mich eine solche Angst, daß ich mein eigenes Herz klopfen hörte. Ich raffte

hurtig mein „Kräutig“ zusammen, faßte meinen Mann am Arme und nun ging's Hals über Kopf den Berg hinunter. Mich bringen keine zehn Pferde wieder hinauf.“

Aus Thüringen über die Werra hinüber hat sich auf den Baier auch die Sage verschlagen, daß vor Zeiten Welsche in das Land gekommen seien, meist Venediger, die nach den unterirdischen Schätzen gesucht und sich damit bereichert hätten. Da rieselt denn über dem Baiershof im Schatten üppigen Baumwuchses zwischen den wild durcheinander liegenden Basaltblöcken ein Quell, der der Goldborn genannt wird und ebenfalls viel von den Venedigern besucht wurde, die jedoch, als sie die Neugierde der umliegenden Orte erregt hatten, wieder ausblieben.

Es ist sonderbar, wie gerade die Bewohner dieses ärmsten Gebirgslandes von unermessenen Schätzen träumen, die im Schoße desselben verborgen lägen; überall vermuthet man Gold- und Silbergruben, hat auch danach gegraben und nichts gefunden. Von dem Goldborn am Baier glaubt das Volk, daß ihn der letzte der Welschen durch Quecksilber so vergiftet habe, daß seine Goldader nicht mehr fließe.

Mehr mit dem Lande zusammen hängt die Erzählung alter Leute, daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts die Frau des Generals Georg Philipp von Boyneburg vom Rittersitze Gehaus, der unten im Thale liegt, sich in einem Sessel zum Goldborn hinauftragen ließ und aus dem herausgegrabenen und gereinigten Schlamme soviel Goldkörner erhielt, daß sie sich schöne große Ohrgehänge verfertigen lassen konnte.

Nur auf die Fortdauer des sagenbildenden Geistes auch in der neuen und neuesten Zeit will ich noch hinweisen. Die Lengsfelder Amtsakten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts berichten folgende Thatsachen.

Als einst ein Stadt-Lengsfelder Mann in der Abenddämmerung von Oberalba über den Baier heimwärts ging, sah er in der Nähe des Hofes Fischbach ohnweit des Wegs ein Feuer brennen. In der Absicht seine

Pfeife anzuzünden, ging er drauf zu. Auch vernahm er Kinderstimmen, sah aber weder Kinder, noch verstand er, was sie riefen. Da that er selbst einen Ruf, und mit Blitzesschnelle war das Feuer vor seinen Augen verschwunden, und alles war still. Nun war es ihm, als hörte er deutlich neben sich sagen: „Hier ist der Ort, wo Gold und Silber liegt," doch sah er niemand und es schauderte ihn.

Ein anderer suchte einstmals am Baier Einbeeren gegen die schwarzen Blattern. Da fand er einen Stein, der wie Silber glänzte. Ein dritter entdeckte ein Loch, darinnen waren Steine wie Tuffsteine tief unter der Erde und voller Glanz. Er deckte das Loch zu, weil täglich das Vieh darüber hinging, hat es aber später selbst nicht wieder finden können. Von hoher Obrigkeit deshalb vernommen, leugneten diese zwei zwar zitternd und mit blassem Angesicht, daß sie Gold gefunden hätten, die herbeigezogenen Zeugen aber versicherten, daß der eine einen Laborirofen und ein Buch über die Scheidekunst der Erze besitze und auch schon ein Stück Gold so groß wie ein Hühnerei habe.

Es fällt dies mit der Zeit zusammen, wo der Kurfürst von Sachsen den Porzellan-Erfinder Böttiger einsperren ließ, damit er ihm Gold mache. —

Auch die Räuberromantik, die sich nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland entwickelt hat, auf welche sich Schillers Drama aufbaute, die durch Jung Stillings Jugendblätter weht und die zuletzt noch Vulpius in seinem Roman „Rinaldini" verherrlichte, hat um den Baier im Bunde mit der Sage ihr Wesen getrieben.

Vor wohl mehr als hundert Jahren hauste in den Vorbergen der Rön, hauptsächlich am Baier, ein gefürchteter Räuber mit Namen Paulus, vor dem die Leute eine solche Angst hatten, daß sie nicht einmal seinen Namen gern auszusprechen wagten, weil er überall auch erschien, wo er genannt wurde, denn er hatte mit dem Unreinen einen Pakt geschlossen und große Macht dadurch

erlangt. Er konnte die Leute festmachen, die er mit seiner Bande berauben wollte, und ließ er sich einmal fangen und einstecken, so war sicher darauf zu rechnen, daß Paulus am andern Morgen wieder auf und davon war, denn für ihn fand sich keine Mauer zu dick noch zu hoch und kein Schloß und Riegel zu fest. Hatte er aber keine Lust sich den Häschern zu überliefern, dann machte er sich unsichtbar oder verwandelte sich in einen Hund oder auch in einen schwarzen Hahn, krähte von dem ersten besten Dache auf die Häscher herab oder machte sie fest und lachte sie aus.

So waren einmal einige seiner Bande bei einem Bauer in Mittelsdorf eingestiegen, um diesem, von dem sie nicht wußten, daß er auch mehr konnte als Brot essen, den großen Kessel aus der Küche zu stehlen. Der Bauer aber hatte Unrath gemerkt, schlich sich in die Küche, bannte die Räuber fest, als sie eben den Kessel ausheben wollten, und rief dann die Häscher aus Kaltennordheim herbei. Doch ehe diese noch das Gesindel schließen konnten, stand auch schon Paulus mitten unter ihnen. Der aber vermochte mehr als der Bauer, löste dessen Bann, machte ihn samt den Häschern nun selbst fest und verschwand mit seinen Gesellen und dem Kessel.

Ein andermal verkaufte ein reicher Bauer aus Glattbach ein Paar fette Ochsen an einen Metzger. Als er nun sein Geld Abends bei Licht nochmals nachzählen wollte und sein Kind nach den blanken Laubthalern griff, um damit zu spielen, drohte er ihm, das ganze Geld dem Paulus zu geben. Das Kind aber hatte keine Ruhe. Da strich der Bauer ärgerlich das Geld in den Beutel, schob das Fenster auf und hielt ihn mit den Worten hinaus: „Da, Paulus, hast du das Geld!“ — Und der ließ sich so etwas nicht zweimal heißen, griff zu und verschwand.

Nur vor zwei Leuten in der dortigen Gegend hatte Paulus, wie er selbst sagte, Respekt; der eine war der Hexenmeister Joseph, ein Schlosser in Wiesenthal, der andere

der alte Papiermüller bei Weilar, denn wenn der Räuber diesen letzteren des Nachts mit seiner Bande heimsuchen wollte, fand er die Mühle entweder rundum mit Wasser umgeben oder an Ketten hoch in der Luft schweben.

Paulus trieb sein Wesen lange Zeit fort, bis er endlich von den Gerichten mit Hilfe des erwähnten Schlossers Joseph in einem seiner Schlupfwinkel, einer Höhle im Eibengarten über dem Dorfe Glattbach, dem „Paulusloche," festgenommen wurde.

Joseph hatte zu diesem Zwecke für den Räuber ein besonderes Schloß gemacht, welches dieser trotz seiner Zauberkraft nicht wie die andern aufzublasen vermochte. Paulus wurde verurtheilt, auf dem Neuberge an den Galgen geknüpft zu werden; da aber das Gericht immer noch fürchtete, daß er auf dem Wege dorthin dennoch entspringen möchte, so ließ es einen besonderen Kasten zum Transport des Räubers machen, aus welchem Kopf, Hände und Füße so herausragten, daß sie von außen nochmals geschlossen werden konnten. (Derselbe ist heute noch in Kaltennordheim unter dem Namen Pauluskasten vorhanden.) Als dann Paulus endlich auf die Leiter gebracht war, bat er um die Gnade, Gottes Erdboden noch einmal betreten zu dürfen. Dies wurde ihm aber verweigert, und nun gestand er, daß er die Bitte darum gestellt habe, um dem Verfertiger jenes Schlosses noch einen „Tucks" anthun zu können. Der Hexenmeister Joseph, der so etwas vermuthete, soll sich deshalb aber auch den ganzen Tag in seinem Keller aufgehalten haben, weil er sich unter der Erde vor der Zauberei des Räubers sicher wußte.

Dem Baier nördlich gegenüber liegt der Oechsen, durch einen Sattel mit dem Dietrichsberge verbunden (Berg, Dorf und Fluß, die Oechse, führen denselben Namen). Auf dem Baier ist die Aussicht verhindert, hier genießt man eine Rundsicht von herrlicher Mannigfaltigkeit, schon deshalb verdient der Oechsen die Mühe der Besteigung, wenn auch sein Anblick selbst nicht so impo=

sant ist wie der des Baier. Wir steigen wieder die waldige Höhe von Lengsfeld nach Gehaus hinauf und wenden uns dann rechts durch den weiten Wald. Mitten in der Wildniß blickt uns das deutsche Reichselend des 17. Jahrhunderts an; da stehen zwei Grenzsteine, auf der einen Seite, nach Lengsfeld zu, lesen wir: Boyneburg 1618, auf der andern: Völkershausen 1618. Ein Junkername und ein Dorfname bezeichneten die Marken zweier deutscher „Länder," und das im Jahre 1618, dem ersten des dreißigjährigen Krieges! Und es sollte noch schlimmer kommen. Denkt man an diese Tage, so segnet man den siebentägigen Krieg von 1866, dessen Gewitterwolken auch über die Gegend südlich von Dermbach gegangen waren und der die Bande der Einheit fester geschnürt hat.

Sobald wir aus dem Dickicht heraustreten, haben wir die Rön hinter uns und eine sich nach und nach senkende Landschaft lacht uns entgegen, vor uns aber, an dem reich bewaldeten Oechsen, erhebt sich das Dorf Völkershausen, das auch seinen Kampf mit dem Abt von Fulda zu bestehen gehabt hat, der 1628—32 eine Kommission zur Gegenreformation geschickt hatte. Es kam mir behäbig vor; hat es doch auch drei Schlösser gehabt, von dem alten Feudalbau sieht man noch Wall und Graben. Unfern der Synagoge liegt der Kirchhof, auffallend ist da, daß die Kindergräber abgesondert liegen. Soll es poetisch sein? Es scheint eher hart, sie von den Eltern zu trennen.

Ein schöner bequemer breiter Weg führt uns durch die Waldung auf die Spitze des Berges, von der gewaltige Basaltbrocken den Abhang hinunter gerollt sind; es ist wie ein großartiger Park, dann schlingt sich der fahrbare Weg um die Kuppe herum, bis die Aussicht sich dehnt und wir endlich das Plateau erreicht haben, auf welchem eine gemauerte Terrasse dem Auge volle Freiheit verschafft. Nördlich sieht man über Vacha weg nach Hessen hinein. Philippsthal liegt deutlich vor uns; östlich tritt der Thüringer Wald auf, westlich das

Vogelsgebirge; nach Süden zu aber überblickt man die gesamte Rön bis hinab zu der „Langen Rön," die sich wie eine breite Mauer vorschiebt und den Blick vor der fränkischen Hochebene abschließt. Ein entzückendes Bild! Nur in dem Velay, einem Seitenzweige der Auvergne, habe ich eine ähnliche Landschaft, so reich an Kuppen, an grünen Thälern und Wiesengründen überblickt wie hier.

Auch hier auf der Doppelkuppe des Dietrichsberges und des Oechsen hat die Sage ein reichbebautes Feld gefunden.

Auf dem erstern hat die Geschichte von Ritter Blaubart mit einer Schlußänderung gespielt, denn Burgen sollen auf allen Kuppen ringsum gestanden haben, übrigens wiederholen sich dieselben Sagen hier wie da, so z. B. haben auch im Oechsenberge Venediger Bergleute nach den mächtigen Goldstangen, die drin lagern sollen, gesucht, vor den gewaltigen innern Gewässern aber, die die Geister des Berges gegen sie losgelassen, die Flucht ergriffen.

Unweit der Kuppe des Oechsenberges in der Nähe des Hofes Poppenberg wird eine Stelle an dem sich von Völkershausen hinaufwindenden Fahrwege „der Keller" benannt. Sie ist durch mächtige Trümmer sechs- bis achtkantiger Basaltsäulen bezeichnet, die sich von der rauhen Felswand losgerissen haben. Hier soll einst das alte Schloß gestanden haben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts öffnete einst der Schloßschäfer von Völkershausen mit Hilfe einer goldgelben Blume, die er oben gepflückt, den Eingang zu den Schätzen, brachte aber in seiner Verwirrung, verfolgt von dem schwarzen Zauberhund, nur wenig in den Schuhen mit heim. Neben den Schätzen standen festverspundete Fässer, in denselben soll der köstliche Wein enthalten sein, der am Ende der Welt den aus den Gräbern Auferstandenen beim großen Abendmahl gereicht werden soll.

Ein anderer Schäfer sah die vielen Flämmchen und Irrlichter in den Oechsenberg verschwinden und erfuhr

von einem alten Mann, daß dies noch die Geister der erschlagenen Ritter und Knappen der zerstörten Burg seien, die jedesmal am Allerseelen- und Allerheiligentage ihren Jahrestag bei den von ihnen vergrabenen Schätzen feierten und daß zu dieser Zeit auch die alten Gewölbe droben aufgingen, aus denen ein muthiger Kerl, der sich um den Kukuk und sein Gelichter nicht kümmere, sich auf Lebzeiten geuug holen könnte. Das unternahm denn auch der Schäfer trotz Eulengeschrei, Waldschauer, Spukgestalten und unheimlichem Gelächter, brachte aber auch nicht mehr heim als der Vorige.

Die wilde Jagd, die den Leuten, die ihr Heulen und Bellen nachäffen, das Hintertheil eines Pferdes herunterwirft; ein Herr mit verschimmeltem Gesicht und altväterischen Kleidern; der schwarze Geisbock mit nur drei Beinen; zwei rothe Männer, die im Keller verschwinden; drei Kutschen, jede mit vier Rappen ohne Köpfe bespannt, hinter der ein kleines altes graues Männchen auf Krücken einherhinkt; drei blitzblaue große Hunde mit kurzen Schwänzen und blauen Ringeln um den Hals; das sind die Erscheinungen, mit denen sich die Phantasie der Anwohner des Berges noch trägt, soweit die Aufklärung den alten Aberglauben noch nicht zerstört hat.

Nur zwei der Sagen schienen mir werth hervorgehoben zu werden, die erste wegen ihrer Verwandtschafr mit der weißen Jungfrau von Dermbach, auch hier harrt der Spuk auf seine Erlösung durch ein unschuldiges Kind und findet sie; die zweite wegen ihres sittlichen Gehaltes.

Die weiße Jungfer am Oechsenberge.

Die weiße Jungfer, die oft an der alten dicken Linde am Ebenweg im Walde ruhte, ehe sie wieder nach der Stelle des ehemaligen Schlosses zurückging, kam lange Zeit regelmäßig abends nach dem Hofe Poppenberg und setzte sich dort in der Pachterswohnung auf den Ofen-

stein. Die Leute hatten sich nach und nach an sie gewöhnt und ließen sie ruhig gehen. Da wurde die Pächterin schwanger, und als sie niederkam, verlor die weiße Frau ihr stilles Wesen und zeigte sich überall gar rührig, trug das Kleine, wenn es weinte, und schläferte es ein.

Am neunten Tage beugte sie sich über das Bett und bat die Frau um die Erlaubniß, das Kind dreimal küssen zu dürfen, sie würde dadurch erlöst, die Pächterin aber und das Kind glücklich werden. Die Mutter gab ihr die Erlaubniß, und als darauf die weiße Jungfer das Kind dreimal geküßt hatte, sagte sie noch der Frau, sie möchte ihr mit dem Kleinen nach dem Keller folgen. Dort aber sprach sie, sie wolle ihr jetzt noch einen reichen Schatz überliefern, da möge sie ihr aber vorher versprechen, das Getreide stets ordentlich zu messen und nicht zu streichen und auch sonst gegen die Armen wohlthätig zu sein.

Hierauf verschwand die weiße Frau auf immer, an der Stelle aber, wo sie gestanden, stieg ein reicher Geldschatz in einem Kessel aus dem Boden. — Die Leute waren nun reich und glücklich, als sie aber ihr Gelübde vergaßen, kamen sie zurück.

Ein Schäfer von Völkershausen wußte den Schluß der Sage also: Als die weiße Frau das Kind dreimal geküßt, sagte sie der Mutter: „Noch bin ich nicht erlöst, komme aber mit deinem Kinde nach Jahresfrist in den Keller; dort werde ich dir als eine häßliche Schlange wieder erscheinen, fürchte dich aber nicht und vertraue mir ganz. Lasse das Kind mit seinen Händchen mich dreimal auf den Kopf schlagen, und wir sind alle glücklich.“

Die Frau gelobte es und ging ein Jahr darauf mit dem Kinde auf dem Arme auch richtig in den Keller. Hier sah sie die Schlange und da sie fest auf das Wort der weißen Frau baute, so erfüllte sie, wenn auch mit innerem Grauen, deren Wunsch. Nach dem dritten Schlage ringelte sich die Schlange einigemal krampfhaft

zusammen, und plötzlich sah die Pächterin anstatt des häßlichen Gewürms die weiße Frau wieder vor ihr stehen, die, nachdem sie ihr liebevoll gedankt, alsbald wieder verschwand. Da aber, wo sie gestanden, erhob sich ein mächtiger Geldkessel aus dem Boden.

Von der gesühnten und ungesühnten Schuld.

In Völkershausen lebte vor Zeiten ein Amtmann, der hatte sein Dienstmädchen lieber als es recht war. Als sie nun niedergekommen, tödtete sie ihr Kind und vergrub es unter einer Steinplatte in den sogenannten Milchkeller. Die Hebamme hatte aber Wind davon und zeigte die Sache an. Die Kindesmörderin wurde eingezogen und gestand ihr Verbrechen.

Um dieselbe Zeit hatte ein Dorndorfer Junge den Hirten von Martinrode im Jähzorn erschlagen, er hatte bei ihm gedient und jener ihn arg gemißhandelt; auch dieser wurde eingezogen und dann wie die erste zum Tode verurtheilt und zwar so, daß beide auf dem sogenannten Richtplatze bei Völkershausen durch das Schwert gleichzeitig enthauptet werden sollten.

Der Hirtenjunge hatte seine That bereut und hoffte auf einen gnädigen Richter im Jenseits; die Köchin jedoch war fröhlich und guter Dinge, klapperte während des Galgenmahles muthwillig mit ihren gestickten Pantoffeln und foppte sogar noch den Hirtenjungen, der nichts genießen wollte. Der Amtmann hatte ihr ja heilig und theuer versprochen, daß es mit ihr nicht zur Hinrichtung kommen sollte, er würde sie vorher retten.

Es kam aber anders. Sie wurden beide hingerichtet, und der Amtmann sah vom Dietrichsberg aus durch ein Fernrohr den Kopf seiner Buhlerin fallen.

Abends umflatterte lange eine weiße Taube die elterliche Wohnung des Hirtenjungen von Dorndorf; das

Dienstmädchen aber und der Amtmann haben bis heutigen Tages keine Ruhe. Im Milchkeller hört man dann und wann das Wimmern eines kleinen Kindes und am Dietrichsberg steht Nachts eine schwarze Gestalt, zielt mit dem Fernrohr nach dem Richtplatz und seufzt gar arg.

Wir haben die Hauptpunkte der Vorder-Rön besucht; Spieß sagt das Uebrige. Wandern wir nun hinauf zur Hohen Rön.

---

8) Geisa, Tann, Milseburg.

Gewaltige Bergmassen haben uns von der Höhe des Oechsenbergs aus nach Süden gelockt, die Romantik der Vorder-Rön scheint dort zu erstarren; dort allerdings ist jene unwegsame Wildniß, in welcher der Priester Sturmi tagelang irrte, ohne einen Menschen anzutreffen, dort nach Westen hin ist auch die laubreiche Buchonia; dorthin nach dem urgermanischen Gebirgsstock, wollen wir ziehen.

Wir kommen über schon bekannte Dörfer durch das katholische Bremen (ist der Name keltisch oder deutsch?) nach dem Städtchen Geisa. Das hat nun eigentlich nichts Rönartiges; infolge Brandes neu erbaut und gut gepflastert, streckt es sich breitstraßig mit seinen modernen Häusern den Hügel hinauf, auf dessen Höhe ein grüner Rasenplatz mit herrlicher Aussicht in das Ulsterthal zum Spaziergang oder auch zur Betfahrt einladet, denn eine hübsche Baumallee führt zu der Bildsäule des h. Petrus, die zum fünfzigjährigem Jubiläum des Papstes Pius IX. errichtet worden ist. Die katholischr Bevölkerung ist hier in der Mehrheit und der Verkehr zwischen ihr und den Protestanten schien infolge der kirchlichen Wirren etwas getrübt, daneben besteht auch eine beträchtliche israelitische Gemeinde; so ist die Gesellschaft hier bunt genug bei aller kleinstädtischen Eintönigkeit. Auch in

baulicher Beziehung bietet die Stadt bunten Wechsel; mit den modernen Häusern kontrastirt schön die altgothische Kirche und oben auf der Höhe unter alten Bäumen auf dem „Malplatz“ stehen noch die Steine des ehemaligen Centgerichts, wo nach germanischer Sitte unter Gottes freiem Himmel beim Rauschen deutscher Eichen Recht gesprochen wurde.

Das dürfen wir aber nicht vergessen, daß in Geisa der berühmteste Mann der katholischen Rhön geboren ist (1601), der Polyhistor Kircher, der just im Jahre 1618 in den Jesuitenorden trat, sich aber wenig oder nicht mit dem eigentlichen Jesuitismus befaßte, dafür aber alle möglichen Wissenschaften mit erstaunenswerthem Eifer studirte, er starb 1680. Ob er in Rom, wo er die größte Zeit seines Lebens verbrachte, manchmal an seine arme Rhön gedacht hat?

Freundlich ist die Straße, die von Geisa im Ulstergrunde nach Tann führt, rechts und links erheben sich hohe Berge, besteigenswerth um der schönen Aussicht oder der pittoresken Ruinen willen, die sie krönen, darunter besonders der Rockenstuhl. Aber die ganze Tour ist nur für Kutschirende, der Bergwanderer wird lieber von Lengsfeld aus den Weg über die einsamen Höhen links von der Straße gehen. Von Dorf Oechsen aus steigt man dann über grüne bewässerte Wiesen weg nach den Lendershöfen, zwei einzeln stehenden Bauergütern, von denen folgende Sage geht:

„Auf dem „Lengers“ (dem Hof Lenders) oberhalb Oechsen auf der Hochebene war einstmals eine arme Magd an einem Kreuzwege mit Mistbreiten beschäftigt. Da zog das wilde Heer, das jedesmal aus 42 Köpfen besteht, an ihr vorüber nach der Sachsenburg. Als die Magd sah, daß die letzte im Zuge ihre Gedärme nachschleifte, überkam sie ein Erbarmen, nahm ihren Misthaken und warf ihn, ohne sich lange zu besinnen, über das Gespenst weg. Da rief ihr dieses zu: „Das wird dir Gott lohnen, halte aber reinen Mund!“ Als darauf

die Magd den letzten Düngerhaufen ausbreitete, da fand sie eine große Summe Geldes.“

„Sieben Jahre später, die Magd war längst verheirathet, war sie gerade mit Brotsäuern beschäftigt und stand mit dem warmen Wasser in der Küchenthür, da kam das wütheninge Heer wieder nach Lenders und zog durch ihr Haus, in welchem gerade drei aufeinander stoßende Thüren offen standen. Als die letzte des Zugs an ihr vorüberhuschte, tauchte sie den Finger in das Säuerwasser, flüsterte: „Halte reinen Mund!“ und zog dann den übrigen nach. Unbesorgt benutzte die Frau das Wasser zum Säuern und hatte das Glück, daß das Brod, soviel sie auch Laibe aus dem Keller holte, nie alle werden wollte. Das aber fiel den andern im Hause auf, die Frau mußte beichten, und nun wollte niemand mehr von dem Brote essen. Zu gleicher Zeit war es aber auch mit dem Brotsegen im Keller aus.“

Weiter hinein in die Rön reicht Wuckes Sagenkreis nicht, und das ist Schade; sollte wirklich das Hauptgebirge arm daran sein? Jäger berichtet nur von einzelnen Zügen Aberglaubens, die Bewohner sind ja auch nicht uransässig hier wie die Hermunduren in Thüringen, sondern (zum Theil gezwungen) Eingewanderte, die nur die Sagen ihrer fernen Heimath mitbrachten und vielleicht vergaßen.

Kurz nach Lenders kommt man an einem einsamen Bauernhof Hochrain genannt, vorbei, wo man noch Spuren von Kohlengrabung sieht, die der Unergiebigkeit wegen aufgegeben wurden. Das Wort Rain begegnet uns hier wieder auf der Höhe; wie gern möchte man die Rön selbst so erklären, wäre das letztere Wort nicht Femininum; die Aussprache oe statt ai könnte doch zuletzt eine mundartliche Abweichung sein, und was den ursprünglich fehlenden Umlaut betrifft, so reimte Fischart noch im 16. Jahrhundert Uebel ohne geschriebenen Umlaut mit Zwiebel. Die lateinische Schrift, deren man

sich bediente, ermangelte eben des Zeichens für den Umlaut.

Einsam wandelt man hier oben stundenlang im deutschen Wald. Es giebt hier und da in Frankreich, das der Erzähler vielfach durchwandert hat, noch einige schöne Forste, meist Staatseigenthum; aber was sind sie gegen den deutschen Wald? Oft genug hat man in neuerer Zeit von den klimatischen Störungen in Frankreich als den Folgen der Entholzung des Landes gesprochen; da ist z. B. die Beauce, die Kornkammer von Paris, deren Hauptstadt Chartres ist; während sie früher durch ihre verstreuten Holzungen noch ziemlich bewässert war, ist sie durch das gänzliche Ausroden derselben jetzt so nackt, daß sie in heißen Sommern verbrennt und um — die Ableitung der Loire durch ihre Felder petitionirt hat. Hüten wir unsern deutschen Wald! Schon aber ist er auch in der Rön bedroht. Die Hauptwaldungen derselben bestehen aus Eichen und Buchen; die Esche liefert Peitschen- oder Geiselstecken, von denen Tausende nach Frankfurt und in's Hessische gehen. Leider aber schtagen manche Grundbesitzer die alten Waldungen nieder und ersetzen sie durch das schneller wachsende Nadelholz des raschern Ertrags wegen.

Auf dem nun preußischen Boden ist noch ein alter baierischer Grenzstein stehen geblieben. Treten wir aus dem Wald, so kommen wir nach Teufelshof (man erschrecke nicht, es ist nur eine Abkürzung von Theobaldshof), frei auf dem Bergkamme gelegen mit voller Aussicht auf das Gebirge. Im Wirthshause ist die Anhänglichkeit an das alte Baierland mit der Sympathie für das deutsche Reich versöhnt; neben König Ludwig II. hängt das Bild des deutschen Kaisers, und ihnen gegenüber Luther und Melanchthon. Der Ort gehört eben zum protestantischen Tann, wohin wir jetzt hinabsteigen. „In der Tann," wie man hier von der Stadt zu sagen pflegt, besuchen wir erst in der Kirche das charakteristische Doppelstandbild Eberhards von der Tann und seiner

Gemahlin, nach damaliger Weise knieend mit gefalteten Händen dargestellt. Die drei Schlösser (das gelbe, blaue und rothe) die die alte Burg des 10. Jahrhunderts, den Kern der städtischen Ansiedelung, ersetzt haben, bieten kein sonderliches architektonisches Interesse; einzelne Gebäude, wie das südliche Stadtthor und die alte Ringmauer geben der Stadt noch einen mittelalterlichen Charakter. Es herrscht hier ein reger Geist uud Bildungstrieb, das Gewerbe rührt sich, und muntere Geselligkeit belebt die Bürger, unter die sich die populäre freiherrliche Familie gern mischt. Auf dem Felsenkeller vor der Stadt brachte ich in der bürgerlichen Gesellschaft angenehme Stunden zu, manches erinnert schon an fränkisches Wesen, Musik belebt die Zusammenkünfte. Schon der alte Jäger sprach rühmend von dem „Musikkollegium,“ das alle Mittwoch nachmittags zum öffentlichen Vergnügen konzertirte.

Wir verlassen „die Tann“ nicht, ohne die köstlichen Forellen der Ulster gekostet zu haben, dann geht es das grüne Thal dieses Flusses hinauf bis zum Städtchen Hilders. Kurz vorher winken uns links die Ruinen des Auersbergs und rechts am Ulsterufer ein Kreuz. „Die Herrin von Auersberg fuhr einst mit ihrem Sohn, dem letzten Sproß des Geschlechtes, ins Thal herab und fand den Fluß von den Bergwassern rasend geschwollen, der Kutscher wollte nicht weiter; „so fahr' doch zu in des Teufels Namen!“ ruft die Gebieterin dem Kutscher zu; da verschlingen augenblicklich die Fluthen die Lästerin mit ihrem Sohn, aber der Diener hat sich bekreuzt und Gott rettet ihn.“ So erzählt die Sage, es weiß aber niemand, weun's geschehen ist.

In Hilders tritt man wieder in katholisches Gebiet; die Stadt, sonst baierisch, ist nun preußisch; anderthalb Stunde davon liegt das erwähnte weimarische Dorf Frankenheim einsam in trauriger Oede, im Winter monatelang von aller Gesellschaft abgeschnitten, sodaß (sagt Spieß) der Lehrer statt des fernen Pfarrers taufen,

predigen und begraben muß, und doch hängen die Einwohner zäh am Boden, wie die Lappländer an ihrer Heimath.

Wir aber steigen rechts von Hilders am Bergwasser die Höhe hinauf nach Eckweisbach; hier aber müssen wir einen Führer in das Gebirge nehmen. Im nahen Dorfe Liebhards stärken wir uns durch einen Imbiß; das im Dorfe selbst gebraute Bier kennt glücklicher Weise nicht die Fortschritte der Chemie, die Kost ist natürlich und kräftig und alles ringsherum, Land und Leute, echt germanisch. Da vergaß ich alle Kunstschöpfungen südlicher Landschaften mit ihren Erinnerungen an den italienischen Himmel, da fühlte ich mich deutsch und lebte das urwüchsige Leben unserer Altvordern, die ihr derbes, kräftiges Dasein der dürftigen Natur abrangen.

Und nun geht es durch einen trotz der Höhe von fruchtbarem Boden umgebenen Weiler mit dem lustigen Namen Tanzwiese hinein und hinauf in die erhabenste Wildniß. Was wäre der Brocken, wenn ihn nicht die Sage besungen hätte, neben der Milseburg? und wie Viele keunen diese? Ueber schauerlichen Klüften, besäet mit Basalttrümmern, hier und da prangend in herrlichem Laube, erhebt sich der 845 m. hohe Fels und lohnt das mühselige Erklimmen durch die herrlichste Aussicht über Kuppen und Thäler hinweg bis Fulda, Wilhelmshöhe und Wartburg; aber dem Blicke schwindelt's, wenn er hinab sieht in die jähe Tiefe, aus welcher die Vulkanreste Euba und Pferdekopf aufragen!

Die Burg, die dem Felsen den Namen gegeben, ist schon seit dem 12. Jahrhundert verschwunden; ja niemand weiß, wo ihre Stätte gestanden. Statt ihrer steht auf der Höhe ein immer offenes Kapellchen, dem heil. Gangolph geweiht, wo aber nur an seltenen Festtagen Gottesdienst gehalten wird; von der steinernen Kanzel an der äußern Mauer herab predigt der Geistliche der unter freiem Himmel versammelten Menge. Etwas tiefer aber liegen angebrannte Papierfetzen, halb verkohltes Reisig

und Strohwische; das ist der Herdplatz für die hungrigen Gläubigen, da werden Bratwürste geschmort, da wird Bier verzapft und lustig geschwärmt. Noch ein echtes Stück Mittelalter!

Wir steigen nun wieder hinab über Haideland hinweg, wo hier und da eine abgebrochne Wohnstätte trauert, durch Wälder hindurch, an den verloschenen Vulkanen vorüber, in deren Nähe ein einsames Wirthshaus von einem gar kunstfertigen Schuhmacher gehalten wird, hinunter nach Abtsroda. Ein gutes Wirthshaus, von drei hübschen Jungfrauen reiferen Alters höchst sauber verwaltet, ladet uns zur Erfrischung ein. Im Gespräch mit der anwesenden Gesellschaft belehrt man sich über den Charakter der Bewohner. Die Leute, die man hier in den Bergen wie vergraben glaubt, haben die Welt gesehen; die Leinweber aus Wüstensachsen u. a. Orten beziehen die Leipziger Messen. Manche Röner sind in London gewesen, wo sie die in der Heimath aufgekauften abgerichteten Finken verkaufen; hört man nun, daß sie jährlich drei bis vier Reisen machen, deren jede ihnen hundert Thaler einbringt, so darf man glauben, daß die Rön nach und nach von Vögeln entblößt wird. Ein besonderer Zug ist die Vorliebe zum Brantwein; fünf bis sechs Kännchen trinkt ein Bursche leicht in der Schenke, kostete das Kännchen doch nur drei Kreuzer, nach alter Rechnung, während das Seidel Bier vier Kreuzer kostete.

Was die Stimmung für Preußen betrifft, zu dem dieser Theil des Gebirges jetzt gehört, so wechselt sie — sagte man — je nach der Konfession. Ein ruhiges, verständiges Urtheil, wie man es nicht immer in großstädtischen Volksversammlungen hört, vernahm ich aus dem Muude eines einfachen Bauern: „Die alte baierische Verwaltung wäre zuweilen sehr gemüthlich gewesen, er zöge die strengere preußische Ordnung vor; das Verbot der Ehen ohne bestimmtes Vermögen habe nur die Liederlichkeit gefördert, jetzt sei, da man preußisch geworden,

die Ehe allen gestattet und zugänglich; die höhere Steuer in Preußen fand er aufgewogen durch die bessre bürgerlich staatliche Ordnung. Das hörte ich im rauhesten Theile der Rön!

---

9. Die Lange Rön. Der Kreuzberg.

Abtsroda liegt am Fuß des eigentlich „Lange Rön" benannten gänzlich kahlen Kammes, der sich südlich des Gebirgs wie eine Mauer, wie eine Scheidewand vor der fränkischen Ebene vorschiebt. Indem wir zu ihm hinaufsteigen, kommen wir an der Thongrube vorbei, die ganz brauchbare Erden zu Steingut liefert und wo der Rönschilderer Jäger sein bekanntes frugales Frühstück einnahm. Mit dem Landrichter Sartorius auf der Wanderung, frug er den Aufseher der Thongrube, ob sie nicht etwas zu essen bekommen könnten, und wurde in die nahe Hütte gewiesen, wo auch die Hausfrau ihnen einen Eierkuchen bereitete. Man setzte sich an den Tisch, während der Herr Hauspatron den Schiebkasten herauszog, zwei hölzerne Teller hervorbrachte und von der Bank einen schmierigen Lappen ergriff, um die unreinen Teller, auf die er gespuckt hatte, recht reinlich damit abzuwischen. Jägers Gefährte protestirte vergebens gegen diese freundliche Bemühung und es schien, als verginge ihm der Hunger, da der Mann auch eine ganz schwarze Gabel auf ähnliche Weise zu reinigen suchte, hierauf aus der Tasche seiner Beinkleider ein Messer hervorzog und es den Gästen vorlegte. Aber Hunger ist der beste Koch, und — fährt Jäger fort — „noch gieriger tranken wir aus einer breiten Schüssel mit schmierigem Rande die Milch, welche uns die Hausfrau herbeigetragen hatte, und waren mit der Güte, Bereitwilligkeit und Offenherzigkeit des Wirthes und der Wirthin herzlich zufrieden. Ja, noch segne ich diese guten Leute wegen eines solchen

Schmauses." Alle Gastfreundschaft in Ehren, aber prosit die Mahlzeit!

An Rinder- und Schafherden vorbei, erklimmen wir endlich die Höhe, und steigen dann noch zu der mit Steinplatten belegten Spitze hinauf. Der Abend dämmerte schon und das Zwielicht gab der Landschaft einen geheimnißvollen Ausdruck. Selten fühlte ich mich so ergriffen wie hier; vor mir der acht Stunden lange öde Kamm, eine Art russischer Steppe 980 m. hoch über dem Meer, und ringsum die erhabene Aussicht, nördlich sich nach Hessen hinein verflachend, südlich noch vom Gebirgsstock des Kreuzbergs umthürmt. Und als ich mich nun hinein vertiefte, wo der Boden sich etwas senkt und der Mitte des Kammes näher kam, der eine Tagereise im Umfange hat, da verschwand zuweilen jede Aussicht; nichts als Himmel und Steppe um mich her, ich allein mit meinem Führer auf der hohen Einöde von unendlicher Trauer; — da überfiel mich eine unsagbare Wehmuth, die sonst Bergersteigungen ganz fremd ist.

Von dieser Bangigkeit befreite mich ein unerwarteter Anblick, auf dieser Höhe steht ein preußischer Grenzpfahl, die geschichtlichen Kämpfe des Vaterlandes traten wieder vor meine Seele. Weiterhin waren hohe Stangen in den Boden gesteckt, sie dienen als Wegweiser im Winter, wenn die Einöde eine große Schneefläche bildet. So kamen wir an zwei einsamen Ahornbäumen vorüber, dann trafen wir auf etwas Gestrüpp, zuweilen auf ein paar sumpfige Stellen, die Dämmerung nahm zu, unser Fuß scheuchte weiße Käfer aus dem Moose auf, endlich mußten wir nothgedrungen halten, wir standen vor dem verrufenen Rothen Moor.

Die drei Rönmoore sind bekanntlich eine seltsame Eigenheit des Gebirgs, die noch nicht erklärt worden ist. Was man da von versunkenen Orten erzählt, findet sich überall in ähnlichen Gegenden wieder, ist aber gerade beim Rothen Moor, das hier und da bei 8 m. noch keinen Grund bietet, vielleicht nicht unbegründet; auf

jeden Fall glaubt man es der Romantik wegen gern. Da sollen nach Jäger die Irrlichter auf dem Sumpfe, die sogeu. Moorjungfern, die Geister der hier mit den Dörfern versunkenen Mädchen sein. Aber es bedurfte der Schauersagen nicht, um mich hier mit Grauen zu erfüllen, wo die Untiefe tückisch unter meinen Füßen lauerte, während der Nachthimmel über mir zu düstern anfing, und wenige unbesonnene Schritte mich in das sumpfige Grab versenkt hätten.

Sonderbarer Gegensatz! Diese trostlose öde Höhe des Gebirgskammes, die am dämmernden Abend mit Wehmuth erfüllt, bietet im Sommer das Bild der blumenreichsten Wiese, und gerade auf der Steppe der Langen Rön wird das schönste Volks- und Gebirgsfest gefeiert. Am 8. Juli, dem Tage des h. Kilian, der zuerst in frommer uneigennütziger Begeisterung das Christenthum in dieser Gegend gepredigt hat, beginnt die Heuernte, die acht bis vierzehn Tage dauert. Der Schluß ist eine herrliche Naturfeier; vor allen Zelten — denn die Zeit der Ernte über lagert alles auf dem Gebirge — brennen lustige Feuer, festlich gestimmt jubeln und erholen sich unter dem heiteren Sommerhimmel Mäher und Mäherinnen, und zuletzt holt Musik aus dem Thale die Erntewagen lustig heim.

Das Rothe Moor liegt in der Senkung zwischen den beiden Endkuppen des Kammes, hart daran geht die Straße von Tann nach Bischofsheim vorbei, am Ende des Moors wird durch Abzugsgräben das Wasser abgeleitet und Torf gestochen, „den ich — sagte mein Führer — bis nach Ingolstadt versandt gesehen habe.“ Hier verabschiedete ich denselben und ging an dem einsam gelegenen Wirthshaus, das Rönhäuschen genannt, nach Bischofsheim hinunter. Das alterthümliche, auch historisch interessante Städtchen ist bald durchwandert, von diesem Thale aus ging die Predigt des Christenthums durch den h. Kilian, dem die Stadt ihre Entstehung verdanken soll, und so ist es natürlich, daß ein

Wallfahrtsort den Anziehungspunkt der Reisenden bildet, es ist der Kreuzberg mit seinem aus dem Ende des 17. Jahrhunderts dr enden Franziskanerkloster. Am plätschernden Bergwasser entlang steigen wir durch das Dorf Haselbach den sonnigen Wald ziemlich steil hinauf, die Klosterglocke aus der Ferne deutet uns den Weg. Neben dem Kloster steht jetzt ein Wirthshaus; um dem letzteren nicht zu viel Abbruch zu thun, sind die Mönche mit der Nachtherberge etwas karg geworden. Tagesgäste, die in der Badezeit alltäglich aus Kissingen heraufkommen, finden aber stets Aufnahme, und das Zwetschenwasser und Klosterbier ist vorzüglich. Die innere Einrichtung des Klosters ist trefflich; übrigens ist es so oft beschrieben und besucht worden, daß ich mich kurz fassen darf; der Wanderer, die der herrlichen Aussicht in das Frankenland halber hinaufsteigen, sind ja wohl so viele als der Wallfahrer. Im Innern weht nun freilich auch ein etwas ultramontaner Hauch; da lagen alle die Trompeten gegen das Jericho des Neuen Reichs auf, das „Fränkische Volksblatt“ aus Würzburg, das „Bayerische Blatt“ aus Stadtamhof und die „Fuldaer Kreuzzeitung“; ein baierischer Beamter, der oben ankam, sprach bei dem Eintreffen zahlreicher Gäste aus Kissingen im Stillen seine Erbitterung gegen die Norddeutschen aus; die Mönche aber, übrigens wie es scheint von gutem Humor, zeigten sich sehr maßvoll. Das ausgelegte Album hatte auch manche unkirchliche Beiträge, die einem Weltgeistlichen, der vielleicht der Pönitenz wegen oben weilte, großen Spaß bereiteten; ich mache ihm keinen Vorwurf daraus.

Ich blieb die Nacht oben, um den Sonnenaufgang zu sehen, derselbe ward mir aber gründlich verregnet; im Sprung eilte ich daher wieder hinunter nach Neustadt zu. Hinter Bischofsheim senken sich nach und nach die Berge, anmuthig ist das Thal der Brend, bald hat man durch schönes Gehölz einen lachenden Blick ins Frankenland, nur der Geist, der hier herrscht, ist düster,

in den Schenken liegen ultramontane Blätter aus und als ich in einer solchen die Zeitung in die Hand nahm, wandte der Wirth nicht den Blick von mir, mich scharf beobachtend, der Herr Pfarrer aber, der nebst Kartenspielgenossen im Nebenzimmer saß, ließ sorglich die Thür schließen. Die Städte dagegen sind liberal, wie Neustadt an der Saale. Von hier aus besuchen wir noch den vornehmen westlichen Theil der Rön; schön ist die Wanderung das Saalthal hinunter, rechts und links waldige Höhen, zuweilen grüne Wiesen, wohlhabende Dörfer, das eine (Steinach) hat eine interessante Burgruine hart am Wege. Wie ergreift in diesen Thälern den Wanderer, wenn ihn die Nacht überrascht, das feierliche Schweigen und die Einsamkeit. In Bocklet rastete ich, das ist ein still gelegenes anmuthiges Bad mit wohlthuenden Stahlquellen, aus denen man nicht satt wird zu trinken. Bald darauf erreicht man das halb noch alterthümliche halb elegante Kissingen, seit dem Attentat auf den Fürsten Bismarck weltberühmt.

Durch eine andere schöne Thalwindung hindurch, dann auf kürzenden Pfaden über einsame Höhen hinweg, in deren Dörferu die Frauen noch immer wie zu Jägers Zeiten das Kleid nur bis zur Wade und an Festtagen rothe Strümpfe tragen, gelangt man nach dem Badeort Brückenau. Schöne, anmuthige, waldige Berge, aber nicht mehr von dem wilden und ursprünglichen Charakter der Hohen Rön grüßen uns hier. Von Brückenau aus ziehen wir nun mehr nördlich, um die Rön herum, die uns nun östlich liegt, an der düster blickenden Burg Schreckenstein vorüber, durch Schlüchtern hindurch auf den Steckelberg, wo Ulrich von Hutten geboren wurde. Mit der Erinnerung an diesen Anwohner der Rön schließen wir unsere Wanderung. Von Fulda aus sahen wir die Rön urbar gemacht, aber auch Deutschland dem Papismus unterworfen; aus dem Kloster Fulda entsprang Hutten, um den Kampf gegen den romanischen Geist zu beginnen

und für die Neugestaltung des deutschen Reichs zu wirken. Erst unsere Zeit hat Ulrich von Huttens Pläne verwirklicht, wenigstens annähernd; klagte mir doch ein Bürger von Neustadt an der Saale, ein Baier, daß wir noch nicht die wahre Einheit hätten; aber als Zeichen, daß der Geist des neuen Deutschlands siegen wird, haben wir auf dem Kamme der Langen Rön die preußischen Farben gesehen. Und ist dieser Geist bis in die Rön gedrungen, dann ist Alles gewonnen. Zur Feier dieses Sieges aber möge das wiedergeborene Deutschland seinem muthigen Vorkämpfer Ulrich von Hutten ein würdiges Denkmal setzen.

Ein Denkmal für Ulrich von Hutten.

Im Jahre des großen Lutherfestes, 1883, wurde dieser Gedanke von dem Verfasser dieses angeregt. (S. Leipziger Tageblatt vom 5. und 16. December 1883); es ist eine nationale Angelegenheit, die — was man gar nicht beachtet — schon vor hundert Jahren dem deutschen Volke an's Herz gelegt worden ist. Im Jahre 1783 veröffentlichte zu Leipzig Christian Gottlob Wagenseil, der erste bedeutende Biograph des patriotischen deutschen Ritters, den ersten Theil von Huttens Werken, der dessen Briefwechsel enthielt. (Seine Biographie erschien 1823 zu Nürnberg). Mehrere Gelehrte folgten Wagenseils Beispiel, so Georg Wolfgang Panzer („Ulrich von Hutten in litterarischer Hinsicht. Nürnberg 1798."), Gottlob Adolf Wagner als Uebersetzer von Huttens Reden gegen den Herzog von Württemberg (Chemnitz, 1801), Mohnike als Uebersetzer von Huttens Klagen gegen Lötz (Greifswalde, 1816) u. s. w. Nur ein geringer Theil des Publikums, und zwar meist nur des gelehrten, nahm Interesse an diesen Versuchen, das Bild des edlen Vorkämpfers für die deutsche Freiheit wieder aufzufrischen.

Ja, als unsere klassischen Dichter den Züricher See besuchten und den Geschmack an den Reisen in die Schweiz weckten*), gedachte keiner der Insel Ufnau, wo der von seinen Feinden zu Tode gehetzte Patriot sein Leben verhauchte. Und als aus dem Krater der französischen Revolution Napoleon, die moderne Völkergeißel, aufgestiegen war, der Deutschland zermalmte und dem fast alle deutschen Fürsten Heeresfolge leisteten, da fand sich das Bild oder die Statuette des fremden Eroberers überall in den Städten des ehemaligen Rheinbundes, das Bild aber des nationalen Freiheitskämpfers nirgends. Erst nach 1840 fand ein Umschwung statt. Damals hatte der (seitdem von Philistern und Reactionären verleumdete) politische Dichter Georg Herwegh, dessen „Lieder eines Lebendigen“ mächtig zu dem nationalen Aufschwung des deutschen Volkes beigetragen haben, in patriotischer Entrüstung stolz die Insel Ufnau neben Sanct-Helena gestellt und seinen Landsleuten zugerufen:

Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Herweghs schwäbischer Landsmann, David Strauß, setzte dann Ulrich von Hutten in seiner meisterhaften Biographie ein litterarisches Denkmal, aber ein ehernes oder marmornes Standbild des kühnen Ritters erhebt sich noch nigends in den deutschen Landen.

Es ist Zeit, unsere nationale Schuld abzutragen. Bald sind vierhundert Jahre seit dem Tage (20. April 1488) verflossen, als Hutten auf dem Schloß Steckelberg das Licht der Welt erblickte. Die Gebeine des muthigen Ritters liegen in nun fremder Erde; von seinem Mangel an Berechnnng, der seinem feurigen Freimuth entsprang, weiter fortgerissen, als er vielleicht im Augenblick gehen

---

*) S. darüber unser Werk: „Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. Leipzig, Eugen Peterson.“

sollte, fand er, 36 Jahre alt, am 31. August 1523 ein zu frühes Ende auf der Insel Ufnau im Zürcher See; möchte sich zum 20. April 1888 sein ehernes Standbild auf deutschem Boden erheben, um Zeugniß davon abzulegen, daß sein unerschrockenes „Ich hab's gewagt!“ noch immer in deutschen Herzen einen Nachhall findet.

Wohl hat auch an seinem Namen die Lästerzunge genagt und ein Janssen, der das Andenken eines Luther begeiferte, hat auch den ehrlichen Ruf Ulrich von Huttens nicht verschont; er hat ihm wohl gar so etwas wie Charakterlosigkeit vorgeworfen. Warum? Zur Zeit der neuen Kaiserwahl bewarb sich auch Franz I., König von Frankreich, um die deutsche Kaiserkrone und mit seinen „goldenen Sonnenthalern“ hat er manchen deutschen Fürsten geblendet und bestochen, ein trauriges Vorspiel späterer Rheinbündlerei. Ulrich von Hutten hatte sich gegen den französischen Einfluß gesträubt und erklärt. Da war er aber in die Dienste des Erzbischofs von Mainz getreten, eines, wie man heute sagen würde, liberalen Fürsten, der das damalige Werk der Aufklärung eifrig förderte; dieser schwankte eine Zeit lang zu Gunsten des französischen Königs und schickte Ulrich von Hutten als Unterhändler nach Paris. Letzterer handelte hier allerdings im Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen, aber er war doch nur das Organ eines fremden Willens, er handelte im Auftrag seines Herrn, dem die Römlinge und Finsterlinge freilich keinen Vorwurf daraus machen, weil er ein Bischof war. Was den Ritter damals abhielt, diesen Dienst seinem Herrn zu versagen, wissen wir nicht; was ihn aber auch geleitet haben mag, es ist dies die einzige Inconsequenz, deren man ihn zeihen könnte. Und wer ist so fleckenlos — Herr Janssen vielleicht ausgenommen —, daß er das Recht hätte, den Märtyrer der deutschen Volks- und Glaubensfreiheit um dieser einzigen Inconsequenz willen steinigen zu wollen, wie es Janssen gewollt hat? Auch die größten und unabhängigsten Männer jener Zeit handelten im Widerspruch mit ihren

eigentlichen Pflichten und Ueberzeugungen, sogar der Kaiser, sogar der Papst Leo X., welch' letzterer sich in seinen Umtrieben bei der Kaiserwahl von sehr weltlichen Beweggründen leiten ließ. Und hat nicht selbst der Apostel Petrus, auf dessen Namen sich doch die römisch-katholische Kirche aufgebaut hat, einmal seinen Herrn verleugnet? Nicht nach einer einzelnen Handlung darf man das Urtheil über einen Menschen fällen, sondern die Gesamtheit seines Lebens ist dafür maßgebend. Ulrich von Hutten hat später freudig der schützenden Gunst eben jenes Erzbischofs von Mainz entsagt, als er sich zwischen Rom und Luther zu entscheiden hatte; selbst als das päpstliche Rom so frech war, die Auslieferung des deutschen Patrioten zu verlangen und Meuchelmörder gegen ihn anstellte, ließ sich der wackere Hutten in seiner Treue nicht erschüttern und ging lieber im Elend unter, als daß er zum Verräther an der heiligen Sache des deutschen Volkes geworden wäre. Er hat schwere Seelenkämpfe zu bestehen gehabt, namentlich that seinem Herzen der Kummer weh, den seine Theilnahme an der politischen und religiösen Freiheitsbewegung seiner Mutter verursachte. Aber wie Luther sein: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" rief, so sprach Hutten, mit dem Schmerz seines kindlichen Herzens ringend:

Wiewohl meine fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach' hätt' g'fangen an,
Gott wöll' sie trösten, es muß gahn
Und sollt' es brechen auch vor'm End',
Will's Gott, so mag's nicht werden gewendt,
Darum will brauchen Füß und Händ'.
Ich hab's gewagt.

Man könnte viel gute Tinte unnützer Weise verschwenden, wollte man all' die boshaften Anklagen und Vorwürfe widerlegen, die von den unpatriotischen Finsterlingen und Römlingen gegen Ulrich von Hutten erhoben worden sind und zuletzt alle von wahrhaftigen und gründlichen Forschern als Verleumdungen hingestellt wor-

den sind. Nur Eins wollen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, weil in der That hier der Anklage eine Thatsache zu Grunde liegt. Hutten ist ein Opfer jener Seuche gewesen, die damals aus noch immer unbekannter Quelle über Europa hereingebrochen war; aber wie er sie sich zugezogen hat, das hat noch keiner seiner Feinde nachweisen können. Unmöglich wäre es immer nicht, daß er ohne eigenes Verschulden durch zufällige Ansteckung dazu gekommen war. Es ist aber auch ebenso möglich, daß er bei dem unsteten Leben seiner Jugend — hat er doch sogar Kriegsdienste genommen — sich verirrt hat, wie tausend Andre, die ihre Sünden zu verheimlichen wissen. So war es ein Jugendfehler, den er begangen hat; nur aber die Niedertracht des römischen Pharisäerthums ist fähig, den Ruf eines edlen Menschen, der in den Jahren der Reife mit aller Kraft des Geistes und Herzens für die höchsten Güter seines Volkes gekämpft hat, mit der Erinnerung an eine jugendliche Verirrung erdrücken zu wollen. Es ist bekannt, daß gerade die Unsittlichkeit der damaligen Geistlichen wesentlich das Verlangen nach einer Verbesserung der Kirche stärkte, daß jene Seuche selbst in Klöster eingedrungen ist, daß sogar die höchsten Priester davon nicht verschont geblieben sind! Mit welcher Seelenstärke, ja mit welch' sittlicher Kraft aber ertrug Hutten sein Leiden oder, wenn man so will, büßte er seine Verirrung. Mit Verachtung wies er den Rath eines Freundes von sich, durch Selbstmord seinem unheilvollen qualvollen Dasein ein Ende zu machen, und statt sich niederbeugen zu lassen, strengte er die letzten Kräfte seines Geistes für den Sieg der gerechten Sache an.

Und sie hat gesiegt, die Sache des deutschen Genius und Volksthums!! Das ist es, was die Römlinge gegen den muthigen Vorkämpfer so erbittert; um die heilige Sache selbst zu beschimpfen, suchen sie den edeln Ritter zu erniedrigen. Aber vergebens ist ihr Bemühen. Ulrich von Hutten wird wieder erstehen vor dem deutschen Volke, um es anzufeuern, sein Ideal zu verwirklichen,

und die grimmige Wuth seiner Feinde soll vor seinem ehernen Standbilde sich in ohnmächtigem Knirschen selbst verzehren. Wo aber wird dies Standbild seinen würdigsten Platz finden?

Eine freundliche Erinnerung aus Huttens Leben knüpft sich an die alte Reichsstadt Augsburg; hier wurde er vom Kaiser Max zum Ritter geschlagen, hier schmückte ihn das schönste deutsche Mädchen ihrer Zeit, Constantia Peutinger, mit dem poetischen Lorbeerkranze. Aber diese Ehre galt nur dem lateinischen Dichter und über seinem litterarischen Ruhme steht der des Patrioten und Freiheitskämpfers. Mainz, das er als das „goldene“ gepriesen hat und wo er, dem es doch „nirgends besser als überall“ gefiel, sich eine Zeit lang so glücklich fühlte, verließ er, weil ihm das Hofleben zuwider ward. Die Insel Ufnau, wo er als Märtyrer der Freiheit starb, gehört nicht mehr zu Deutschland.

Nach unsrer vorhergehenden Skizze von der Rön scheint seine Heimath die charakteristisch passendste Stätte. Dort liegt so recht mitten im Herzen Deutschlands Huttens väterliche Burg Steckelberg, in die er sich von Mainz aus zurückgezogen hatte, um hier in der Einsamkeit eine Menge Schriften gegen den römischen Uebermuth zu veröffentlichen. Dort geißelte er „der Römer Regiment,“ das nur darauf ausginge, gewaltige Summen Geldes aus Deutschland zu schleppen, in Worten patriotischer Entrüstung:

Da kommen Deutsche um ihr Gut;
Ist Niemand, den das reuen thut?

Denn wenn die Reformatoren den religiösen Glauben zu reinigen suchten, so trieb den edlen Ritter vor Allem die Liebe zum deutschen Volksthum und Vaterland, das er von der römischen Klerisei beschimpft und ausgebeutet sah. Schon im Sommer 1883 hatte Herr Dr. Hayner, Direktor des Progymnasiums zu Schlüchtern und Vorsitzender der dortigen Sektion des Rönclubs, bei einem Ausflug des Letzteren auf die nahe Burg

Steckelberg das Andenken Huttens gefeiert und es schmerzlich vermißt, daß demselben noch kein Denkmal errichtet worden sei; ein Herr aus Fulda hatte, obgleich Katholik, von echt deutschem Patriotismus beseelt, in das Lob des um die geistige Befreiung Deutschlands hochverdienten Ritters feurig eingestimmt. Noch hat sich hier die alte Burgkapelle, Familiengruft Derer von Hutten, mit alten Glasmalereien erhalten; es ist ein kleines, aber durch die Reinheit seines Styles für die Geschichte der Baukunst werthvolles Denkmal aus der besten Zeit der Gothik, für deren Schutz gegen etwaigen Verfall Herr Dr. Hayner Verschiedenes veranlaßt hat. Doch scheint die Burg selbst für ein allem Volke zugängliches Denkmal verloren zu sein; das Rittergut Ramholz, zu dem auch die Burg gehört, ist seit dem 1. Januar 1884 in den Besitz eines Herrn Stumm übergegangen, der den Steckelberg in eine neue großartige Parkanlage hineinzieht, die nun vor dem Publikum abgeschlossen bleiben wird.

Aber höher hinauf zieht es uns, das gesammte deutsche Volk hatte Huttens großes Herz mit seiner Liebe umfaßt; hoch auf dem Gipfel der Rön sollte er wieder erstehen, wo sein Blick frei über das Vaterland schweifen kann. Sahen wir doch, daß die Hauptstufen der Entwickelung der deutschen Gesittung und nationalen Gestaltung hier durch vier Namen bezeichnet sind, zwischen denen allen der Huttens leuchtend im Mittelpunkt steht: Kilian, Bonifacius, Eberhard von der Tann und der General von der Tann.

Die irländischen Missionäre, die ersten Sendboten des Christenthums bei den noch heidnischen Deutschen, waren von evangelisch reinem Bildungstriebe beseelt; weltlichen, herrschsüchtigen Bestrebungen waren sie abhold, sie standen der urevangelischen Zeit viel näher als die Missionäre des päpstlichen Roms. Zu jenen gehörte Kilian, zu diesen Bonifacius. Die erste Veste, die letzterer 744 für den römischen Geist in Deutschland erbaut hat, ist das Kloster Fulda an der Rön. Das materielle

Verdienst, das damals Bonifacius durch die Lichtung der Wildniß hatte, haben wir oben anerkannt; wir wollen es ihm nicht schmälern. Aber er hat auch dem Ultramontanismus Eingang in Deutschland verschafft. Seit jener Zeit hat eine fremde Macht, die sich den Stellvertreter Christi nannte und dennoch, seinem Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ zum Trotz, sich in alle politischen Fragen mischte, Jahrhunderte lang den verderblichsten Einfluß auf Deutschlands Entwickelung ausgeübt. Warum haben die Päpste die irländischen Missionäre immer mit scheelen Augen angesehen, diese frommen Männer, die doch auch, wie z. B. der h. Kilian, Märtyrer ihres evangelischen Wirkens wurden? Weil dieselben einfach nur das Christenthum predigten, nicht aber das Papstthum mit seinen weltlichen Herrschaftsgelüsten!

Gegen diese Gelüste ermannte sich endlich das deutsche Volk im 16. Jahrhundert. Es war entrüstet, sich von den römischen Priestern „jenseits der Berge“ als ungeschlacht verspottet zu sehen, eben gut genug die leeren Säckel des Vatikans zu füllen, und in dieser patriotischen Entrüstung erhob sich, noch vor Luther, Ulrich von Hutten in derselben Rön, wo einst Bonifacius dem deutschen Genius die päpstliche Zwingburg Fulda gegründet hatte. In dieses Kloster Fulda war auch Ulrich von Hutten als zehnjähriger Knabe gethan worden, um einst auch als Mönch der römischen Hierarchie zu dienen, aber getrieben von seinem Durst nach Bildung und Freiheit entfloh er und stellte sich in den Dienst des deutschen Volkes. An Luther selbst schrieb Hutten am 4. Juni 1520: „Wir wollen sie rächen, die gemeinsame Freiheit, zerbrechen das Joch des lang unterdrückten Vaterlandes! Gott selbst wird auf unserer Seite streiten! Wenn Gott mit uns, wer will wider uns sein?“ denn für ihn — das muß vor dem Volke immer aufs Neue betont werden — für ihn war die Reformation nicht

nur eine christliche, sondern auch eine deutsch-patriotische That.

Aber nicht die Priester an sich griff er an, sondern die römische Klerisei, von der das Verderbniß gekommen sei. Wenn er z. B. den Cölibat verdammt, der damals so ärgerliche Folgen hervorgebracht hatte, so sagt er von den Priestern:

> Sie haben all' nicht Schuld daran;
> Die aber machten dies Gebot,
> Vorwahr an ihn'n will's rächen Gott.

Zwar auch die irländischen Missionäre hatten sich der Ehelosigkeit geweiht; mit dem unsteten, von fortwährenden Gefahren umdrohten Leben des Apostelthums hätte sich ja auch eheliches Leben nicht vertragen, und daß die Klöster, die damals in den Wildnissen entstanden, auch civilisatorische Elemente in sich trugen, leugnen ja auch wir nicht. Aber diese schlichten Irländer standen der urevangelischen Zeit viel näher als die Römlinge und Huttens Standbild auf der Rön würde sich gewiß mit dem Denkmal des h. Kilian in Haselbach sympathisch befreunden.

Aber auch Huttens politische Kämpfe finden hier oben eine symbolische Verklärung. Auf der sogen. „Hohen Rön“ reichen sich seit 1866 das protestantische Preußen und das katholische Baiern versöhnt die Hand, die volle Versöhnung feierten aber beide Länder im Nationalkriege von 1870. In letzterem führte ein Freiherr von der Tann, ein Nachkomme jenes Vorkämpfers des Protestantismus, Eberhard von der Tann, also auch ein Sohn der Rön, die baierischen Truppen zum Kampfe, dessen siegreicher Ausgang die Gründung des neuen deutschen Reiches mit dem protestantischen Kaiser an der Spitze zur Folge hatte. In der That, inmitten dieser großen geschichtlichen Erinnerungeu, die sich an das Röngebirge im Herzen Deutschlands knüpfen, welchem Ulrich von Hutten selbst entsprossen war, würde das Denkmal

dieses Märtyrers der deutschen Freiheit eine seiner würdige Stelle finden.

Darf man indessen den geistigen Kämpfer von seinem hochherzigen Freunde trennen, der mit seinem Schwerte dns Wort zur That machen wollte, von Franz von Sickingen? Es giebt geschichtliche Größen, die wie Doppelsterne zusammen gehören; so erhebt sich zu Weimar das Doppelstandbild Schiller und Goethe, so zu Leipzig das von Melanchthon und Luther.

Fassen wir Huttens Leben und seine Beziehung zu Franz von Sickingen noch einmal kurz zusammen. Im Anfang war Hutten nur ein Vorkämpfer des aus der Renaissance hervorgegangeue Humanismus, wie wir heute sagen würden, ein Schriftsteller im Dienste der Aufklärung. In Italien erwachte sein Patriotismus; der Uebermuth und Hohn, den die Wälschen den Deutschen gegenüber bekundeten, reizte seinen nationalen Stolz. Was ihn an Rom empörte, war die Aussaugung des deutschen Volkes durch den Papst und seinen Klerus; mit dem religiösen Moment, der Reinigung der christlichen Kirche, beschäftigt er sich weniger, das überläßt er dem Reformator Luther, in dem er aber, Rom gegenüber, seinen Bundesgenossen erblickt. Nach seiner Rückkehr uach Deutschland erfüllt ihn die Ermordung seines Verwandten durch den Herzog von Württemberg mit Haß und Entrüstung gegen die deutschen Fürsten, die treulos ihre Pflichten gegen das Reich vergessen, das gemeinsame Wohl verrathen und mit Willkür in ihren Ländern schalten. So bildet sich denn nach und nach für sein patriotisches Herz ein festes Ziel, zu dessen Verwirklichung er die ganze Nation aufruft: ein einiges starkes, innerlich freies, aufgeklärtes, von außen unabhängiges Deutschland. Nach innen galt es die Eigenmächtigkeit der Fürsten zu bändigen, nach außen den Feind im Osten, damals die Türkenmacht, niederzuwerfen; der Papismus war für ihn ebensowohl ein innerer wie äußerer Feind. Ist es nicht dasselbe, was in unseren

Zeiten dem deutschen Volke von 1815 an als Ziel vorgeschwebt hat?

Aber vergebens war Huttens Aufruf an den Kaiser, an die Fürsten, an den Erzbischof von Mainz, an den Adel; vergebens sein „Sendschreiben an alle Deutschen.“ Der Papst in Rom ließ den Wortführer der nationalen Politik Deutschlands ächten, wälsche Meuchelmörder bedrohten den Patrioten sogar am Hofe des deutschen Kaisers. Da fand Hutten seine letzte Zuflucht bei Franz von Sickingen auf der Ebernburg, „der Herberge der Gerechtigkeit.“

„Ein merkwürdiges Paar, Hutten und Sickingen, und wie treu verbunden, schier bis zum Tode! Hier verband sich der schwärmerische Idealist mit dem derben Realisten, der größte populäre Schriftsteller mit dem größten Landsknecht seiner Zeit, in den letzten und höchsten Zielen beide eins, im Einzelnen Sickingen auch auf den eigenen Vortheil sinnend, während Hutten ganz in der Sache aufging. Der Weg, den sie zur Erreichung ihrer Zwecke einschlugen, erwies sich als ein falscher. Als Sickingen unter den Trümmern seiner Veste Landstuhl die Augen schloß, da war Keiner mehr, der Huttens Plänen Gestalt und Leben zu geben vermocht hätte; drum mochte sich auch der Vielverfolgte zur Ruhe legen. Er ist dahingegangen wie ein Prophet, dem ein mächtiges Zukunftsbild zu schauen vergönnt war. Aber wir dürfen und wollen nicht undankbar derer vergessen, die in schwerer Zeit den Gedanken eines starken, großen, einigen Vaterlandes zum ersten Male wieder in die Volksseele geworfen haben. Einem Ulrich von Hutten ein bleibendes Denkmal zu setzen an dem Orte, von dem er seine Sendschreiben an die deutsche Nation hat ausgehen lassen, das halten wir in der That für eine „nationale Ehrenschuld,“ mögen auch die Raben dawider schreien.“

Der Aufsatz über Ulrich von Hutten, dem wir die letzten Worte entlehnen und den das „Kreuznacher Tageblatt“ vom 19. Juni 1885 mittheilte, geht jedenfalls

von einem Mitgliede des Comités aus, das sich in Kreuznach gebildet hat, um die Errichtung eines Hutten- und Sickingen-Denkmals auf der Ebernburg in's Werk zu setzen. Der schöne Traum, den wir auf der Hohen Rön gehegt haben, wird also im schönen Rheinland in Erfüllung gehen. Aber zu optimistisch schien uns der betr. Aufsatz zu sprechen, wenn er uns „im Vollbesitz dessen stehend nennt, was Hutten erstrebte"; ist doch das, was wir errungen, noch von jenen welschen Feinden bedroht, die Hutten selbst einst nach dem Leben getrachtet haben! Sagt er doch selbst: „mögen auch die Raben dawider schrein!" Man schätzt die Gefahr des Ultramontanismus, in den höchsten Kreisen wie in den breiten Schichten des Volkes, viel zu gering; mit dieser Warnung wollen wir schließen.

Einen drohenden Charakter nahm diese Gefahr nach dem Siege Preußens im Jahre 1866 an; gegen diese vorwiegend protestantische Macht war das vatikanische Concil von den Jesuiten, die es offenkundiger Maßen in Scene setzten, geplant, ihr Werkzeug war die bigotte Spanierin, die als Kaiserin von Frankreich ihren kranken Gatten den Krieg an Preußen erklären ließ.*) Als dieselbe unterlegen war, setzten die Jesuiten ihre Hoffnung auf den Marschall Mac-Mahon, der die Rolle eines Monk spielen sollte. War doch schon die revolutionäre Republik Preußen gegenüber in ihren Mitteln nicht wählerisch gewesen. Verfasser dieses war noch in der Bretagne, als im Herbst 1870 Cathelineau in der Vendée seine päpstlichen Zouaven gegen „die ketzerischen Preußen" organisirte. Der Präfect der Niederloire, Dr. Guépin, unser langjähriger Freund, damals von der allgemeinen nationalen Bewegung mit fortgerissen, aber ein Ehrenmann durch und durch, machte den Dictator Gambetta

*) Wenn dies Napoleons III. Schuld zu verringern scheint, so darf nicht vergessen werden, daß er schon längst scheelsüchtig auf Preußen geblickt hatte und den Sieg von Sadowa ebenso wenig verwinden konnte wie die Chauvinisten und — die Ultramontanen.

auf die Gefahr aufmerksam, welche die Einmischung legitimistischer und pfäffischer Elemente in den Kampf haben könnte, aber der heißblütige Advokat erwiderte, gegen die Invasion müsse man alle Leidenschaften, auch die fanatischesten, entfesseln. Nun aber, unter Mac-Mahon, wuchsen der Jesuitenpartei wieder die Flügel und die Raben wetzten schon an der emporsteigenden Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre in Paris ihre Schnäbel, um die niedergeworfene Borussia nach Herzenslust zerfleischen zu können. So ging denn im April 1875 das Gerücht, die Jesuitenpartei bemühe sich, eine Koalition der drei katholischen Hauptmächte gegen Preußen, den protestantischen Vorkämpfer Deutschlands, herbeizuführen, um diesen Todfeind des Ultramontanismus mit Einem Schlage zu vernichten. Die drohenden Kriegswolken verzogen sich indessen, man beruhigte das deutsche Volk über die Absichten der betr. Regierungen. Aber kein Rauch ohne Feuer! An Schürern zum Kriege hatte es nicht gefehlt, es war nur den Nachfolgern des Pater Lamormain nicht gelungen, die Häupter dieser Regierungen zu dem ultramontanen Revanchekriege mit fortzureißen.

Vielleicht war es kein bloßes Ungefähr, daß gerade zu dieser Zeit mitten im evangelisch-lutherischen Sachsen die jesuitische Partei ihre Teufelshörner wieder einmal vorstreckte, und es war dies um so boshafter, als gerade in diesem Lande die katholische Confession sich der weitgehendsten Milde seitens der Bevölkerung erfreut. Das „katholische Volksblatt für Sachsen" hatte sich erdreistet, Luthers Bibelübersetzung, gewissermaßen den Grundstein der Reformation, zu beschimpfen; es sagte:

„Unsterbliches Verdienst um die Vervielfältigung der Bibel durch gewissenhaft treues Abschreiben derselben erwarben sich die Ordenspriester aller Nationen und Zeiten, bis die Buchdruckerkunst gegen 1460 aufkam. Diese war aber noch nicht recht bekannt, Luther noch lange nicht geboren; da errichteten Päpste in Rom, Bischöfe und Klöster in Deutschland und in anderen Ländern

Druckereien und ließen sogleich Bibeln drucken in allen Sprachen und Uebersetzungen. Ehe Luther seine so fehlervolle, **absichtlich gefälschte**, deutsche Bibelübersetzung um 1535 in den Druck brachte, war die ganze heilige Schrift in etlichen zwanzig deutschen Uebersetzungen nicht nur gedruckt, sondern auch hunderttausende Male verbreitet, auch im lieben Sachsenlande. Der Papst Leo X., der größte Beförderer aller Künste und Wissenschaften, hatte lange vor Luther die ältesten und besten Bibelhandschriften dem großen Cardinal und Erzbischof von Toledo, Franz Ximenes, anvertraut und dieser zu Alcala von den größten Gelehrten und Sprachenkennern seiner Zeit jene bis jetzt unübertroffene Bibel-Polyglotte unter dem Namen „Complutensis"*) von 1508 bis 1516 herstellen lassen, und dieses mit einem immensen Kostenaufwande und mit der reinsten und heiligsten Begeisterung, obendrein mit einem prophetischen Blicke in die eben anbrechende Zeit, wo „leichtfertige Geister" durch Berufung auf gefälschte Bibeln Verwirrung und Abfall verursachen würden.

Ja, der göttliche Erzhirte seiner heiligen Kirche, Jesus Christus, hatte durch seine sichtbaren Stellvertreter, die Päpste, Bischöfe und Priester, längst mittelst der besten Bibelausgaben und Uebersetzungen heilige Fürsorge getroffen, daß Christi reine und ganze Lehre unter dem Geschrei „des lauteren Bibelwortes" nicht untergehen konnte.

Wie ist's aber möglich, den Kindern noch in der Schule und von den Predigtstühlen herab sagen zu können: „Luther habe die versteckte Bibel unter der Bank hervorgezogen und zuerst verdeutscht?"

Mit Verstand und Sachkenntniß wurde damals u. a. Folgendes darauf erwidert. Mit der Verwandlung des Katholicismus in Papismus, also seit Gregor VII.

*) So benannt nach der Stadt Alcala, lateinisch Complutum, wo sie erschien.

(1073—85), welcher zuerst die römisch-katholische Kirche aus einem religiösen Institute in einen theokratischen Universalstaat umzuwandeln suchte, tritt die seitdem festgehaltene und gesteigerte Neigung auf, die h. Schrift dem Volke vorzuenthalten. Uebrigens konnte bei dem Mangel der Buchdruckerkunst, bei der Unbildung der Laien und meist auch des Klerus in jenen Zeiten von einem Lesen der Schrift kaum die Rede sein. Als nun die reformatorischen Richtungen aus der Gährung des 12. und 13. Jahrhunderts hervorgingen, als insbesondere die Waldenser (seit etwa 1160) gegen das sittlich und religiös, hierarchisch und wissenschaftlich verkommene Rom vor Allem auf die h. Schrift sich beriefen und deren Wahrheit gegen Roms Verderbung in die Schranken führten, gingen Rom und seiner Hierarchie die Augen auf, daß es vor der Bibel und vor einem Volke, das frei die h. Schrift in seiner Hand habe, nicht zu bestehen vermöge. Daher und darum dann die Bibelverbote, welche mit blutigen Ausrottungskriegen gegen die „Ketzer" Hand in Hand gingen.

Der Historiker Ranke, hier wohl eine unumstößliche Autorität, sagt: „Man kannte die Bibel (im Zeitalter der Reformation), vorlängst gab es Uebersetzungen; man muß sich aber einmal die Mühe nehmen sie anzusehen, um inne zu werden, wie voller Irrthümer, roh im Ausdruck und unverständlich sie sind. Luther dagegen ließ sich keine Mühe dauern, den Sinn unverfälscht zu begreifen, und verstand es, sie deutsch reden zu lassen, mit aller Reinheit und Gewalt, deren die Sprache fähig ist." Und was die lächerliche Uebertreibung der „hunderttausende betrifft, so braucht man nur die Zahl der damaligen Drucke in Deutschland zu kennen (vor 1517 hauptsächlich Laienspiegel, Arzneibüchlein, Erbauungsschriften), um sich über die Dreistigkeit zu entsetzen, mit der so das katholische Volk belogen werden kann.

Am häufigsten wurde von Seiten der Katholiken die

lateinische Uebersetzung der h. Schrift, die Vulgata, gedruckt, deren Fehler schon Erasmus nachgewiesen hatte; trotzdem erklärte das Concil zu Trient dieselbe für gleichbedeutend mit dem Urtext, eine Congregation wurde zwar beauftragt, die auffallendsten Fehler zu verbessern, aber nicht nach dem Urtext, sondern „nach deshalb aufgestellten Regeln.“ Papst Sixtus V. (1585—1590) stellte wieder andere Regeln auf, verfuhr aber dabei so willkürlich, daß er selbst über die Mißgeburt erschrak und durch aufgeklebte Zettel die bedenklichsten Irrthümer verbessern ließ. Nach seinem Tode veranstaltete man 1592 eine neue Ausgabe mit nahezu 2000 Verbesserungen, aber unter seinem Namen, während man die echte Ausgabe im Stillen beseitigte. Heißt das Wahrheit? Und wie vereint sich das mit der Unfehlbarkeit des Papstes? Und nach dieser lateinischen Vulgata waren die Uebersetzungen der Bibel gemacht, die vor Luther erschienen waren! Durch ihr barbarisches Deutsch waren sie übrigens dem gemeinen Manne geradezu unverständlich und ungenießbar.

Luther dagegen, der ebenso gelehrte wie geniale Mann, übersetzte aus dem Urtexte, mit äußerster Gewissenhaftigkeit; und wenn sein Werk auch im Einzelnen mancher Verbesserung und Berichtigung fähig ist, so steht es doch seinem einheitlichen Charakter und Gusse nach noch bis heute unübertroffen da. Das merkten auch Luthers Gegner, die päpstlichen Theologen, und während sie öffentlich seine Arbeit auf jede Weise zu schmähen suchten, bestahlen sie ihn heimlich!

Kaum war Luthers Neues Testament im Druck erschienen, so veranstaltete Dr. Hieronymus Emser zu Dresden eine Ausgabe, die sich beinahe Wort für Wort an Luthers Text anschloß, die er aber nichtsdestoweniger für sein eigenes Werk ausgab.

Bisweilen hat Luther die buchstäbliche Treue gegen den Grundtext, aufgegeben, um dafür einen verständlichen Ausdruck zu wählen, aber niemals hat er

das Schriftwort gefälscht, um einen andern, ihm günstigen Sinn herauszubringen. Die Gegner verweisen gern auf die Stelle Römer 3, 28, wo Luther das Wörtchen „allein" hineingesetzt habe, um dadurch einen Beweis für seinen Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein zu gewinnen, ein Wörtchen, das den Sinn der Stelle in vollkommen richtiger Weise erklärt; nun, Christus selbst führt Math. 4, 10 ein Wort aus 5. Mos. 6, 13 an; hier steht: du sollst den Herrn, deinen Gott, fürchten und ihm dienen," Christus aber sagt: und ihm allein dienen.

Was, nebenbei gesagt, die Complutensische Polyglotte anlangt, von welcher das Katholische Volksblatt soviel Aufhebens macht, so hatte Papst Leo X. allerdings Handschriften dazu gewährt; aber keineswegs „die ältesten und besten", sondern, wie die Untersuchungen des Textes gelehrt haben, sehr neue, etwa aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Das Werk war 1517 vollendet, sein Urheber, der Cardinal Ximenes, war lange gestorben, ehe der Papst die Veröffentlichung erlaubte (1520). Einen besondern kritischen Werth für den neutestamentlichen Text hat die Ausgabe uicht.

Mag nun aber auch die heilige Schrift von katholischen Theologen mehrmals übersetzt worden sein, zu was haben nun diese Uebersetzungen genutzt, wenn sie nicht auch gelesen wurden? Das Bibellesen der Laien hat aber die römische Kirche jederzeit mit mißgünstigen Augen betrachtet, ja, wenn möglich, ganz zu verhindern gesucht. Pius VII. (1816) und Leo XII. (1824) haben die Bibelgesellschaften für eine Pest erklärt, „wodurch das Evangelium Christi zu eiuem Evangelium der Menschen, ja des Tenfels werde", der erste obendrein die Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen für „Höllenerfindungen und Schlingen des ewigen Verderbens." Daher wurden 1851 zu Florenz die Madiai'schen Eheleute, wegen „thatsächlicher Gottlosigkeit" eingekerkert, weil sie italienische Bibeln verbreitet hatten.

Die betr. Theologen, deren damalige Erwiderungen wir soeben mitgetheilt haben, konnten im Grunde nichts anderes thun als längst bekannte und hundertmal gesagte Dinge noch einmal zu wiederholen, und wahrscheinlich war ihre Mühe ebenso vergeblich wie die ihrer Vorgänger. Das ist eben das Traurige an dem Kampfe mit dem Katholicismus und hält die Entscheidung, den Fortschritt überhaupt auf, daß die Stimme der Protestanten von den Katholiken nicht gehört wird. Der Index, diese echt papistische Erfindung, die im Grunde für die katholische Kirchenlehre so beschämend ist, da letztere damit bekennt, daß sie sich vor dem Lichte fürchtet, wird nicht nur in Rom ausgearbeitet; in jedem Beichtstuhl tritt diese Aechtung der Denkfreiheit auf. Der Priester braucht nur den von ihm am Gängelbande geleiteten Gläubigen zu sagen: „Lest nicht! denkt nicht! hört nur auf uns!“ und die beredteste Stimme der Wahrheit verhallt ungehört: sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Augen und sehen nicht. Als daher auch der Verfasser dieses damals seine Stimme gegen die Verleumdung Luthers erhob, lag es ihm vielmehr daran, das protestantische Volk selbst aufzurütteln, damit es wachsam sei gegen seine Feinde; sein Manifest, aus welchem die Anspielungen auf die damalige politische Lage hier weggelassen sind, lautete wie folgt:

Rom und die deutsche Bibel.

Das Unerhörte, das Unverschämte ist geschehen. Mitten in dem Lande, das sich die Wiege der Reformation nennt, mitten in dem durchaus protestantischen Volksstamm der Sachsen hat die römische Schlange sich erfrecht, ihr Gift auf unsern Befreier vom Joche des Papstthums und sein edelstes Werk zu spritzen, Luther und seine Bibelübersetzung zu beschimpfen. Noch vor Kurzem hätten Demjenigen in Rom die Galeeren gedroht, der daselbst sich Aehnliches gegen die Grundpfeiler der päpstlichen Kirche erlaubt hätte. Und hier, im Mutter-

lande des Protestantismus, darf das Organ des Papstthums ungescheut und ungestraft es wagen, auf offener Straße Das zu verhöhnen, was unsers Volkes heiligste Wehr gegen römische Knechtung, was der Hort seiner Gewissensfreiheit ist? Es ist weit gekommen in unserm Sachsen; der Feind ist mitten im Lande und das Volk schläft noch immer und sieht nicht.

Oder wäre es nur ein vereinzelter Ausbruch pfäffischen Aergers, fanatischen Hasses? Nur zu sehr stimmt es zu der düstern Zeitlage, um im ernsten Zusammenhange mit den Gefahren betrachtet zu werden, die unser Vaterland nur eben erst wieder bedrohten.

Die drohende Zeitlage erinnert ganz an die ersten Zeiten der Reformation. Es hatten sich damals zu Mainz die katholischen Fürsten Deutschlands mit den Bischöfen gegen die noch junge protestantische Macht verschworen; Otto Pack aber, Rath des Herzogs Georg zu Sachsen, entdeckte das Geheimniß des „Mainzischen Bündnisses" dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen. Herzog Georg vertheidigte sich zwar hartnäckig gegen die Anklage, aber es wurde ihm nicht recht geglaubt, und Seckendorf in seiner Geschichte des Lutherthums spricht von einem Briefe Luthers vom 21. December 1528, wonach der Letztere den Kurfürsten „wider das freche und wüste Vornehmen des Herzogs Georgens zu stärken und aufzurichten" sucht. Höchst merkwürdig ist folgender Brief Luthers an Wenzel Link:

„Was der Bund der gottlosen Fürsten, welchen sie leugnen, für große Bewegung gemacht hat, wisset ihr; allein ich lege die sehr kalte Entschuldigung des Herzogs Georgens fast für ein Bekenntniß aus. Aber sie mögen's leugnen, entschuldigen oder erdichten, so weiß ich's gewiß, daß dieser Bund nichts Erdachtes oder eine Chimäre sei, ob er schon abenteuerlich genug ist . . . Denn sie wollen das Evangelium vertilget wissen, welches Niemand leugnen kann . . . Aber Gott wird diesen, welcher sich wie Moab mehr unternimmt als er ausrichten kann

und nach seinen Kräften stolziret wie er allezeit gethan hat, zu Schanden machen. Wir wollen wider diese Mörder beten. Es mag ihnen bis hieher vergeben sein; werden sie von Neuem wieder was vornehmen, so wollen wir auch zu Gott beten und danach die Fürsten erinnern, daß sie ohne alle Barmherzigkeit verderbet werden, weil sie als unersättliche Blutegel nicht ruhen wollen, als bis sie Deutschland vom Blute fließen sehen."

Und an seinen Freund Amsdorf hatte Luther am 13. Juni 1528 geschrieben: „Der Bischöfe und Herzog Georgens Entschuldigungen wollen keinen Glauben bei mir finden . . denn sie verfolgen das Evangelium und wollen unsere Fürsten vertilget haben; wir tilgen sie alle. Darnach haben die Papisten sich vergeblich gerühmet und gefrohlockt über viele andere Dinge, welche absonderlich Herzog Georgen anklagen und überführen, er habe Theil oder sei der Urheber dieses Blutbundes. Deswegen meine ich auch, daß, da sie so vielmals vergeblich gewarnet worden und von Neuem etwas unternehmen sollten, daß sie gänzlich ohne Barmherzigkeit werden geschlagen werden, worinnen ihnen auch Recht widerfährt, weil sie nicht wollen Frieden halten, sondern nach Blute dürsten."

Wie damals, so wird auch heute Etwas gegen das protestantische deutsche Reich geplant, von außen wie von innen, und was man auch vorbringen möge zur Beschönigung, und mag es auch vor der Hand schwer sein, die unleugbaren Beweise gegen den Einen oder Andern ihnen vorzuhalten, so „wissen wir's gewiß, daß dieser Bund nichts Erdachtes oder eine Chimäre sei." Wie würde die römische Schlange es sonst wagen, mitten im Sachsenland ihr Haupt emporzurecken? Sie muß sich doch stark genug fühlen. Und das in Dresden selbst!

Freilich schon zu Luthers Lebzeiten hat man sein Meisterwerk in Dresden verhunzen wollen; Hieronymus Emser, Herzog Georgens Secretär und Rath, bei welchem auch dem Reformator am 25. Juli 1517 eine Falle ge-

legt worden war, hat ihm die Uebersetzung des Neuen Testamentes nachmachen müssen und Herzog Georg hat dieselbe mit einer boshaften Vorrede versehen, gegen die sich Luther u. a. in einem Tractat von 1529 gewehrt hat. Wir dürfen also bei dem Giftausfall des Dresdener Katholischen Volksblattes ausrufen: Nichts Neues unter der Sonne!

Aber damals war die päpstliche Kirche im Meißnischen noch die offiziell herrschende, und die Reformation lag noch im Kampfe mit ihr. Aber bald darauf siegte Luther, Sachsen ist seitdem protestantisch geblieben, und wir dulden nicht, daß Römlinge uns in unserem eigenen Lande beschimpfen; wir wollen Herr in unserem Hause sein.

Wie uneigennützig, mit welch reiner Begeisterung Luther bei seiner biblischen Arbeit verfuhr, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeiget und nie keinen falschen Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen. So habe ich auch meine Ehre nicht darinnen gemeinet, das weiß Gott, mein Herr! sondern habe es zu Liebe gethan den lieben Christen und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunden soviel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal soviel verdolmetschet, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seine Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und habe, ja es ist seines theuern Blutes und sauern Schweißes. Darum soll's auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen." Ferner sagt er in seinen Tischreden: „Wenn ich mir's nicht ließe von Herzen sauer werden, um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so sollte mir die Welt nicht können Geldes genug geben, daß ich ein Buch schreiben oder etwas in der Bibel verdolmetschen wollte; ich will von der Welt meine Arbeit unbelohnet haben; die Welt ist zu gering und arm dazu. Ich habe noch nie meinen

Herrn in Sachsen um einen Pfennig gebeten, weil ich bin hier gewesen."

Und diesen Ehrenmann erfrecht ihr euch, ihr Römlinge, zu verunglimpfen, in seiner Heimath, in unserm protestantischen Sachsen zu beschimpfen? Während sich eure Cardinäle in aller Ueppigkeit und Wollust wälzten, hatte der opferfreudige Reformator kaum seinen nothdürftigen Unterhalt, seine ganze ordentliche Einnahme war nicht mehr als 200 Mfl. (175 Reichsthaler), die 1536 um 100 Gulden vermehrt wurden. Diejenigen dagegen, die sich ihm und der Reformation widersetzten, wurden mit großen Gütern beschenkt, dergestalt, daß Erasmus, der doch gewiß nicht der Schmeichelei verdächtigt werden kann, sprüchwortweise gesagt hat: Pauperem et tenuem Lutherum multos locupletare d. i. der arme Luther mache viele Leute, z. B. Ecken, Fabern u. s. w. reich. O, er hätte es auch so gut haben können; eure Legaten, ihr Römlinge, haben ihm mit italienischer Verschmitztheit genug geboten, aber „die Bestie achtet kein Geld" sagten sie wüthend.

Die alten Zeiten erneuern sich, das alte „Mainzische Bündniß" gegen das protestantische deutsche Reich wird wieder aufgefrischt und zwar in größerem Maßstabe. Schon zischt die römische Natterzunge im Herzen unseres Vaterlandes, schon überhebt ihr euch, ihr Erzfeinde deutscher Freiheit und deutscher Bildung, des vermeintlichen Sieges gewiß, und du Mann im Vatican selbst, der sie ermuthigt im Kampfe gegen das deutsche Reich, „gedachtest du doch in deinem Herzen: ich will in den Himmel steigen und gleich sein dem Allerhöchsten" (Jesaias 14), aber lies den Propheten nur weiter bis ans Ende, und erinnere dich, daß schon 1527, als unser Georg von Frundsberg dein Rom erstürmte, die italienischen und spanischen Soldaten, in ihrem Haß gegen dich die deutschen Truppen noch überbietend, Luthern selbst zum Papst ausriefen.

Das Katholische Volksblatt zu Dresden wagt es,

Luthers Bibelübersetzung absichtlicher Fälschung zu zeihen. Diese freche Verleumdung ist schon zurückgewiesen worden. Wenn Jemand absichtlich gefälscht, d. h. gelogen hat, so seid ihr es, ihr Päpstlinge. Warum war denn in der französischen Uebersetzung des neuen Testaments, die ich einmal verglichen habe, die Stelle „Es soll aber ein Bischof unsträflich sein, eines Weibes Mann“ (1. Timoth. 3, 2) weggelassen? Warum diese „absichtliche Fälschung“? Weil der Laie nicht erfahren soll, daß euer Cölibat der heiligen Schrift entgegen ist.

Was aber nächst der religiösen Bedeutung dem Bibelwerke Luthers seinen unvergänglichen Werth giebt, was es zu einem Volksbuche wie kaum ein anderes gemacht hat, das ist der ureigene Genius unserer Sprache, der in dieser Uebersetzung hervortritt. Luther hat dadurch, so gut wie einst Dante durch sein Gedicht die italienische, unsere neuhochdeutsche Sprache sozusagen erst erschaffen, ein Verdienst, das ihr Fremdlinge — denn der Römling wird nie heimisch in Deutschland — in eurer Impotenz gar nicht zu fassen wißt!

Wo ist die katholische Verdolmetschung der heiligen Schrift, die nur annähernd einen solchen Eindruck auf das Volk, auf sein Gemüth und seine Sprache gemacht hätte? Darum meint man auch, wenn man die „deutsche Bibel“ nennt, darunter kurzweg die Lutherische Uebersetzung, und eurer frechen Verleumdung gegenüber ist es passend, hier das Gedicht Klopstocks ins Gedächtniß des Volkes zurückzurufen:

Die deutsche Bibel.

Heiliger Luther, bitte für die Armen,
Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
Nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntniß
Endlich genesen!

Weder die Sitte, noch der Sprache Weise
Kennen sie, und es ist der Reinen Keuschheit
Ihnen Mährchen, was sich erhebt, was Kraft hat,
Edleres, Thorheit.

Dunkel auf immer ihnen jener Gipfel,
Den du muthig erstiegst und dort des Vater-
Landes Sprache bildetest zu der Engel
Sprach' und der Menschen.

Zeiten entfloh'n; allein die Umgeschaff'ne
Blieb, und diese Gestalt wird nie sich wandeln.
Lächeln wird, wie wir, sie dereinst der Enkel,
Ernst sie, wie wir, seh'n.

Heiliger Luther, bitte für die Armen,
Daß ihr stammelnd Gered' ihr Ohr vernehme,
Und sie dastehn, Thränen der Reu' im Blick, die
Hand auf dem Munde!

Darum hat sich auch in dieser Bibelsprache Luthers unsere deutsche Literatur verjüngt, die ja seit dieser Uebersetzung eine vorzugsweise protestantische ist; in dieser Sprache schöpfte Klopstock seine ebenso religiöse wie patriotische Begeisterung, in ihr unsere Heroen Schiller und Goethe, in ihr Herder, der Apostel der Humanität. Ja, in den Zeiten des tiefsten Verfalls Deutschlands war diese von Luther umgeschaffene Sprache, die sich unwillkürlich auch die gebildeten Katholiken aneigneten, das einzige nationale Band, und als ich im Exil, „im fernen Ausland fremder Sitten", „aufschrie nach Trost wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser", da vertiefte ich mich in das Studium von Luthers Kernsprache und meine Seele ward gebadet wie in Morgenthau. Denn hier ist keine schale Frömmelei, der ureigenste, urgesunde Geist unseres Volksthums weht uns entgegen aus dieser Sprache, und der Sieg dieses Volksthums trat mir fest vor die Seele, „das Reich muß uns doch bleiben," rief ich mit Luthers Worten aus, und es ist uns geblieben: denn das protestantische deutsche Reich ist erstanden, und das katholische Volksblatt „im lieben Sachsenlande" nagt sich an ihm umsonst die Giftzähne aus.

Denn immer wieder müssen wir es betonen, gegen dieses deutsche Reich sind zuletzt die Angriffe auf Luther

und Luthers Bibel gerichtet; man möchte im Volke die Achtung vor dem Werke unsers Reformators erschüttern, um dann um so leichter das protestantische Reich zu stürzen, das die Schlußfolge von jenem war. So lange aber die Erzfeinde unseres Volksthums, die Römlinge, dieses ihr Giftmischerwerk ungescheut und ungestraft „im lieben Sachsenlande“ thun dürfen, werden auch alle aufrichtigen dentschen Patrioten, nach Trost und Schutz verlangend, hinüberblicken nach Preußen, das schon einem Chr. Thomasius ein Asyl gewährte und wo der in Sachsen geborene Johann Gottlieb Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt. Und wahrlich, nur der charakterlose Blödsinn kann es ihnen verargen.

Offen gestanden, in diesem Augenblick ist das neue deutsche Reich der Hort der europäischen Bildung und wir habeu die von dem Gott der Geschichte uns auferlegte Pflicht, das protestantische deutsche Reich fest zu schützen gegen alle Mächte, denn in ihm ruht die Zukunft der Bildung und Freiheit, die Zukunft der Menschheit. In unseligem Wahn befangen sind diejenigen, welche, in Hast ein schönes Ideal zu erhaschen suchend, unseren Patriotismus als eine „untergeordnete Stufe des Fortschritts“ belächeln oder verhöhnen, während gerade wir, das deutsche Volk im deutschen Reich, die sicherste Bürgschaft für den Sieg der Humanität bieten, draußen aber um uns die ärgsten nationalen Leidenschaften tummeln und toben. In unserem deutschen Reich allein ist der Mittelpunkt zur Entfaltung der modernen staatlichen Bildung. Und unser Kampf für das protestantische deutsche Reich gegen das Papstthum, in diesem Augenblick „in unserem lieben Sachsenland“ für die deutsche Bibel, ist kein confessioneller Hader, sondern ein wahrhaft humaner Kampf, der auch den armen, in den Schlingen des verdummenden Pfaffenthums gefangenen Gegnern zu Gute kommen wird.

Es handelt sich um die Bildung, um die Freiheit der Welt; es handelt sich auch um den Wohlstand des

Volkes, um die Hebung des materiellen Elends. Mit Blindheit geschlagen sind jene, die den „Culturkampf“ belächeln, mit den Feinden des Deutschen Reiches Hand in Hand gehen möchten und nach seiner Zerstörung mit den andern Gegnern leicht fertig zu werden hoffen. Größere, wohlorganisirte Mächte sind von den Jesuiten gebrochen worden; auch heute würden letztere mit den Massen bald fertig werden. Seht hin in die Länder, wo die päpstliche Kirche seit Jahrhunderten geherrscht hat, wie sieht es daselbst mit dem Wohlstand des Volkes aus? Trotz des gesegneten Bodens, des milden Himmels versumpft das arbeitende Volk im Elend und der Nationalreichthum der katholischen Staaten verkümmert, statt, begünstigt von der üppigen Natur, zu wachsen und zu gedeihen. Wenn Frankreich trotz Pfaffen und Jesuiten nicht zu Grunde gegangen ist, so verdankt es dies nur dem ihm innewohnenden Voltairianismus, dem Gegengewicht gegen den Druck des Aberglaubens, den die „unwissenden Brüder“, les frères ignorantins, diese Volksschullehrer der katholischen Länder, im Volke verbreiten und nähren.

Das deutsche Reich und Volk hat die Sendung auf Erden, den Geist der Finsterniß zu beschwören, seine Macht zu brechen, das Werk Luthers zu vollenden. Heute, wo ich Dies schreibe, am 16. April, ist der Jahrestag des Einzugs Luthers in Worms. Seien wir unerschrocken wie er, „und wenn die Welt voll Feinde wär' und wollt' uns gar verschlingen“, fürchte den Kampf nicht, mein Volk; sprich, wie dein Vorkämpfer vor dreihundert Jahren, die Brust geschwellt von dem Bewußtsein seiner heiligen Sendung: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Und Gott wird dir helfen!

Seit jener Zeit hat auch „im lieben Sachsenlande“ den confessionellen Frieden nichts wieder gestört. Aber anderswo geht die Maulwurfsarbeit weiter. Wenn, seltsam erfreulicher Weise! im katholischen Baiern der groteske fanatische Hetzer Dr. Sigl, der noch päpstlicher als

der Papst selbst sein will, so ziemlich vereinzelt dasteht, so ist doch in Baden erst unlängst der Ultramontanismus einiger Maßen zum Schweigen gebracht worden und in Württemberg wurden noch jüngst Besorgnisse laut, daß der Jesuitismus versuche, den Protestantismus zu umstricken, um ihn einst zu ersticken. In Mecklenburg fühlte man sich von gleicher Gefahr bedroht. Aber am dreistesten erhebt die alte Schlange ihr Haupt in dem Lande selbst, das seit der Zeit der Reformation zur deutschen Vormacht auserkoren ist; hat es doch in Berlin, der Reichshauptstadt, ähnlich den falschen Propheten, von denen die heilige Schrift weissagt, daß sie die echten nachäffen werden, die Jesuitenpartei gewagt, ihre Teufelsfratze mit der Maske der „Germania“ zu bedecken! Die deutsche Redlichkeit selbst wird uns zum Unheil; kein Volk hat es je mit der Religion und Religiosität so ernst genommen wie das deutsche. Gerade der Spott und Hohn, den in Italien Priester und Volk mit der Religion trieben, machte Hutten und Luther so ergrimmen; waren doch schon zur Zeit der Kreuzzüge die Deutschen (nebst den Franzosen) die Narren Roms, sie ließen sich von den schlauen, mit der Tiara gekrönten Politikern zur Eroberung eines Grabes antreiben, während die sehr positiven praktischen Italiener die fromme Begeisterung der wahrhaft Gläubigen für ihren Handel ausbeuteten. Auf diese unverfälschte Ehrlichkeit des deutschen Volkes, die es nicht glauben kann, daß man mit ihr Spott treiben will, baute ihrerseits die römische Curie ihre Hoffnung und Stärke, was einmal einen hannöverischen Geistlichen dem Verfasser gegenüber zu dem Ausspruch trieb: „Die römische Curie ist unsre guten deutschen Katholiken gar nicht werth!“ Gewiß nicht; aber gerade das bestärkt den welfischen Führer des Centrums in der Hoffnung, in der Stadt Hannover bald eine zweite katholische Kirche erbauen zu können, wie Andere dieselbe Hoffnung anderswo hegen.

Wer aber hat dies Centrum, wir wollen nicht sagen:

großgezogen, aber doch in seinem Machtgefühl bestärkt? Oder war es nur ein feines historisches Lustspiel, wenn sich der Reichskanzler, um sich die nöthigen Finanzen zur Ausführung seiner deutschen Pläne zu verschaffen, auf diese deutschfeindliche Macht stützte? Streift doch auch der tragische Conflict zwischen Deutschland und Rom an die hohe Komödie, wenn bei dem Streite zwischen dem Mutterlande der Inquisition und dem Vaterlande Luthers über ferne Inseln der protestantische Reichskanzler den Papst selbst als Schiedsrichter anruft! Und nachdem das Urtheil gefällt ist, über das sich Deutschland gar nicht zu beklagen hat, was geschieht dann? Während man noch vor zwei Jahrhunderten die Protestanten in Spanien verbrannte, muß dies erzkatholische Land zusehen, wie der heilige Vater den Protestanten zum Ritter Christi weiht! Möchte man nicht ausrufen wie bei Beaumarchais: „Mais qui trompe-t-on ici?“ „Leider war die Komödie des französischen Satirikers nur das Vorspiel zu einem furchtbaren Drama. „Tout finit par des chansons“ hatte es ebenfalls bei Beaumarchais geheißen, aber die Chanson, mit der das achtzehnte Jahrhundert endete, war die Marseillaise! Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts hallt von einem andern Schlachtliede wieder:

Sauvons Rome et la France
Au nom du Sacré-Coeur!

„Dies hab' ich vielleicht in meiner Gemüthsbewegung mit mehr Freimuth zu dir gesprochen als deine Würde es verträgt. Aber ich verhoffe das Beste zu dir. Deshalb glaubt' ich an einen Freien auch frei schreiben zu können. Lebe wohl! und ermanne dich!“ Mit diesen Worten schloß Ulrich von Hutten am 11. September 1520 auf der Ebernburg seinen Brief an den Kurfürsten von Sachsen. Das letzte Wort des Briefes haben wir nur der Vollständigkeit wegen hierher gesetzt, nach des Fürsten Bismarck Rede in der Polendebatte hat es keinen

Sinn. Nicht ohne Grund aber führen wir gerade hier wieder Ulrich von Hutten an.

Sein nationales und politisches Programm (so schreibt der erwähnte Patriot in Kreuznach) ist in jener Rede niedergelegt, die er dem Kaiser Maximilian im Jahre 1518 bei Gelegenheit des Reichstages zu Augsburg überreichte und in welcher er die Fürsten zum Krieg gegen die Türken, die damaligen „Erzfeinde“ Deutschlands, aufforderte. Er schließt also: „Darum habt ihr in diesem Kriege ebenso sehr gegen Rom als gegen Asien auf der Hut zu sein ... Bei euch selbst habt ihr Alles zu suchen ... und nicht jene ränkevollen Rathgeber von außen zuzulassen“, denn, hat er vorher gesagt, ohne Einigkeit muß Deutschland, auch abgesehen vom Türken, zu Grunde gehen.“ Dieses Programm stimmt ganz zu der heutigen Zeitlage. Von Neuem ist Deutschland gleichzeitig von Rom und dem Feind im Osten bedroht, der diesmal nicht der Türke, sondern der Slawe ist, und mehr als je thut uns heute Einigkeit Noth, mehr als je ist sie heute gefährdet.

Rom! Es handelt sich hier nicht oder nicht blos um den Papst selbst, der ja möglicher Weise von den friedfertigsten Absichten beseelt sein mag. Ist er denn auch der wirkliche Regent der Kirche? Liegt nicht seit dem Vatikan'schen Concil die Regierung in den Händen des Jesuitenordens? Es wäre dem Papste so leicht, sich der Menschheit wahrhaft als „heiliger Vater“ zu zeigen, wenn er erstens den Priestercölibat abschaffte und zweitens den Jesuitenorden aufhöbe. Nur der Cölibat hat es möglich gemacht, daß sich die römische Kirche mit den Barbareien der Inquisition und den höllischen Autodafès befleckt hat. Wären die Priester Familienväter geblieben, sie hätten niemals diese Unmenschlichkeiten begangen; durch die ehelosen Priester ist der Charakter des an sich so edeln, hochherzigen spanischen Volkes verdüstert worden, nur durch ihre Erziehung ist Philipp II. zu dem furchtbaren Dämon des Südens geworden, nur sie haben

in diesem Könige, der in seinen unlängst aufgefundenen Briefen an seine Kinder ein so zärtliches Vaterherz enthüllt, das menschliche Gefühl so ganz ersticken können. Hören Sie es, Heiliger Vater, der erste Priester war ein Familienvater, und darum hat der deutsche katholische Priester Luther wahrhaft priesterlich gehandelt, als er, das Gebot Gottes höher achtend als das Verbot Gregors VII., seine Ehe schloß und eine Familie gründete.*) Wird aber ein Papst nach dem Tode Benedicts XIV. es je wagen, den Jesuitenorden aufzuheben? Nie! An diesem scheitert seine Macht. Auf dessen Rechnung kommen die ultramontanen Umtriebe, die den Bestand der protestantischen Kirche und durch Windthorst und sein Centrum den Bestand des deutschen Reiches gefährden. Dieser Orden ist eben die herrschende Macht innerhalb des Katholicismus und einen frommen Wahn nähren jene aufrichtigen Männer, die wie der 1869 aus Ueberzeugung katholisch gewordene Reinhold Baumstark, Verfasser der Schrift „Plus ultra!“, dem Fürsten Bismarck vorwarfen, „die sich breitmachende Coterie der Ultramontanen mit dem Wesen der Kirche zu verwechseln“; der rein religiöse Katholicismus ist dem Orden der Jesuiten erlegen.

Der zweite Feind, der uns wie zu Huttens Zeit droht, ist der nationale im Osten, der Slawe. Polen, Czechen, Slowenen sind verbündet gegen das Deutschthum. Aber weit drohender ist heute die Gefahr, weil der nationale Haß hier durch den ultramontanen verschärft wird. „Sauvons Rome et la France!“ ist in das Slawische übersetzt worden, seitdem die französische Republik sich ebenfalls des Klerikalismus zu erwehren sucht. Im Osten richtet Rom sein mächtigstes Bollwerk zur Zertrümmerung des deutschen Reiches auf, in derselben Ostmark, die einst zu dessen Wehr und Schutz gegründet wurde. Dort hetzt die römische Priesterschaft die Slawen

*) Anm. S. unser Buch: Evas Töchter bis auf Luthers Käthe. Jena, Fr. Mauke's Verlag.

gegen die Deutschen auf, dort wird von dem ultramontanen Klerus das Deutschthum selbst uns entfremdet. Es wehrt sich kräftig; davon zeugt das Gedicht, das die Wiener „Deutsche Wochenschrift“ im März 1884 brachte:

Huttens letztes Lied.

Ihr dient die Welt um schnöden Lohn,
Sie herrscht auf dem erschlich'nen Thron,
Die Lüge wird sie zubenannt;
Ihr frohnte rings das deutsche Land,
Ihr waren Priester, Fürsten hold,
Sie dienten ihr um Gunst und Gold.
Daß sie's gethan — Gott sei's geklagt —
Ich trutzt' ihr doch; — ich hab's gewagt!

Verachtet schaut' ich und verschmäht,
Verhöhnt der Wahrheit Majestät,
Der doch die Besten aller Zeit
Sonst Blut und Leben gern geweiht.
Ich hielt mich ihres Dienstes werth.
Ich sang mein Lied; ich schwang mein Schwert
Und kämpfte froh und unverzagt
Bis an den Tod; — ich hab's gewagt!

Sie wußten deſſ' mir schlechten Dank;
Im Elend lieg' ich, arm und krank;
Verfolgt, geächtet und verbannt
Und fern von dir, mein Vaterland. —
Des Todes Hand erfaßt mich bald;
Mein Schwert zerbricht, mein Lied verhallt, —
Doch, was ich that, sei nicht beklagt;
Dem Himmel Dank; — ich hab's gewagt!

Mich faßt der Tod; — was liegt daran?
Schon treten And're auf den Plan;
Der Lüge feiler Thron zerbricht,
Schon wird es rings auf Erden licht;
Die Nacht entflieht; der Morgen graut,
O Deutschland, Heimath süß und traut,
Mein Vaterland, dein Morgen tagt —
Herr nimm mich auf; ich hab's gewagt! —

Erschütternd tönt diese Stimme, denn die Gefahr ist groß. Schon haben sich die Landtage von Oesterreich, Salzburg

und Vorarlberg gerühmt, nach dortiger Redeweise mit dem „preußischen Gift“ in den Schulen ihrer Länder gründlich aufgeräumt zu haben; sämmtliche Schulbücher, in denen von Preußen, seinen Herrschern, Staatsmännern und Heerführern nur in irgend einer Weise anerkennend gesprochen wurde, sind vollständig ausgemerzt worden. Ja, der ultramontane Landesschulrath von Salzburg hat sich von seinem Hasse gegen Preußen soweit hinreißen lassen, die „ausgestoßenen preußischen Bücher“ im Hofe seines Amtslokals zu verbrennen! Zu Feldkirch im Vorarlberg aber haben die Jesuiten eine Erziehungsanstalt gegründet, wo Zöglinge aus allen Ländern in der deutschen Sprache unterrichtet, aber in deutschfeindlichem Sinne erzogen werden.

Das ist die ernste Mahnung, die uns aus jener Buchonia vom Röngebirge herübertönt, wo der Römling Bonifacius das Kloster Fulda gründete; Hutten selbst, der licht- und freiheitsdurstig diesem Kloster entsprang, erhebt seine warnende Stimme. „Seid einig im Innern! Weg mit den Römlingen! Habt Acht auf den Osten!“ Das war sein Ruf; möge ihn das deutsche Volk noch heute beachten! Zum Zeichen aber, daß er vernommen wurde und daß die Nachwelt das Gedächtniß des edlen Märtyrers der deutschen Freiheit dankbar ehrt, erhebe sich auf der Ebernburg, ein leuchtendes Vorbild für die deutsche Jugend,

Das Standbild Ulrichs von Hutten!

Schloß Chambord

oder:

Der Untergang einer Dynastie.

I.

Zwei Verbannte.

Ich reiste einmal in Frankreich vor langen Zeiten in düsterer Stimmung zur Nachtzeit auf der Eisenbahn. Es war zwischen Paris und Etampes, als es auf den Kirchthürmen Mitternacht schlagen mochte. Die Gegend hat hier zuweilen einen seltsamen, ich möchte sagen druidisch-unheimlichen Charakter; der Nachthimmel war dunkel und gespenstische Wolken flogen grauenhaft über der schweigenden Landschaft hin; es war, als ob eine Wüste im Schatten des Todes ruhte. Da glaubte ich plötzlich auf dürrer Haide ein einsames Schloß zu erblicken mit grauen Mauern und öden Fensterhöhlen, alle Vegetation schien umher erstorben, nur verkrüppelte Weiden und ein paar nackte entblätterte Pappeln knarrten schauerlich im Nachtwinde. Ich habe seitdem die Gegend oft wieder und bei Tage durchreist, nach der einsamen Grabwohnung geforscht, sie aber nie wieder entdeckt. War es eine leere Luftspiegelung der Thalnebel, war es ein Schreckbild meiner aufgeregten Phantasie? Ich weiß nicht. Damals aber ward ich wie von nackter Wirklichkeit so schauervoll ergriffen, daß ich sogleich beim Schein der Waggonlampe folgende Verse in meine Brieftasche niederschrieb:

Das einsame Schloß.

Mitten im Walde steht ein Schloß
Auf dürr sandiger Haide,
Drin statt rauschendem Dienertroß
Seufzt der Wind wie im Leide.

Unfern davon an sumpfigem Teich
Auf wüst moorigem Acker
Zuckt es brechenden Augen gleich
Fluchtig in bleichem Geflacker.

Nächtig darüber ob Schloß und Sumpf
Ziehen die Wolken und sausen,
Daß die Föhren und Kiefern dumpf
Ringsum davor ergrausen.

Ein unendliches banges Weh
Liegt auf der ganzen Haide;
Da flattert kein Vogel, da grast kein Reh,
Da treibt kein Hirte zur Weide.

Als ich des Nachts dran fuhr vorbei,
Tief in Gedanken vertrauert,
Weckte mich plötzlich ein furchtbarer Schrei,
Daß ich zusammen geschauert.

Wer ihn ausstieß, von wannen er kam,
Konnte ich nicht entdecken;
Lag darin ein so entsetzlicher Gram,
Daß ich versteinte vor Schrecken.

Aber mit ehernem Widerhall
Hat mir's im Herzen gesprochen,
Und die vernarbten Wunden all'
Sind darin aufgebrochen:

War's der Erinn'rung Verzweiflungsschrei
Aus meiner Jugend Lande,
Gleich dieser Haide nun Wüstenei,
Gleich ihr verschüttet im Sande?

Diese Verse kamen mir unwillkürlich in den Sinn, als ich später, im Jahre 1864, das Schloß Chambord besuchte. Selten hat eine Wanderung einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht wie diese. Das Schloß wurde bekanntlich

nach der Ermordung des Herzogs von Berry, Sohnes und muthmaßlichen Thronfolgers Karls X., von einem Vereine gekauft und dem nachgeborenen Sohne des Herzogs, Heinrich, an seinem Tauftage, dem 1. Mai 1821, „im Namen Frankreichs“ geschenkt; aus Dankbarkeit trug letzterer, in Frankreich Herzog von Bordeaux genannt, nach der Vertreibung seiner Familie 1830 im Exil den Namen eines Grafen von Chambord. Das war alles, was das stolze Geschlecht der Bourbonen, was Frankreichs Königshaus nach einer fast tausendjährigen Regierung von Frankreichs Boden noch sein nannte! Der Urenkel Ludwigs XIV., wie dieser „Dieudonné“ genannt, als habe ihn Gott selbst der Nation zu ihrer Beglückung gegeben, er, der in allen Briefen Henri de France zeichnete, war in Wirklichkeit nichts als ein Graf von Chambord. Ein einsames Schloß, fast verschollen, wie eine Ruine, um so mehr ergreifend, als es noch in voller Pracht erhalten, an die Tage seines ehemaligen Glanzes erinnert, von nichts bewohnt als von Gespenstern der Vergangenheit und dem Schweigen des Grabes, endlich, um den schauerlichen Eindruck noch zu erhöhen, verloren in einer Wildniß kümmerlichen Ansehens, — das war alles, was die Bourbonen noch besaßen von

> diesem Land des Ruhms,
> Dem schönsten, das die ew’ge Sonne sieht
> In ihrem Lauf, dem Paradies der Länder,
> Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges.

Ein schicksalsschwerer Ernst überfällt den Betrachter bei diesem Anblicke; es sind die Trümmer einer tausendjährigen Geschichte, auf denen das Auge verweilt. Wandert mit mir hin im Geiste: denn das Schloß liegt seitab von den breitgetretenen Gleisen, die der nach Frankreich reisende Deutsche gewohnt ist, und doch wird Jeder etwas für seinen Geschmack finden, vor allem der Künstler und der Politiker. Nur der Verbannte freilich konnte lebhaft die ganze Tiefe des Eindrucks fühlen — es war die letzte Stätte, die ein Verbannter in der Heimath

hatte, und dieser Verbannte hatte sie nie gesehen. Erst im Jahre 1871 weilte der Graf von Chambord flüchtig in seinem Schlosse. Doch, wollt ihr euch in die rechte Stimmung versetzen, so denkt an den Zauberpalast, den „der große König", des Grafen Ahn, aus einer andern Wüste hervorspringen ließ, an jenen stolzen Königssitz, zu dem alle Fürsten Deutschlands huldigend zogen, um ihn dann daheim auf Kosten ihrer von Auflagen und Steuern erdrückten Unterthanen nachzuäffen!

Denkt an Versailles und seinen ungeheuren Prunk, der 250 Millionen verschlungen hat! Und wenn ihr euch nun all die Macht und Herrlichkeit vergegenwärtigt, die hier den Despoten Europas umgab, dann versetzt euch mit mir in die öde dürftige Ebene der Sologne, in das verlassene, schweigende Chambord und sagt euch: Das ist alles, was dem Enkel geblieben!

Mitten im Walde steht ein Schloß
Auf dürr sandiger Haide!

Freilich, was war, was bin ich armer Mann aus dem Volke, der ich mir Zeitlebens meinen Platz im Sonnenschein durch meine Arbeit habe erringen müssen, was bin ich gegen den Abkömmling des mächtigsten Königs, gegen den Dauphin von Frankreich? Was ist das freundliche Haus in meiner kleinen Vaterstadt, das meine Kindheit beschirmte, gegen das königliche Erbe, das dieser „fünfte" Heinrich verloren hatte? Ein armes Obdach gegen den Regen. Wie habe ich es nur wagen können, mein armseliges Schicksal neben dies tragische Ende des Hauses der Bourbonen zu stellen? Und ich habe es doch gewagt; als ich durch die Hallen seines Schlosses wandelte, fühlte ich mich so groß und stolz wie er, der Graf von Chambord. Denn sein war die Vergangenheit, mit der er versunken ist, unser ist die Zukunft: das Reich, für dessen Gründung wir gekämpft haben, wird an Macht und wahrer Größe das Zeitalter des vierzehnten Ludwig mit seinem falschen Prunk weit hinter sich lassen. Denn dieses neue deutsche Reich, wir

haben es erstrebt und vorbereitet, wir die Jugend von 1817, wir die Männer von 1830 und 1848; Bismarcks Werk ist nur die Erfüllung dessen, was wir gewollt, wonach wir funfzig Jahre lang unter Mühsal und Elend gerungen haben; und nun es erreicht ist, was wir erstrebt, beginnt auf Grund dieses deutschen Reiches unter dem deutschen Banner eine neue Zeit, deren Aufgabe es ist, die Ideale der Heroen unserer geistigen Cultur zu verwirklichen.

II.

Zwei Hugenottenschatten.

Das Schloß Chambord liegt in der Sologne; so heißt die Gegend von Romorantin auf dem linken Loireufer südlich von Blois, ein zum großen Viertel wüstes, unbebautes Land mit gegen tausend Teichen. Die Oberfläche des Bodens besteht aus Sand und Kies mit einer dünnen Decke Pflanzenerde; unter dieser wenig ergiebigen Schicht liegt Thonerde, sodaß der Boden im Sommer eine dürre Haide, im Winter eine sumpfige Lache bildet. Wie der Boden, so die Frucht; der Ackerbau ist kümmerlich, weshalb auch Napoleon III., unter dessen Regierung sich die Bauern am wenigsten zu beklagen hatten, am östlichen Ende der Sologne, in La Motte-Beuvron, ein großes Grundstück angekauft und, um den Nacheifer zu wecken, als eine Musterwirthschaft hatte verwalten lassen. Das Gehölz hat ein verkrüppeltes Ansehen, an die Majestät der deutschen Wälder darf man selbst im Park von Chambord nicht denken. Die Hausthiere sind wie die Pflanzen, die Pferde von geringem Ansehen, indessen gutmüthig und ausdauernd. Nur die Schafe (la race solognote) zeichnen sich aus; klein von Gestalt, bieten sie feine Wolle und treffliches Fleisch. Leider haben sich auch Wölfe und Füchse sehr vermehrt. Ebenso verkümmert wie der Rest ist der hiesige Menschenschlag, den die

Fieber fortwährend heimsuchen. Und doch war das nicht immer so. Spuren römischer Niederlassungen zeugen von altem Anbau, und das „Geographische Lexikon“ von Dézobry sagt ausdrücklich: . . . . „sonst wohlhabendes und blühendes Land, durch die Widerrufung des Edicts von Nantes zu Grunde gerichtet.“ Das Haus der Bourbonen hat sich schwer versündigt. Ob es wohl dem Grafen von Chambord während seines Aufenthalts in Homburg nicht manchmal begegnet war, daß er auf Ausflügen plötzlich die französische Sprache des 17. Jahrhunderts vernahm und Enkeln vertriebener Hugenotten gegenüberstand? Diese Réfugiés waren vielleicht aus derselben Sologne, wo nun sein einziges und letztes Eigenthum auf Frankreichs Erde lag! Die Geschichte übt furchtbare Gerechtigkeit; nun athmete der vertriebene Dauphin mit den Opfern des Despotismus seines Ahnen dieselbe Luft des Exils. Gerecht, sage ich, ist die Geschichte. In der „France illustrée“ von G. Barbe steht: „Die Widerrufung des Edicts von Nantes ruinirte die Industrie von Romorantin (Tuchmanufactur), die Revolution hat sie gerettet. Zwar hat die Stadt der Concurrenz des Nordens gegenüber ihre alte Blüthe noch nicht wieder gefunden, doch zeigt sich seit funfzig Jahren ein merklicher Fortschritt.“ Nur durch den Sturz der Bourbonen konnte Frankreich sich retten. Und das muß uns selbst eine Reise nach Chambord sagen! Welche Lehre!

In Orleans, von wo ich abreiste, war ich lebhaft an den Thronprätendenten erinnert worden. Es gab damals hier noch eine legitimistische Partei, die sich durch religiöse Vereine auch in den Bürgerstand verzweigte. In einem der Magazine fand ich unter Glasrahmen eine Denkmünze auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux. Eine Bekanntschaft hat mich auch in das Haus geführt, worin die aus dem Vendéerkriege bekannte Marquise de Larochejaquelin gestorben war. Es ist das Haus neben der Post in der Straße Colombier; in einer Ecke

des Hofes steht eine Akazie, von der Marquise selbst gepflanzt. Da ich einen Theil der Vendée selbst besucht hatte, so traten die Kämpfe von 1793 und 1832 lebhaft vor meine Seele, wenn ich das Laub dieser Akazie flüstern hörte.

Wer einmal die Reise machen will, thut wohl, nicht mit der Eisenbahn bis nach Blois zu fahren, sondern nur nach dem noch fünf Stunden davon entfernten Städtchen Mer; man ist hier Chambord näher und das Schloß präsentirt sich hier dem Reisenden besser; während er es von Blois her stundenlang sieht, überrascht es ihn hier plötzlich in voller Pracht. Links von der Bahn läßt man zwei Städtchen, Meung, wo der zweite Dichter des Romans von der Rose, Jean Clopinel (1260—1320), geboren ist, und das pittoreske Beaugency.

„Mer!" ruft der Conducteur. Es ist ein kleines Städtchen, aber sein Name hat einen furchtbaren Klang für das Ohr der Bourbonen: denn es ist die Heimath Jurieus, des bis zur Verzückung erregten Kämpfers gegen Bossuet und Ludwig den Despoten, des Verfassers der „Soupirs de la France esclave!" Ja wohl, in den tiefsten Pfuhl der Knechtschaft war Frankreich unter dem Bourbonen Ludwig gefallen, der sich mehr denn einen Sultan, der sich einen Gott dünkte; einen Gott! Denn er ließ seiner Religion, weil es seine persönliche Religion war, Hekatomben von edeln Menschen schlachten. Aber Jurieu der Prophet (1639—1713) hatte den Sturz dieser Abgötterei, für welche Bossuets kleine Seele sich nicht schämte in die Schranken zu treten, richtig prophezeit. Fünf Monate nach dem Widerruf des Edikts von Nantes erschien sein Buch: „L'accomplissement des prophéties", wonach der erste Schlag gegen den Antichrist im April 1689 geführt werden sollte. Und siehe, am 11. April 1689 wird Wilhelm von Oranien in Westminster gekrönt und somit das Centrum des Widerstandes gegen den Despotismus des Bourbonenthums gegründet. Unter den Protestanten, die vor Ludwig flohen, war auch Denis

Papin, der das Geheimniß der Dampfkraft entdeckte. Jetzt hat man ihm in Blois, seiner Vaterstadt, eine Bildsäule errichtet, man bereichert sich mit seinem Ruhm. In Mer hat sich seitdem wieder eine protestantische Gemeinde gebildet, die ihr Gotteshaus in dem anstoßenden Dorfe Aulnay hat, und sonderbarer Weise ist sie von einem bretagneischen Edelmann, der 1793 als Legitimist und Katholik nach England emigrirte, dort aber zum Protestantismus überging, unter Ludwig XVIII. gesetzlich gegründet worden. Das Haus Jurieus ist in der Stadt selbst und gehört einer protestantischen Familie, deren greises Haupt mir in tiefster Erregung von den Gräueln der Hugenottenverfolgung erzählte. So hüten zwei Hugenottenschatten, Jurieu und D. Papin, zwei Opfer Ludwigs XIV., an der Loire den Uebergang zum Schlosse Chambord. sie mahnten den Enkel an die Schuld seines Hauses; er hat die Mahnung wohl nie verstanden.

III.

Die Baukunst ein Kulturspiegel.

Mer liegt eine Stunde Wegs von der Loire; eine Hängebrücke führt in die Sologne hinüber, Secalaunia im Latein des Mittelalters genannt, wohin Gelehrte der Oertlichkeit, geblendet von Lokalpatriotismus, dem es schmeichelt, wenn seine Heimath der Schauplatz großer Ereignisse war, die große Hunnenschlacht von 451 setzen, indem sie „in campis secalaunicis“ statt „catalaunicis“ lesen. Am linken Ufer der Loire liegt das Kirchdorf Muides, weiter hinunter ein anderes, Saint-Dié; da sie auf einer Höhe liegen, so gewähren sie einen stattlichen Anblick. Das Innere des Dorfes aber ist schon ziemlich verschieden von der Eleganz, die auf dem rechten Ufer der Loire herrscht, und die dürftige Dorfkneipe deutet auf die Dürftigkeit der Gegend hin. Nach einer Stunde Wegs

kommt man an die Mauer des Parks, der einen Umfang von acht Stunden hat (sieben zählt das Volk, das die geweihte Zahl der Siebenmeilenstiefel vorzieht); links vom Eingang geht ein Weg ab, man achte wohl auf den Wegweiser, denn er verräth uns das Geheimniß des Wunderbaues, dem wir zuwandern. Auf dem Arme liest man „Chemin de Thoury“; die schöne Gräfin von Thoury hatte Franz des Ersten Herz gefesselt, als er noch Graf von Angoulème war, dem Zauber der Liebe uud der Leidenschaft für die Jagd, wozu die waldige Gegend einlud, verdankt Chambord seine Entstehung.

Zwar gab es schon auf derselben Stelle ein altes Jagdschloß in mittelalterlichem Baustyl, das von den alten Grafen von Blois, den ersten erblichen unter den Capetingern, bewohnt wurde; man nannte es im 12. Jahrhundert auch Chambord-Montfrault, nach einem noch ältern Schlosse dieser Grafen, dessen Namen an einem Ende des Parks noch in dem des Pavillon-Montfrault erhalten ist. Der Stifter dieses Grafengeschlechts, der wilde Thibault le Tricheur, spukt der Volkssage nach um diesen Pavillon. Wenn der Bauer unversehens auf das Kraut der Verirrung (l'herbe qui égare) getreten ist und um Mitternacht hieher kommt, so begegnet er oft einem schwarzen Jäger mit schwarzen Hunden; es ist Thibault, seinerzeit der Schrecken der Gegend. Derselbe Unhold treibt in Herbstnächten mit gespenstischem Gefolg von Rossen uud Hunden unter Hörnerklang und Gebell seine wilde Jagd in den Lüften von Montfrault zu den Ruinen des Schlosses Bury am Saume des Waldes von Blois auf dem rechten Loireufer und von da zurück.*)

*) Der Leser erkennt sofort die Verwandtschaft dieser Sage mit der wilden Jagd Wodans; Herr de la Saussaye, Lokalhistoriker der Grafschaft Blois, nennt sie auch eine „Sage germanischen Ursprungs“. Sie ist mit den Normannen in das Land gekommen. Fränkisch d. h. deutsch waren alle großen Lehnsherrn, die in dem gallo-römischen Lande, aus welchem Frankreich wurde, herrschten; selbst die Capetinger, die echt französischen Könige, waren frän-

Im 14. Jahrhundert wurde Chambord als fester Platz von besoldeten Castellanen gehütet; 1359 diente es als Gefängniß für Engländer. Nach dem Aussterben des dritten Erbgrafengeschlechts von Blois 1397 fiel Chambord mit der ganzen Grafschaft an Herzog Ludwig von Orleans, Bruder Karls VI., der sie von Gui II. von Chatillon erkauft hatte, dem Letzten seines Geschlechts. Das Schloß verfiel nach und nach; 1498, als Ludwig von Orleans, Enkel des Käufers, den Thron von Frankreich bestieg, wurde es mit dem französischen Krongute vereinigt.

Die Familie Orleans zeichnete sich durch treffliche Anlagen aus; der Stifter des Hauses hatte sich mit einer Italienerin, Valentine von Mailand, vermählt und die Berührung mit dem Lande der Schönheit mag nicht ohne Einwirkung geblieben sein. Doch war der natürliche Geschmack in der Familie unverkennbar; Karl, Vater Ludwigs XII., war ein sinniger Dichter, und daß er nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft den Bürgern von Blois erlaubte, frei Holz in seinen Wäldern zu fällen, um ihre Häuser neu zu bauen („j'aime mieux loger des hommes que des bêtes“, sagte er), zeugt für seinen Geschmack an eleganten Gebäuden ebensowohl als für seine Leutseligkeit. Der Sinn für Kunst breitete sich in der Gegend aus. Unter Franz I., ebenfalls dem Hause Orleans entsprossen, entfaltete dies künstlerische Leben seine höchste Blüthe, von der die Städte längs der Loire noch heute reiche Spuren tragen. Zugleich aber ging unter den Einflüssen des Auslandes und der Entwickelung der modernen Monarchie eine Umwandlung in der Kunst vor sich, die einerseits den selbständigen nationalen

---

kischer Abstammung. Der Nordwesten ward seit dem 8. Jahrhundert von den Normannen heimgesucht; ein Normanne war dieser Thibault mit dem germanischen Namen, durch seine Mutter mit den Capetingern verwandt; eine Germanin war seine Gattin Leutgard, Wittwe des Herzogs der Normandie Wilhelm Langschwert. Thibault starb um 978.

Aufschwung derselben fälschte, andererseits sie den unfruchtbaren Gelüsten der Selbstsucht dienstbar machte. Chambord ist ein glänzender Beleg für beides; die Kunstgeschichte wird hier Kulturgeschichte.

Im Mittelalter stand die Baukunst im Dienste der Kirche und des Lehnwesens. Die Zwingburgen des letzteren deuteten auf den steten Krieg, der, consequent durchgeführt, zum Tode der Gesellschaft geführt hätte, Kirchen nnd Klöster waren die Werke der erstern. Die bürgerliche Baukunst, worin die Gesellschaft ihren künstlerischen Ausdruck hätte finden können, existirte nicht; denn entweder entlehnte sie, dürftig genug, von der kirchlichen und feudalen oder sie beschränkte sich auf das Nothwendige und Realistische. Verkennen darf man nicht, daß klösterliche Gebäude zuweilen bürgerlichen Interessen dienten. Nach und nach gewann der dritte Stand durch die Befreiung der Communen sein Dasein; sofort entsteht ein neues Kunstwerk, das Stadthaus, Hôtel-de-Ville, es ist „der Tempel des Volks, das moderne Forum, das monumentale Palladium, wo die Stadtglocke (le beffroi) Lärm läutet, wenn der Bürgerstand in Gefahr ist“ (Laurent Pichat: („L'art et les artistes en France“). Der dritte Stand ist alles, er ist die Nation; was wunder, daß mit seiner Befreiung, deren Abschluß mit der Befreiung vom englischen Joch zusammenfällt, in Frankreich auch eine nationale Kunst entsteht, die der sogenannten Renaissance des 16. Jahrhunderts vorhergeht. Die Stadthäuser datiren aus dem 15. Jahrhundert und alle Bauten der Regierung Ludwigs XII. sind Werke französischer Architekten; Fra Giacondo, der einzige Italiener, ist eine Ausnahme. Mag immerhin aus der Berührung mit Italien mancher Anstoß und manche Lehre gekommen sein, die französischen Architekten entwarfen selbständig den Plan zu trefflichen Werken und führten ihn ebenso selbständig aus; Beweis dafür ist z. B. das schöne Stadthaus von Orleans (jetzt das Museum), unter Karl VII. begonnen und schon unter Karl VIII. noch vor den ita-

lienischen Kriegen nach dem ursprünglichen Plane des Architekten Viart vollendet. Der Spitzbogen ist hier völlig von der geraden Linie verdrängt, und was von Zierrathen noch an den früheren Styl zu erinnern scheint, hat durch neue Verbindungen einen ganz andern Charakter gewonnen. Dasselbe läßt sich von dem Justizpalaste in Rouen und seinem Baumeister Roger Ango sagen.

Wir sehen also eingeborne Künstler den mittelalterlichen Baustyl selbständig verlassen und eine neue echt französische Kunst schaffen, die in freier Entfaltung sicher auch den Regeln des Geschmacks vollkommen Genüge würde geleistet haben; wir sehen diese Künstler Werke schaffen, in denen das höchste Gut der Gesellschaft, die Bürgerfreiheit, Ausdruck und Heiligthum zugleich findet. Diese Bewegung eilte unter Ludwig XII. ihrer Vollendung zu; es war unter dem Könige, der der „Vater des Volkes" hieß. Auf ihn folgt Franz I., der „König der Edelleute"; diese Benennung deutet schon den Umschwung an. „Dieser wilde Junge wird alles verderben", hatte Ludwig XII. in böser Ahnung von ihm gesagt. Nun, indem er das Zeichen zur Verfolgung der Reformirten gab, hat Franz I. den politischen und kirchlichen Despotismus begründet, der in die große Revolution umschlug. Durch seine einseitige Begünstigung der Renaissance, d. i. der schönen Künste, hat er sich, nach Napoleons I. Ausdruck, nur den Ruhm eines Turnierhelden und schönen Salonherrn" erworben.*)

Ueber den Nationen steht das Ideal der Menschheit; jene vertreten nur einzelne Seiten derselben, wie sich im Prisma das Licht in Farben bricht. Jede nationale Kunst hat also etwas Einseitiges, und allerdings giebt es ein Kunstideal, das den verschiedenen Nationen als Norm dienen soll. Die hellenische Welt ist diesem

---

*) S. die Abhandlung „die Zukunft der katholischen Völker" in unserem Werke „Schlesiens Reformirung und Katholisirung und seine Rettung durch Friedrich den Großen". Leipzig, E. Peterson.

am nächsten gekommen, und insofern hatte die Renaissance, welche die antike Kunstform wieder aufnahm, gerechten Anspruch auf allgemeines Bürgerrecht. Was aber die Künste betrifft, die es mit dem Raum zu thun haben, so werden sie sich auch localen Einflüssen nicht entziehen können. Die Baukunst namentlich wird dem Klima Rechnung tragen müssen; nicht jedes Kunstwerk, das uns unter italienischem Himmel entzückt, wäre auch in nördlichen Ländern am Platze, und so wird eine französische Kunst ein Recht auf eigenes Dasein neben der italienischen haben. Hinsichtlich der Künste, deren Stoff in der Zeit liegt, der Dichtkunst namentlich, so liegt es in ihrem Charakter, daß sie, wie diese Stoffe selbst, fortschreiten. Seit den Griechen hat sich die Menschheit gewaltig an Erfahrungen bereichert, und die Poesie auf griechische oder überhaupt antike Stoffe beschränken zu wollen, zeugt eben von Beschränktheit. Dies war die Verirrung der französischen Poesie; sie begann unter Heinrich II. und erreichte den Gipfelpunkt unter Ludwig XIV.

Aehnliches, doch nicht in demselben Maße, widerfuhr der Baukunst und den ihr dienenden Künsten unter Franz I. Frankreich besaß noch nicht genügend zahlreiche und gebildete Künstler, um den Geschmack am Schönen, der den König beseelte, zu befriedigen. Er begünstigte daher die fremden italienischen Künstler; später wurden sie von Katharina von Medici als Landsleute bevorzugt. Darunter litt nun unbedingt die natürliche Entwickelung der einheimischen Kunst. Die Renaissance war zum großen Theile eine Fremdherrschaft; wie die Poesie Italien und Spanien zu Vorbildern nahm, so herrschte auch in der Architektur der italienische Geschmack.

Von anderer Einwirkung war die politische Umwandlung. Wie in den Tragödien Racines sich der Hof von Versailles wiederspiegelt, so wird jetzt das königliche Lustschloß das Ideal der Architektur; die Kunst verschwendet daran all ihre Schätze. „Franz I., sagt der Historiker Duruy, trat mit Einem Schritt in die unumschränkte Herr-

schaft ein; mit ihm beginnt das sagenannte alte Régime, d. h. eine Regierung, wo die Unterthanen durchaus keine Garantie sogar gegen die ungerechteste Bedrückung hatten und selbst der launenhafteste Wille des Fürsten auf kein Hinderniß stieß." „Der Wille des Königs ist hier Alles", sagte 1546 ein venetianischer Gesandter über Frankreich. In der That zeichnete auch Franz I. alle Gesetze mit der herrschaftssichern Formel: „Car tel est notre plaisir!" (Denn so beliebt es uns!)

Die Gemeindefreiheit ging zu Grunde, der dritte Stand hatte nur zu gehorchen; es bedurfte keiner Stadthäuser mehr; der Architekt hatte von nun an nichts als königliche Grillen auszuführen. Lustschlösser, sagte ich, sind statt der Kirchen des Mittelalters und statt der Stadthäuser des 15. Jahrhunderts die Kunstwerke der Renaissance, und der Adel folgte der Spur seines Königs. „Diese öden Paläste dienen zu nichts mehr, als die Künstler, von denen sie gebaut wurden, zu verherrlichen; nichts bewohnt sie als die Erinnerung an Mordthaten und Abdankungen oder Legenden von Liebschaften." (Laurent Pichat). Das sind die Schlösser von Fontainebleau, Blois*), St. Germain u. s. w., das ist jener Tempel königlicher Selbstvergötterung, Versailles, eine Ruine wie der Palast von Ninive.

Alles ist Frucht und alles ist Samen, sagt Schiller; jede Zeit auch trägt den Keim des Umschwungs in sich. Derselbe Sultan, der Versailles baute, erbaute auch das Invalidenhotel, und wie es auch den Anschein haben möge, es liegt darin schon der Gedanke der Pflicht des Staates gegen seine Diener ausgedrückt. Unter Napoleon III. baute man in Frankreich schon ein Hotel für die Invaliden der Arbeit. Wenn einst die menschliche Freiheit gesiegt haben, wenn die Arbeit die herrschende

---

*) La Salle des Etats, der Ständesaal, im Schlosse von Blois gehört noch dem mittelalterlichen Theile desselben an, also der Zeit, wo das Volk noch Theil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm.

Macht des Staates sein wird, wie der Graf Saint-Simon es unter der Restauration geweissagt hat, dann wird die Kunst Werke schaffen, die alles überstrahlen werden, was Mittelalter und ancien régime hervorgebracht haben; denn die Freiheit allein erzeugt die wahre Schönheit.

IV.

Ein steinernes Märchen aus „Tausend und eine Nacht“.

Welche Stellung nimmt nun Chambord in der Geschichte der Kunst ein? Das alte Schloß, das übrigens schon in seinem alten Zustande von der königlichen Familie bewohnt worden war, wurde von Franz I. neu erbaut, die Arbeiten begannen 1526 nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Madrid. In culturgeschichtlicher Hinsicht ist das Schloß nichts anders als eine unfruchtbare Schöpfung absolutistischer Laune; zu nichts brauchbar, für ewige Zeiten verloren, ist es bei aller vollständigen Erhaltung eine Ruine, bewohnt von Gespenstern der Erinnerung. Was kann man aus solchen Labyrinthen machen? Entspricht selbst Versailles als Museum den Kosten seiner Erbauung? Keineswegs. Diese ungeheuren Bauten hatten Leben nur damals, als sie dem verschwenderischen Hofe der alten Monarchie zum Aufenthalte dienten. Um Franz I. Wohnung tummelten sich fortwährend 6000 Pferde, selten weniger, zuweilen 18000. Und weil er meinte, daß ein Königshof ohne Damen wie ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen sei, so rief er zu seinen glänzenden Festen die schönen Edeldamen herbei, die während des Mittelalters in ihren Ritterburgen unbeachtet von königlichen Blicken geblieben waren.

„Anfangs hatte das gute Wirkungen“, sagt der Historiker Mézeray, „dies liebenswürdige Geschlecht führte

seine gefälligen Sitten am Hofe ein; aber bald verdarben die Sitten, Weiberlaune vertheilte Würden und Aemter." Nun, wir wissen es ja, der Hof der Könige von Frankreich ward ein Harem und zuletzt regierte über König und Staat eine Dubarry. . .

Betrachten wir aber das Schloß Chambord in künstlerischer Beziehung, so ist es eine der schönsten architektonischen Zierden Frankreichs und zwar eine Perle der einheimischen nationalen Kunst. Karl V., der es noch unvollendet, ohne die Seitenflügel, sah, betrachtete es als „einen Inbegriff dessen, was menschlicher Kunstfleiß vermag". Der venetianische Gesandte Jerôme Lippomano, der doch die Wunderbauten der Dogenstadt gesehen hatte, schrieb 1577: „Ich habe in meinem Leben viele prächtige Gebäude gesehen, nie ein schöneres noch reicheres. Inmitten des Parkes erhebt sich das Schloß mit seinen vergoldeten Zinnen, seinen bleigedeckten Flügeln, seinen Pavillons, Terrassen und Gallerien, gleich der Wohnung Morganas oder Alcinens, so wie sie unsere Dichter schildern. Wir verließen es voll Erstaunen und Bewunderung, ja voll Verwirrung." So könnte ich noch fort und fort citiren; denn wer es sah und schilderte, kann nicht Worte genug finden, um seine Bewunderung auszudrücken. Nur an eine deutsche Stimme will ich noch erinnern; es ist die des Fürsten Pückler-Muskau: „Man wird nicht müde, diesen Zauberpalast zu durchwandeln, der uns unaufhörlich mit einem neuen Anblick überrascht" u. s. w. *)

---

*) Unter den vielen Schriftstellern, die über Chambord geschrieben haben und von denen wir mehrere anführen, sind zwei besonders zu nennen, weil sie die Kenntniß des Schlosses popularisirt haben: de la Saussaye, Verfasser vieler Monographien über Blois und Umgegend, und Jules Loiseleur, Stadtbibliothekar in Orleans. Letzterer hat es sich zur Aufgabe gemacht, allerlei historische Curiositäten zu beleuchten; er ist nicht in allen Fällen glücklich gewesen, und auch in Bezug auf Chambord haben wir die Skizze de la Saussayes nicht aus der Hand gelegt. Wir bemerken dies,

Loiseleur war nüchtern genug, neben dem Ausruf der Bewunderung auch die Stimme der nörgelnden Kritik zu Gehör zu bringen: Die Menge sei in Frankreich nur zu gewohnt, das Seltsame mit dem Schönen zu verwechseln und das Erstaunen für Bewunderung zu nehmen*); in der neuern Zeit habe man eine gründlichere Kenntniß der Geschichte und wahren Gesetze der Baukunst erlangt. Diese Kunstgelehrten haben denn in Chambord nur eine riesige Kunstgrille, eine phantastische Bizarrerie gesehen; der berühmte Viollet-le-Duc nennt es sogar ungereimt (absurde), weil der Baumeister die mittelalterliche Burg mit dem modernen Lustschloß vermählt habe. Loiseleur möchte vermitteln und den Baumeister gegen die zu strenge Kritik Viollets vertheidigen, aber auch er muß nörgeln. Er spricht dem Bauwerk die Originalität ab, vermißt den Charakten des Zusammengehörigen und der Einheit und sagt, indem er es ein Werk des Uebergangs nennt, was es ja in gewissem Sinne auch ist, der Schmetterling der Renaissance sei hier in die schwerfällige Puppe der Gothik eingeschnürt. Wir sehen aber gerade in dieser Bezwingung des einmal gegebnen gothischen Grundgebäudes durch das reiche Blumenwerk der Plattform die Genialität des einheimischen Künstlers. Statt eines „Mischwerkes“ hat letzterer ein in sich Neues gegeben, das vollständig auf den Charakter der Originalität Anspruch machen darf. Und sollten denn die Zeitgenossen der Renaissance, jener Epoche üppigster Kunstblüthe, die Chambord bewundert haben, nicht ebenso competente Kunstkenner sein als die Gelehrten unserer Zeit, die noch nichts Originales hervorgebracht hat, sondern immer nur Gothik und Renaissance nachahmt? Nennt es Loiseleur nicht selbst „un monument unique en France“, ein Kunstwerk, das nicht seines Gleichen in

weil sich in jüngster Zeit einige Touristen bei ihrem Besuche des Schlosses auf Loiseleur gestützt haben.

*) Das klingt fast wie eine Satire auf den erwähnten Lippomano.

Frankreich habe? Bricht er nicht selbst in den Ausruf aus, es scheine wie das Traumgebild eines orientalischen Märchens hingezaubert in die Waldeinöde der Sologne?

Und dieser Zauberpalast ist ein Werk der einheimischen Kunst, mitten im Aufschwung der Renaissance aus nationaler Entwickelung hervorgegangen, von einem Franzosen geschaffen. So steht er da wie ein Protest des Nationalgeistes, der seine Selbständigkeit gegen den fürstlichen Despotismus wahren will, dessen Lüsten er doch fröhnen muß; ein pikanter Widerspruch der Epoche, seinem Zweck nach ein Palast launenhafter königlicher Ueppigkeit, seiner künstlerischen Erscheinung nach eine herrliche Blüthe des Aufschwungs der nationalen Kunst, die unbeirrt von den fremden Einflüssen schafft, welche von dem Herrn des Landes begünstigt werden, und ihm mit ruhiger Würde zeigt, was heimische Kraft vermag. Der Historiker Duruy drückt sich so über diese Epoche aus: „Frankreich verdankt nicht alles Franz dem Ersten, wie Benvenuto Cellini behauptet hat. Eine eigene französische Kunst bildete sich, die aus der Vergangenheit alles bewahrte, was sich so trefflich für unser Klima eignet.“ Und ein Werk der einheimischen Kunst ist auch Chambord. Trotz seines echt nationalen Charakters aber hat das Schloß lange Zeit für das Werk eines Italieners gegolten. Man hat es dem Primaticcio zugeschrieben, der aber erst 1531, also fünf Jahre nach Beginn des Baues, nach Frankreich kam; andere hielten Vignola für den Architekten, dieser kam aber noch später (1540) nach Frankreich; noch andere riethen auf den sogenannten Maître Roux, der nur ein Jahr vor dem Primaticcio ankam. Die Ruhmredigkeit der Italiener würde übrigens nicht vergessen haben, dieses Werk in das Verzeichniß ihrer Bauten einzutragen. „Gerade die Dunkelheit, die den Namen des Architekten umhüllt, ist ein Beweis dafür, daß es ein bescheidener Künstler der Provinz war, dessen Verdienst von den eifersüchtigen fremden Meistern am Hofe mit Stillschweigen übergangen wurde. Daß es

aber an fähigen, einheimischen Künstlern nicht fehlte, dafür spricht außer andern Zeugnissen schon der Umstand, daß die italienischen Meister eine Menge Franzosen zu Mitarbeitern hatten.“ (de la Saussaye.) In Tours gab es übrigens damals eine Schule trefflicher Architekten, Bildhauer, Maler und Holzschnitzer.

Wie aber der Schöpfer des Planes geheißen hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Im Jahr 1536, also zehn Jahre nach Beginn des Baues, wird ein gewisser Pierre Nepveu, genannt Trinqueau, aus Amboise, als Bauführer, maître maçon, erwähnt; daß er aber auch der Architekt des Schlosses gewesen sei, ist darum noch nicht festgestellt. Nach Bernier, der im Jahre 1682 eine Geschichte von Blois herausgegeben hat, scheint es ein Einwohner dieser Stadt gewesen sein. Daß es aber in der That ein Franzose und wahrscheinlich ein aus dem Loirethal gebürtiger war, dafür spricht (Loiseleur hebt dies mit Recht hervor) der Charakter des Baues selbst, der von der in Italien blühenden Kunst ganz verschieden war.

Treten wir nun nach dieser Einleitung selbst in den Park ein. Man hat von dem Pavillon de Muides noch anderthalb Stunden bis zum Schlosse; das Land am Eingange ist angebaut. Scheune und Bauerhof hatten ein reinliches Ansehen; ein kleiner Junge hütete Gänse, sonst war niemand auf dem Felde. Nach kurzer Strecke tritt man in den Wald. Alles war einsam, eine halb klösterliche, halb majestätische Stille; nur der Fasan knappte im Gehölz, nur der Vogelgesang stört die Träumereien des Wanderers. Die Wege im Park haben historische Namen: Rue de François I., Rue du Maréchal de Saxe. Jetzt biegen wir um die Ecke und plötzlich steht der Fuß wie angewurzelt; mitten in der Wildniß, in der tiefsten Stille der Einsamkeit, hingezaubert wie ein steinernes Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ überrascht uns der Wunderbau. Ihm gegenüber, auf einem Rasenplatze, steht eine Säule von einem Kreuze über-

ragt; ruhen wir hier aus und betrachten wir das Schloß. Das magere Flüßchen Cosson, das den ganzen Park von Osten nach Westen durchschneidet, trennt uns davon. Dieses Flüßchen füllte, soweit es vermochte, die Gräben aus, die das Schloß anfangs umgaben; es vermochte dies aber so wenig, daß Franz I. den Plan hegte, die Loire abzuleiten und auf Chambord zu lenken; nur die gewaltigen Kosten, die die Ausführung erfordert hätte, hielten den König davon ab. Später ließ Stanislaus Lesczinski die Gräben ausfüllen, wodurch das Schloß ein wenig versank und der originell kühne Eindruck auf den Beschauer geschwächt wurde.

Die Nordseite, die wir vor uns haben, bildet eine imposante Façade, deren Kern ein besonderes Viereck mit je einem Thurm an den Ecken bildet, das aus zwei Stockwerken (das Erdgeschoß nicht mit inbegriffen) besteht. Der Plan des Ganzen erinnert allerdings noch an die früheren Jahrhunderte, an die Burgen der Lehnsherrschaft; eine Ringmauer mit Thürmen umschloß ein festeres, ebenfalls mit Thürmen versehenes Gebäude, Donjon genannt. Man hat auch letztern Namen auf das innere Viertel von Chambord angewendet. Was jedoch früher ein Plan der Vertheidigung war, das war jetzt nur eine hergebrachte Form, die Thürme wurden aus einer Wehr eine Zierde. Dieser Bauplan war aber eben rein französischen Ursprungs, italienische Künstler hätten ihn gewiß nicht gewählt.

Vielleicht beschränkte sich der ursprüngliche Plan auf diesen Kern, Karl V. hat bei seinem Besuch 1539 nur dieses innere Viereck gesehen; aber das Werk wuchs dem Künstler unter der Hand. So wurden denn zwei Flügel angebaut, zwei von Arkaden getragene Gallerien, die auf der Nordseite an den Ecken ebenfalls mit einem Thurm abschlossen, der aber nicht mit einer Terrasse, sondern mit spitz auslaufendem Dache endete. Diese Gallerien bilden auf der Nordseite mit dem Donjon nur Eine Linie. Die Façade hat keine Verzierungen und Arabes-

ken, wie sie von den Italienern damals eingeführt wurden. Was den Beschauer unwiderstehlich ergreift, das ist die Einfachheit der Linien wie überhaupt der Anordnung des Bauwerks, die edle Symmetrie in der Vertheilung bei der gewaltigen Massenhaftigkeit des Ganzen; man bemerkt die letztere erst, wenn man sich in die ungeheure Menge von Gallerien, Zimmern und Sälen verirrt, so harmonisch sind die Verhältnisse.

An der Ost- und Westseite brechen die Gebäude des den Donjon umschließenden äußeren Vierecks ab, der Rest des Hofes ist von einer niedrigen Terrasse umgeben. Von der Südseite ist daher der Anblick großartiger, indem man hier das innere Viereck in den Hof vorschreiten sieht. Der östliche Flügel der Nordseite, Flügel d'Orleans genannt, weil Gaston d'Orleans ihn später bewohnte, obgleich schon Franz I. sich hier aufhielt, ist noch unter Franz I. erbaut worden, die Verzierungen tragen noch das F und den Salamander, den er in sein Wappen aufgenommen hatte. In der Ecke des Thurms und der Façade springt hier ein Vorbau etwas störend vor, dessen erstes Stockwerk ein schön verziertes Betzimmer enthält; die Terrasse über diesem Vorsprung stieß an das Schlafzimmer des Königs Franz und war sein Lieblingsaufenthalt; in schönen Sommernächten plauderte er hier mit den Damen und Edelleuten seines Gefolges, die man la petite bande de la cour nannte. Waren, fragt de la Saussaye, die versteckten Treppen und dunklen Gallerien hier etwa absichtlich angebracht,, um die Liebeshändel und heimlichen Stelldicheins des galanten Hofes zu begünstigen?

Der westliche Flügel wurde unter Heinrich II. vollendet; unter den Verzierungen sieht man noch das H und den Halbmond, den er mit dem Spruche: Donec totum impleat orbem (bis er die ganze Scheibe ausfüllt) zu seiner Devise gewählt hatte. Vielleicht war der Halbmond auch eine Anspielung auf den Namen seiner Maitresse, der schönen Diane de Poitiers; aber deutlich

und offen wie anderswo ist hier der königliche Namenszug nicht mit dem Dianens verschlungen. Der Thurm dieses Flügels, der deshalb ein Kreuz trägt, enthält die trefflich erhaltene Kapelle mit wundervoller Wölbung; vor zwanzig Jahren wurde hier noch jeden Sonntag die Messe gelesen. Dieser Theil des Schlosses ist am wenigsten verziert.

Wo aber der Künstler die ganze Fülle seines Genies entfaltet hat, das ist das Dach. Hier steht der Neugierige voll Erstaunen, hier bewundert der gebildete Kenner. Gerade an dem schwierigsten Theile, sagt de la Saussaye, hat die Phantasie des Architekten ihre reichsten Schätze offenbart. Die Schornsteine, worüber sich die Baumeister die Köpfe zerbrechen, seitdem die entartete Kunst widerliche Röhren daraus gemacht hat, sind hier zu Denkmälern geworden, die mit unendlichem Geschmack gruppirt sind. Das Gebäude gewinnt dadurch einen Charakter von Größe, Reiz und Originalität, zu dem nirgends ein Vorbild war.

Vielleicht trieb den Architekten das Terrain dazu. Das Schloß liegt etwas in der Tiefe; damit es von der Ferne aus künstlerische Wirkung machen konnte, mußte der obere Theil reicher behandelt werden. Chateaubriand, dessen Schilderung übrigens etwas phantastisch genannt worden ist, hat auch die auffallende und doch natürliche Beobachtung gemacht, daß das Schloß, je näher man kommt, immer höher steigt, während andere hochgelegene Gebäude im Gegentheil alsdann einzusinken scheinen.

Steigen wir hinauf auf die Terrasse, um die Fülle und Pracht der hier verschwendeten Skulpturen zu bewundern. Aber indem wir in den „Donjon" eintreten, von dem man hinauf gelangt, überrascht uns ein anderes Wunder, die großartige, prachtvolle, freistehende Wendeltreppe von durchbrochener Arbeit, die sich um eine Doppelschraube windet und also zwei Treppen bildet, die sich um einander emporschlängeln, und just vom Mittelpunkt des Erdgeschosses aus zur Terrasse hinaufführt. Diese

Treppe, von kühnem Plan, schönen Verhältnissen und reichen Details, ist die größte Merkwürdigkeit des Schlosses, ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich, ein Räthsel, das man auf den ersten Blick gar nicht zu lösen vermag; zwei Personen gehen, auf jeder Seite eine, zugleich hinauf, haben sich immer vor Augen und begegnen sich doch niemals, bis sie oben anlangen. Das ganze weite Erdgeschoß, von welchem diese Treppe ausgeht und das durch dieselbe in vier gleiche Theile getheilt wird, war ursprünglich der Saal der Garden, dem die vier Thürme des Donjons die Form eines griechischen Kreuzes geben, und hatte zur Decke das reich sculptirte Gewölbe, welches die Terrasse trägt, hatte also die Höhe des ganzen Gebäudes, ist aber leider schon im 16. Jahrhundert durch zwei eingeschobene Decken in drei Stockwerke getheilt worden. In der Mitte dieses griechischen Kreuzes erhebt sich die monumentale Doppelwendeltreppe und stieg nach dem Plane des Künstlers unbehindert durch diese eingeschobenen Decken, schlank und frei wie die Trajanische Säule vom Erdgeschoß bis zur Dachterrasse, von wo sie als Kunstpyramide mit Sculpturen und Säulen geziert in den Himmel ragt. Man kann sich den Eindruck denken, den dieses Kunstwerk in dem gewaltigem Raume auf den Beschauer machte, dessen Auge ihr bis zum Plafond des zweiten Stockes folgte, der reich mit Franzens Namenszug und Salamandern verziert war!

Um diesen Gardensaal, damals belebt von den blitzenden Waffen und malerischen Trachten des königlichen Heergefolges, eingefaßt von den vier Hauptpavillons, die jeder für sich in jedem Stockwerk eine große Wohnung mit eigenen Treppen bildete, entwickelte sich ein wahres Labyrinth von Sälen, Gemächern und Gängen; außer einer Unzahl kleinerer oder geheimer Treppen zählt man dreizehn große Treppen und vierhundertundvierzig heizbare Zimmer. Doch was haben die Zahlen dieser Gemächer, die man doch erst nach und nach betritt, neben dem Anblick zu bedeuten, den man

vor sich hat, wenn man nun von der Treppe auf die Terrasse getreten ist. Hier muß auch der nüchterne Beurtheiler alle Kritik bei Seite lassen und in einen Ruf der Bewunderung ausbrechen. Aus dieser Plattform wächst es wie ein steinerner Wald hervor, wo jeder Kamin, jedes Thürmchen, jeder Pfeiler mit Zierrathen und Sculpturen geschmückt ist. Die Wundertreppe, die uns heraufgeführt hat, endet hier noch nicht, als einfache Wendeltreppe von 100 Fuß Höhe steigt sie in Pyramidalform weiter; zuerst wird sie von acht Arkaden mit Säulen und Pilastern von acht Meter Höhe umkränzt, auf dieser Colonnade erhebt sich eine andere Ordnung, die mit einer Balustrade geziert und von acht Gegenpfeilern getragen wird, diese letztern wieder tragen ein luftig leichtes Belvedere, das seinerseits wieder von einem reichverzierten, eleganten Thürmchen überragt wird, auf welcher eine kolossale, zwei Meter hohe steinerne Lilie in die Luft ragt.

„Ungereimt, absurde“ hat ein Kunstgelehrter der späten Gegenwart diese Schöpfung der noch jugendlichen Kunst Frankreichs mit ihrer sprudelnden Ueberfülle gescholten, als dem strengen reinen Geschmack zuwiderlaufend, der nur das billigt, was vom Verstand, das heißt vom Bedürfniß verlangt wird. Aber hat denn der Verstand, der proportionirte Mann, wie ihn Rückert nennt, ein Verständniß für die Phantasie? Gerade durch diesen überquellenden Reichthum von Sculpturen, die er über die historisch nationale Grundlage des alten gothischen, noch auf dem Erdboden ruhenden Baues geworfen hat, durch dies luftige Zauberwerk hat der Baukünstler seine Genialität bekundet.

Vergleichen wir nun noch, um es richtig zu würdigen, Chambord mit den andern königlichen Schlössern. Was die Burgen des Mittelalters überhaupt betrifft, so kann von Kunst im Sinne der Aesthetik kaum die Rede sein; alles war auf Krieg und Wehr berechnet, der Nützlichkeitsstandpunkt war das Grundgesetz dieser Baukunst,

dieser ist aber geradezu unkünstlerisch. Diese Bauten sind für die Architektur in künstlerischer Beziehung, was die Volkslieder und altschottischen Balladen für die Poesie sind. Aus dieser Zeit stammen im Loirethal Amboise und Blois. In ersterem hat nach Karls VIII. italienischem Feldzug (1495) die Renaissance angefangen sich zu versuchen. In Blois hat die Gothik den schönen Ständesaal geschaffen; kurz vor und unter Ludwig XII. blühte hier der nach letzterem benannte Baustyl des Uebergangs zur modernen Kunst, einen Theil des Schlosses hat dann die Renaissance unter Franz I. umgebaut; daraus ist zuletzt eine architektonische Mosaik geworden, zu der alle Epochen von der Feudalzeit an bis zum 17. Jahrhundert beigetragen haben, von der jeder einzelne Theil schön ist, die aber kein harmonisches Ganzes bildet, eine Curiosität, wie sie wohl nur einmal in der Geschichte der Baukunst existirt. Fontainebleau ist nichts anderes, eine buntgewürfelte Zusammenhäufung von allerlei Höfen und Gebäuden, doch nichts Ganzes, kein Kunstwerk trotz der Pracht und schönen Details, die Franz I. hier verschwendet hat. Das Gesagte findet in gewissem Grade auch auf den Louvre seine Anwendung, wenn auch hier der Contrast der einzelnen Theile nicht so lebhaft hervortritt. Das Schloß von Versailles aber ist noch weiter von dem Ideal der Kunst entfernt, trotz des Gedankens der Einheit, der seinem Plane vorschwebt, es frevelt gegen die reine Schönheit. Wie das wahre Genie naiv und bescheiden ist, so ist das wahre ideale Kunstwerk einfach und von natürlicher Reinheit. Versailles ist der Fiebertraum des übermüthigen Prunkes; seine gewaltige Ausdehnung gewährt den schönen Eindruck des Maßes und der Verhältnisse nur aus weiter Entfernung und dann ist seine Erscheinung von schon geschwächtem Eindruck, das Ganze blendet und betäubt den Sinn, es ist sowie auch das Innere samt der geschmacklosen, eines prahlenden Emporkömmlings würdigen Spiegelgallerie nichts als ein überladenes Serail.

Chambord allein unter diesen Bauwerken entspricht den idealen Forderungen; der Plan des Monuments ist in dem Kopf Eines Künstlers entsprungen, von Einem Künstler ausgeführt; derselbe hat in seiner Art und für seine Zeit geleistet, was die griechische Baukunst im Parthenon geleistet hat. Da ist nichts Fremdes, nichts Ungehöriges; das Werk steht in allen Details im Einklang mit sich selbst, im Einklang mit der Umgebung. Die tiefe Lage des Bodens trieb den Künstler, die Zierrathen der Sculptur auf das Dach zu schleudern mit verschwenderischer Hand; was aber überall anderswo barocke Schnörkel geworden wären, das ist hier, durch die Natürlichkeit der Lokalität herbeigeführt, idealer Kunstschmuck geworden, wie ihn — es ist das Ei des Columbus — das Genie allein erfinden konnte. Der Künstler hat aber auch nichts Phantastisches geschaffen, es ist keine Kunstgrille, die im Widerspruch mit der Epoche oder ganz außerhalb derselben stünde. Im Gegentheil, alles ist aus der Epoche selbst hervorgewachsen; die Grundlinien sind die eines feudalen Schlosses, aber ebenso genial, wie er die örtlichen Schwierigkeiten überwunden hat, siegte der Künstler auch über den rohen Charakter und Nützlichkeitsstandpunkt der feudalen Architektur; was dort zu brutalem Trutze diente, wird hier Zierde, weise Schranke und Maß. Der Künstler hat endlich nicht fremde Kunstideen sklavisch nachgeahmt und seinem Vaterlande aufgezwungen; er hat klar gefühlt, daß keine Kunst mehr vom Boden abhängt, wo sie entsteht, als die Baukunst; er hat die heimische Architektur nicht zerstört oder verrenkt, er hat sie nach den Grundsätzen des Ideals wie im Schwunge verschönert. So ist sein Werk, das Schloß Chambord, das geworden, wodurch es in Frankreich einzig dasteht, ein reines architektonisches Denkmal von bewältigender Schönheit, ein ebenso originelles als nationales harmonisches Kunstwerk.

V.

Renaissance und Reformation
oder was sich im Schlosse zugetragen hat.

Das erste beachtenswerthe Ereigniß, das sich an das Schloß Chambord knüpft, ist der mit Recht von Loiseleur betonte Umstand, daß es im Loirethal erbaut wurde. Die Loire ist der vorzugsweise nationale Strom Frankreichs; an seinen Ufern ist auch das erste wahrhaft nationale französische Poem, „der Roman von der Rose“, entstanden, das den Uebergang aus der mittelalterlichen in die moderne Poesie bezeichnet. Loiseleur geht wohl zu weit, wenn er Paris, weil es zu nördlich gelegen sei, ein künstliches Centrum nennt. Allerdings ist Paris nicht Frankreich, wie man zu sagen pflegt; das Volksthum der Provinz, d. h. des Landes, ist oft sehr verschieden vom Pariserthum. Aber die Capetinger waren als Grafen von Paris die Gründer der französischen Monarchie und haben dort residirt bis auf Karl VII. In den drei gefährlichsten Momenten der französischen Geschichte jedoch war die Loire die letzte Zuflucht der Nationalität: unter Karl VII., Ludwig XIV. und Napoleon I. Die Retterin des Landes unter Karl VII. heißt die Jungfrau von Orleans; Ludwig XI., Karls Sohn, hatte auch den Plan gehegt, Tours zur Hauptstadt seines Königreichs zu machen, weil es weniger als Paris einer feindlichen Invasion ausgesetzt wäre. Von Karl VII. an haben auch die Könige von Frankreich fast zwei Jahrhunderte lang (bis auf Heinrich III., † 1589) mit Vorliebe an den Ufern der Loire residirt.

Sie gehörten dem Hause Valois an, das, Ludwig XI. und XII. ausgenommen, gern in allen Genüssen des Lebens schwelgte. Loiseleur erklärt sich zum Theil daraus die Vorliebe der Valois für das schöne Geländ der Loire, „das Land des Lachens und Nichtsthuns“, wie es Rabelais nannte. Dem Verfasser dieses

lacht es noch in der Erinnerung zu, er hat an den Ufern dieses Stromes achtzehn Jahre lang gewohnt, davon acht an der Mündung, zwei an der Quelle, und war hier zuletzt heimisch geworden, wie es ein Verbannter eben werden kann. Wenn ich Paris, das man nun einmal von Zeit zu Zeit besuchen muß, hinter mir hatte und wieder dem Süden, „meiner Loire", zufuhr, da war es mir wieder wohl um's Herz, während der Fremde meist nur in Paris verweilt. Königliches Gebiet war aber unter den Valois nur der mittlere Lauf des Stromes; von Gien aufwärts herrschten die großen Lehnsherrn, von Angers abwärts gebot der Herzog der Bretagne. Gerade im lachendsten Theile des Stromgebietes residirten die Könige der Epoche der Renaissance. Anmuthig heiter ist die Bevölkerung von jeher hier gewesen und soll sogar früher, wie Tacitus, Sidonius Appollinaris und Tasso besagen, die Freuden des Lebens seinem Ernste vorgezogen haben, dabei ist ihr auch schalkhafte Satire nicht fremd, war doch Rabelais ihr Landsmann, und nicht nur Blois und Tours zeichnen sich durch ihre graziösen Frauen aus, auch Feldblumen blühen hier, reich an allen Reizen der Weiblichkeit. Fast wie ein natürliches einheimisches Gewächs konnte sich denn auch die Renaissance, diese Kunstblüthe der schönen Sinnlichkeit, hier entfalten.

Man hat dies Geländ „den Garten Frankreichs" genannt. Orleans gehört noch nicht zu ihm, es ist nur der Schlüssel dazu, darum war die Vertheidigung dieser Stadt so wichtig für Karl VII. Orleans ist auch eine Stadt der Abwehr gegen alles Fremde geblieben bis auf die neueste Zeit, nicht blos gegen den Ausländer, sondern gegen Alles, was nicht aus Orleans ist. Die Nachbarstädte spotteten über die bancals et bossus, die Krummbeine und Buckligen von Orleans; diese Gebrechlichkeit wurde dadurch erklärt, daß sich die Einwohner nur unter einander, Cousins mit Cousinen, verheiratheten. In Blois sagte man mir: les Orléanais sont un peu roides (steif, zurückhaltend). Ein Journalist von Orleans suchte dies

einmal zu entschuldigen; die Gattin eines hierher versetzten hohen Beamten hatte fast zwei Jahre zu warten, ehe die vornehme Gesellschaft ihr Bürgerrecht gewährte; „on dit notre société sévère, elle n'est que juste“, sagte der Journalist, man müsse doch erst die Fremden prüfen; es war aber schon unhöflich genug, die Dame so lange haben warten zu lassen. Das Schärfste hörten wir im Jahre 1851 aus dem Munde eines Provençalen: „les Orléanais ont le caractère dur, on dirait presque pas de Français“ (sie haben einen harten Charakter, man möchte sie fast nicht für Franzosen halten). Nun, in nationaler Beziehung machte sie vielleicht gerade diese Härte und Schroffheit 1428 zu so patriotischen Franzosen. Zu welcher Grausamkeit aber diese Härte im Zeitalter der Reformation führte, haben wir oben gesehen. Eine Liebschaft Karls IX. ausgenommen, weilten die Valois auch nicht des Vergnügens wegen in Orleans, dem schon seine berühmte Rechtsschule ein ernstes Gepräge aufgedrückt hatte und an dessen Sitten auch heute der Moralist, wenn er nicht Strohhalme für Balken ansieht, nichts zu rügen findet.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Lage von Chambord ebensowohl ihre culturhistorische wie politische Bedeutung hat; wir sind hier im Zeitalter der Renaissance unter den Valois und wissen, daß dieselben die Reformation unterdrückt haben. Im Allgemeinen aber war Chambord für sie nur ein Lustschloß, wo sie die politischen Sorgen zu vergessen suchten und sich nur des Daseins freuen wollten. So spielen denn auch die Frivolitäten des Hoflebens hier ihre Schmetterlingsrollen. Seltsames Wechselspiel der Lebens! Gerade in diesem schönsten Denkmal der Baukunst, das Franz dem Ersten sein Entstehen verdankte, mußte dieser König auch seine schönsten Illusionen entflattern sehen. Zuerst die politischen.

Achtzehnhundert Arbeiter hatten zwölf Jahre lang an dem Wunderwerk gearbeitet und der Donjon, das

Kleinod des Schlosses, war eben vollendet, als dasselbe seinen ersten Gast empfing. Es war kein Geringerer als der deutsche Kaiser, Karl V. von Spanien; wir wissen, welchen Ausruf der Bewunderung ihm der Anblick des Prachtbaues entlockte. Einen andern Ausruf entlockte die Anwesenheit des Kaisers dem Hofnarren, dem maliciösen Triboulet. „Quel fou! Welcher Narr!“ soll er gesagt haben, als Karl V. die französische Grenze überschritten hatte und seine Freiheit der Großmuth des Königs anvertraute. In der That, es war viel gewagt. Seit acht Jahren lagen die beiden Fürsten in blutigem Streit, Karl hatte mehrfach Frankreich verwüstet, Franz war 1525 sein Gefangener in Madrid gewesen und der Friede war kaum wieder geschlossen worden, als ein Aufstand in Gent Karl nöthigte, nach den Niederlanden zu eilen. Franz, weit entfernt, die Verlegenheit seines Nebenbuhlers zu benutzen, lud ihn ein, durch sein Land zu reisen, um den Aufruhr um so schneller dämpfen zu können; er rechnete auf Karls Dankbarkeit und hoffte von ihm das verlorene Mailand wieder zu erlangen. An Versprechungen ließ es Karl auch keineswegs fehlen. Franz war ihm bis Châtellerault entgegengereist, es war gegen Ende December; von da an war die Reise eine ununterbrochene Festlichkeit, die, nach Voltaires Worten, keinen andern Zweck hatte, als vierundzwanzig unglückliche Bürger hängen zu lassen, die sich gegen die erdrückende Last der Steuern empört hatten. Als die hohen Reisenden nach Chambord kamen, wurden sie am Eingange in den Park von einer Schaar junger Mädchen empfangen, die als Nymphen und jagende Dianen gekleidet waren, sie streuten Blumen, sangen Hymnen und geleiteten die Herren in das Schloß, wo der ganze Hof des Königs versammelt war. Wohl mochte Karl von der Pracht geblendet sein, er der an die düstre Einsamkeit seines Palastes in Madrid gewohnt war; das Hauptvergnügen, das er hier genoß, war die Jagd auf Damhirsche, von denen der weite Park bevölkert war. Wie

es scheint, begriffen nur die Damen den Ernst der Lage, mehr als anderswo haben sich in Frankreich die Frauen in die hohe Politik gemischt. „Sehen Sie die schöne Dame dort?“ sagte bei einem Diner Franz zu seinem Gast, indem er auf seine Maitresse, die Herzogin von Etampes, zeigte, „sie räth mir, Sie bei mir zu behalten“. „Wenn der Rath gut ist, so müssen Sie ihn befolgen“, antwortete Karl. Am Abend aber vergaß er einen kostbaren Ring, den er nach dem Diner wie aus Versehen hatte fallen lassen, von der Hand der schönen Herzogin zurückzunehmen, und unbehindert kam er über die französische Grenze. „Welcher Narr!“ rief Triboulet abermals, diesmal aber galt es dem König Franz, den der schlaue Politiker Karl in der That zum Narren hatte, denn er hielt keines seiner Versprechen. Man hat die Echtheit der Worte Triboulets bezweifelt; nun, gut erfunden sind sie gewiß. Die Geschichte hat über Karls Unredlichkeit den Stab gebrochen, sie ist ihm aber — denn alle Schuld rächt sich auf Erden — durch Moritz von Sachsen reichlich vergolten worden. Und hatte Franz nicht ebenfalls seinen 1526 in der Haft zu Madrid eingegangenen Vertrag gebrochen, indem er gegen „die moralische Nöthigung“ protestirte? war er nicht ebenfalls von Karl der Unredlichkeit geziehen worden?

Den politischen Enttäuschungen folgte der Verdruß und Ueberdruß des frühen Alters, Franz hatte zu rasch den Becher der Freude geleert. Die Weisheit Salomonis hatte er sich nach Victor Hugo (Le roi s'amuse, IV, 2) so gedeutet:

Voici la sagesse, ma chère:
Aimons, et jouissons, et faisons bonne chère:
Je pense là-dessus comme feu Salomon.

„Laß uns lieben und schmausen
Und die Freuden des Lebens genießen!“

Aber wie König Salomo mochte er auch bei seinem letzten Verweilen in Chambord im Frühjahr 1545 ausrufen: Es ist Alles eitel! Seine muntere, zärtliche

Schwester, Margarethe von Navarra, war gekommen ihn zu trösten; sie hatte eine Menge Künstler und Dichter mitgebracht, die den Freund der Künste und Wissenschaften unterhalten sollten. Man erzählt sich folgende Anekdote: Franz wollte auch manchmal ein paar Verse machen; im Begriff auf's Pferd zu steigen, fing er an:

Joli, gentil petit cheval,
Doux à monter, doux à descendre . . .

(Hübsches, artiges Pferd, so fromm beim Aufsitzen und Absteigen); da blieb er stecken, er warf einen fragenden Blick auf den Dichter Mellin de Saint-Gelais, der glücklicherweise bei ihm stand, der half ihm auch aus der Verlegenheit;

Pour n'être pas un Bucéphal,
Tu portes plus grand qu' Alexandre.

(Wenn du auch kein Bucephal bist, so trägst du doch einen Größern als Alexander war), fügte der Hofpoet schmeichelnd hinzu. Konnte der sogenannte „letzte Ritter" mehr verlangen? Aber immer mißmuthiger, immer melancholischer ward er; besonders gefiel es ihm, von den Frauen übel zu reden, wie es fast immer diejenigen thun, die bei ihnen Glück gehabt haben. Das ist die althergebrachte Strafe, die dem schönen Geschlechte dafür zu Theil wird, daß es an die gleißenden Don Juans gerade die größte Zärtlichkeit verschwendet. Umsonst vertheidigte die geistreiche Margarethe ihr Geschlecht gegen ihren Bruder, er ließ sie ruhig reden, trat an's Fenster und kritzelte mit dem Diamant seines Ringes die Verse hinein, die Verdi in der nach V. Hugos „Le roi s'amuse" gedichteten Oper in Musik gesetzt hat:

Souvent femme varie,
Mal habil qui s'y fie.

(Das Weib ist veränderlich, ein Thor ist, wer sich drauf verläßt). Das stand dem Könige wohl an, der selbst wie nur Einer den Wechsel geliebt hatte. Die Sage

geht, Ludwig XIV. habe, als er in seiner Jugend die sanfte Louise liebte, in schwärmerischer Aufregung die Scheibe zerbrochen. Aber auch die Verse selbst sollen eine Sage sein. Brantôme, der Chronist jener galanten Epoche, sagt, er habe nur drei Worte gelesen, die der König neben das Fenster, also an die Wand gekritzelt habe: Toute femme varie. Die Historiker des Landes führen einen gelehrten Streit darüber, was die Wahrheit sei; wir wollen ihn auf sich beruhen lassen, es kommt im Grunde auf Eins hinaus.

Aber eine andere, ernste Lehre wollen wir aus dem Leben der beiden Fürsten ziehen, die sich hier in Chambord zusammengefunden hatten. Auch Karl V. hat in bitterer Enttäuschung vor der Zeit dem Leben entsagt. Beide, Karl wie Franz, haben die Aufgabe ihrer Zeit, an deren Spitze sie standen, nicht erfaßt. Es war nicht genug, daß sich der Schönheitssinn aus den Banden mittelalterlicher Befangenheit befreite, worin für Frankreich die Renaissance fast allein bestand, daß der Menschengeist aus den Schriften des Alterthums wieder frische Stärke und Vertrauen zu sich selbst gewann; die Völker bedurften einer sittlich-religiösen Erneuerung, diese gab ihnen die Reformation und Karl wie Franz bekämpften die letztere. So ging ihnen denn selbst die sittlich-religiöse Kraft ab, die sie in den ernsten Lagen ihres Lebens hätte aufrecht erhalten können; sie erlitten eine moralische Niederlage; was sie bekämpften, hat gesiegt, ihr eigenes Werk aber ist zu Grunde gegangen. Was ist aus Karls spanisch-österreichischer Weltmonarchie geworden? Spanien ist wirthschaftlich und geistig verkümmert und die zerrütteten Zustände Oesterreichs sprechen laut genug. Der französische Hof, der unter Franz I. erstand und hier in Chambord erblühte, ward unter den Valois ein Lasterpfuhl; durch den blendenden Glanz, den dieser Hof später unter Ludwig XIV. ausübte, ward diese Sittenverderbniß auch für fremde Länder gefährlich, mancher deutsche Hof wurde davon angesteckt. Die französische

Monarchie ging dadurch sowie durch die Unterdrückung der Reformation zu Grunde.

Welche Gefahr für die Menschheit, wenn in verhängnißvollen Zeiten die Geschicke der Welt den Händen unumschränkter Herrscher anvertraut sind, wie damals Karls V. und Franz I.! Mit tiefer Demuth sollte das Beispiel dieser so mächtigen und geistig so reich beanlagten Herrscher jeden Fürsten erfüllen. Nur darum wurde Friedrich II. so groß, weil er im Buche der Geschichte zu lesen verstand. Haben aber Franz des Ersten Nachfolger im Lande die Lehre begriffen, die sich aus seinem Leben ergab? Im Gegentheil! Sie steigerten seine Fehler und Sünden bis auf's Aeußerste. Auf der Reformation, auf der protestantischen Bildung beruht die Zukunft und das Heil der Staaten und Völker; diese Bildung nicht nur zu schützen, **sondern auch zu fördern** gilt es, wenn man Gottes Weltplan auf Erden fördern will: das predigt die Geschichte jener beiden Fürsten allen Staatslenkern, denen es um das Wohl der Völker ernst ist. Aber wie oft schon hat sie tauben Ohren gepredigt!

Im Jahre 1547 hatte Franz I. aufgehört, „sich zu amüsiren"; sein Sohn Heinrich II. setzte den Ausbau des Schlosses fort; wie sein Vater liebte er diesen Aufenthalt. Auch unter ihm war Chambord Zeuge eines wichtigen Ereignisses: am 16. Januar 1552 bestätigte hier Heinrich II. als „Freund der deutschen Nation" den geheimen Vertrag, den er das Jahr vorher zu Fontainebleau mit Moritz von Sachsen und andern deutschen Fürsten gegen Kaiser Karl geschlossen hatte und der ihm Metz, Toul und Verdun einbrachte. „Vom Verrathe deutscher Fürsten unterstützt, begannen die ersten Eroberungen Frankreichs an der westlichen Reichsgrenze", sagt David Müller. Wohl wahr! Nur fällt die größere Schuld auf den Kaiser, der die deutsche Sache der Reformation, die Freiheit der deutschen Nation vom päpstlichen Joche im Stiche ließ. Jetzt war die Zeit gekommen, die von Gregor VII. beschimpfte Majestät des deutschen Kaiser-

thums zu rächen; der Mann war erschienen, auf den Heinrich IV. im Schloßhof zu Canossa gehofft hatte, „der Mann, der die Schlange seiner Qualen mit der Streitaxt niederschmettern sollte, zu der das Erz in den deutschen Bergen, zu der der Holzstiel in den deutschen Wäldern gewachsen war" (s. H. Heines prachtvoll markiges Gedicht). Aber Kaiser Karl V. fühlte weder kaiserlich noch deutsch; „ein kalter Fremdling, in welscher Berechnung wohl erfahren, wollte er es mit dem katholischen Gewissen seiner Welschen und mit dem Papste nicht verderben, um sein hispanisches Weltreich aufzurichten" (D. Müller). In dieser profan ehrgeizigen Beziehung schildert V. Hugo in seinem „Hernani" Karl V. annähernd richtig; welch ein großes Wort legte er ihm aber vor Karls des Großen Grabmal in den Mund: „Dieu seul et l'empereur sont grands!" Kaiser von Deutschland zu sein, in jener Zeit der Gährung, wo noch keine Nation staatlich fest geordnet war, an der Spitze des mächtigsten Reiches zu stehen: er konnte die Welt aus den Angeln heben, wenn er sich an die Spitze der Reformation gestellt hätte, und — er endete verzagt in einem Kloster. „Dieu seul et l'empereur sont grands!" Welch großes Wort! Aber Karl V. fügt hinzu: — et le saint-père!" An diesem Nachsatz scheiterte seine geschichtliche Größe. Karl der Große hatte die Weltherrschaft nicht mit dem Papste getheilt, der auch damals noch nicht das Ansehen genoß, das seine Nachfolger hatten; das Gottesreich, das er auf Erden zu gründen gedachte, war idealer aufgefaßt als das der päpstlichen Herrschaft. Hernani sagte auch in V. Hugos Drama:

J'ai cru d'abord que c'était Charlemagne:
Ce n'est que Charles-Quint.

Armer Karl V., wie ein Mönch im Kloster zu enden, während der sächsische Mönch Luther dem Papste den Krieg erklärte und das Feld behalten hat! O, Kaiser von Deutschland zu sein und so zu enden!

In einem der entscheidendsten Momente der Weltgeschichte Kaiser von Deutschland, Herr des mächtigsten Reiches seiner Zeit gewesen zu sein und seine Macht zu nichts gebraucht zu haben, als den finstern mittelalterlichen Papismus auf's Neue zu stärken gegen das läuternde Werk der Reformation und alle Greuel des Fanatismus über die schon zur Hälfte bekehrten Völker herauf zu beschwören! O welch ein Unglück, daß solche Macht in Eines Menschen Händen lag! Aber trotz Kaiser und Papst, „das Reich muß uns doch bleiben"!

Loiseleur erzählt aus Heinrichs II. Zeit folgende Geschichte. Der Hof machte in Chambord den ersten Versuch mit den von Dandelot, Bruder des Admirals Coligny, vervollkommneten Büchsen. Früher war diese Waffe so schwer, daß zwei Männer sie tragen mußten; Dandelot machte sie leichter und setzte an Stelle des Rades den Haken. Er ahnte nicht, daß die von ihm so vervollkommnete Schußwaffe in den Händen Maurevels den ersten Schuß auf seinen Bruder abfeuern sollte. Wir kommen der Bartholomäusnacht immer näher.

Heinrich II. starb 1559. Seine Wittwe, Katharina von Medici, kam während der Regentschaft oft nach Chambord; des Abends stieg sie mit Astrologen zur „Lilie" hinauf, das heißt zum Belvedere des großen Treppenthurmes, um die Sterne zu befragen. Gott befrug sie nicht; ihr Gewissen konnte sie nicht befragen, weil sie keins hatte. Und dieser abergläubische, gottlose Hof unterfing sich, über die Reformation zu Gericht zu sitzen; mit welcher andern Waffe als der des Mordes hätte er sie zu bekämpfen vermocht! Dazu hatte die einseitige Pflege der Renaissance geführt. Katharinens Söhne kamen ebenfalls in das Lieblingsschloß ihres Hauses; Franz II. weilte hier mit seiner Gemahlin, der schönen Marie Stuart; den zweiten, Karl IX., führte seine tolle Jagdwuth hierher; einmal hetzte er, er allein zu Pferde, ohne Meute einen Hirsch zu Tode; der Dichter Baïf, der diese Heldenthat besungen hat, wollte ihn dafür unter

die Sterne versetzen. Statt der Hirsche wurden dann die Protestanten zu Tode gehetzt! die wilde Jagd heißt in der Geschichte die Bartholomäusnacht. Unter Karl IX. wurde die Aufsicht des Schlosses erblichen Gouverneuren anvertraut; unter ihm hörten auch 1571, infolge der Unruhen und dadurch bewirkten Finanzverlegenheiten, die Arbeiten am Schlosse auf, die bis dahin etwas über zwei Millionen nach heutigem Werthe gekostet hatten. Das Schloß war damals schon ungefähr in dem Zustande, in dem wir es noch jetzt sehen. Seine königliche Glanzepoche aber war vorüber. Heinrich dem Dritten, halb weibischen, halb mystischen Lüsten ergeben, konnte es in dieser Waldgegend nicht behagen, wo das Echo noch von Roßgetümmel und Jagdlärm widerhallte; er kam selten nach Chambord, es war auch damals keine Zeit zu Festen. Mit Heinrich III. ging das künstlerische, schöngeistige, aber fanatische Haus Valois unter dem Dolche eines andern Fanatikers zu Grabe; die Mörder der Protestanten fraßen sich zuletzt unter einander auf.

Endlich verkauften die protestantischen Bourbonen ihr Gewissen um die Königskrone von Frankreich und es ward Ruhe. Politischer Rücksichten wegen aber zog nun der französische Hof in die Nähe von Paris, es ward stiller im Loirethal. Heinrich IV. zog Saint-Germain und Fontainebleau dem Schlosse in der Sologne vor. Sein Sohn indessen, Ludwig XIII., kam noch ein paar Mal hierher; seiner melancholischen Stimmung sagte die große Einsamkeit Chambords*) zu. Eine drollige Anekdote, die de la Saussaye nach zeitgenösischen Zeugnissen erzählt, malt seine Prüderie. Fräulein von Hautefort, für die sein Herz in keuscher Zärtlichkeit schlug, hatte einen Brief in ihrer Halskrause versteckt, den Ludwig gern gelesen hätte. Er war jedoch in Liebessachen das

---

*) Der lange Aufenthalt, den Alfred de Vigny in seinem schönen Roman „Cinq Mars“ Ludwig XIII. hier nehmen läßt, ist der Geschichte zuwider.

Gegentheil seines Vaters und viel zu schüchtern, mit der Hand den schönen Busen zu berühren. Aber die Neugierde stachelte ihn doch zu sehr — was that er? Er griff nach einer silbernen Zange, die im Kamin stand und — nun, die Kritik, die seit Niebuhr das Jahrhunderte lang Geglaubte nicht mehr gelten lassen will, sucht auch diese Geschichte zur Mythe zu machen; wenigstens, sagt Loiseleur, könne sie sich nicht in Chambord zugetragen haben. Darf man sich wundern, daß in einem Lande wie Frankreich, wo die Galanterie eine so große Rolle spielt und selbst der „christliche Sokrates" Cousin über die vornehmen Damen des 17. Jahrhunderts dicke Bände geschrieben hat, auch für und wider diese kleine Anekdote ein Arsenal von Gelehrsamkeit aufgeboten worden ist?

Unter schimpflichen Umständen ging damals Chambord in den Besitz von Ludwigs Bruder, Gaston, über. Dieser armselige, unfähige und unruhige Kopf war fast in alle Verschwörungen gegen den Cardinal Richelieu, Frankreichs Regenten, verwickelt, wenn er sie nicht selbst anzettelte. Der Cardinal wollte Gaston mit Fräulein de Montpensier vermählen, Gaston sträubte sich und es kam zu einem Complot, Richelieu sollte ermordet werden. Letzterer trennte Gaston von seinen Mitschuldigen und der schwache, elende Prinz nahm nicht nur die Hand der schönen reichen Dame an, er verrieth auch seine Mitverschworenen. Der Eine, Graf von Chalais, wurde zum Tode verurtheilt, sein Leichnam sollte geviertheilt und die Stücke an Pfählen auf den Hauptstraßen von Nantes, wo der Proceß geführt wurde, angeheftet, sein Kopf endlich auf einer Pike aufgesteckt werden. Der König milderte das Urtheil in bloße Enthauptung. Um Zeit zu gewinnen, versteckten des Grafen Freunde den Henker. Die rothe Eminenz schaffte aber Rath, sie begnadigte einen Verbrecher, der der Hinrichtung entgegensah und dafür den Grafen hinrichtete. (16. April 1626.) Dieser Verbrecher verstand natürlich das Handwerk nicht und hieb mehrere Male in den Kopf, ohne ihn zu trennen. Das

Gemurr des empörten Volkes steigerte seine Verwirrung; beim zwanzigsten Hiebe hörte man den Grafen noch wimmern, auf den fünfunddreißigsten fiel endlich sein Haupt. Denkt man an diese Grausamkeiten des ancien régime, so wundert man sich nicht mehr über die Grausamkeiten der Revolution; das Volk hatte es die Regierung nicht besser machen sehen. Mehr als Lehre erzieht das Beispiel, das Volk war zur Grausamkeit erzogen worden; durch den Schrecken hatten Ludwig XI. und Richelieu ihre Herrschaft begründet, durch den Schrecken Ludwig XIV. den Protestantismus unterdrückt, das empörte Volk setzte dann seine Schreckensherrschaft ein und wenn es die Köpfe der unglücklichen Opfer auf Piken trug, machte es nur nach, was es die Regierenden selbst hatte machen sehen. In dem Bourbonenschloß Chambord ist die Erinnerung an das Regierungssystem der Bourbons gewiß am Platze.

Zum Lohn für seine Niedertracht erhielt Gaston im Monat Juli 1626 das Herzogthum Orleans und die Grafschaft Blois mit Chambord als Apanage. Das Verschwören gab er darum nicht auf; Ludwig XIII. dachte daher gewiß nicht daran, seinen unliebenswürdigen Bruder zu besuchen und V. Hugo hat einen Irrthum begangen, wenn er im IV. Akt von „Marion Delorme" Ludwig XIII. 1638 in Chambord weilen läßt. In den letzten acht Jahren seines Lebens war Gaston ganz in seine Grafschaft verwiesen. Er kam oft nach Chambord. Seine Tochter, die famose Mademoiselle, erzählt in ihren Memoiren ihre erste Ankunft als Kind daselbst. Ihr Vater war gerade oben auf der großen Doppeltreppe und stieg herab ihr entgegen, während sie hinaufstieg; da sich die beiden infolge der erwähnten Doppelwindung nicht begegnen konnten, so gab es eine lustige Haschescene. Dreißig Jahre später entspann sich hier jene unglückliche Leidenschaft, die der noch im Alter verliebten „Mamsell" die letzten Jahre so verbitterte. So wird erzählt, Mademoiselle selbst aber versetzt in ihren Memoiren

die Geschichte ihres Liebesgeständnisses in's Schloß Saint-Germain.

Mit Gastons Tode (2. Febr. 1660) fiel Chambord an die Krone zurück. Doch schon unmittelbar nach der Abtretung an ihn hatte Ludwig XIII. schon ein anderes Schloß zu bauen begonnen, Versailles. Hier sammelte sich seit Ludwig XIV., der so manche Aehnlichkeit mit Franz I. hatte, das glänzende Leben des französischen Hofes. Doch erschien Ludwig noch einige Mal in Chambord, zum ersten Mal als König (er hatte schon 1650 und 1659 hier verweilt) am 9. Juli 1660 mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin, Maria Theresia, die er von der spanischen Grenze abgeholt hatte. Beide Gatten waren damals zweiundzwanzig Jahr alt, Ludwig hatte bisher nur Ein Mal geliebt, Mazarins schöne Nichte nämlich, Marie de Mancini. Er fand kein allzugroßes Behagen an dem Schlosse mit den tausend kleinen Zimmern und Gemächern; frei, vor Aller Augen, wollte er, der die Größe im Prunk sah, seine Leidenschaften zur Schau tragen. Ludwig XIV., sagt Loiseleur, war mehr König als Künstler, seinem Geschmack blieben die tausendfältigen Launen der Renaissance unverständlich; „er, der auf die Baukunst wie auf alle Künste seiner Zeit eine so direkte und unmittelbare Wirkung ausgeübt hat, unter dem sich Alles, was ihm nahe trat, dem strengen und ein wen.g kalten Gesetz der Regelmäßigkeit beugen mußte, die sozusagen der Geist seiner Regierung ist, Ludwig XIV. hat wenig für Chambord gethan." Die verschiedenen Arbeiten, die er unter Mansards Leitung vornehmen ließ und nicht alle durchgeführt wurden, verunzierten das Schloß, z. B. das mit korinthischen Pilastern geschmückte Hauptthor des Hofes, sowie die Ueberdachung der Terrassen des Hofes mit den durchgebrochenen sogenannten „Mansarden", die hier zuerst angebracht worden sein sollen. Beides stand in grellem Widerspruch mit dem Styl des Schlosses, Ludwig XIV. verfuhr aber immer so, wenn er es unternahm, Denkmäler früherer Epochen

zu „verbessern" oder zu vollenden. Und diese Verunstaltungen von 1661—1717 haben dem Staate 1,225710 Livres gekostet. Der Graf von Chambord hatte den guten Geschmack, die Terrassen in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herstellen zu lassen.

Bei der Pracht ohne Gleichen, die überall die Residenz des französischen Nebukadnezar umgab, mochte das Schloß wohl mancherlei von den glänzenden Tagen Franz des Ersten träumen. Pelisson macht diese Parallele bei Gelegenheit der Feste vom Oktober 1668 in einem Briefe an Fräulein von Scudéry. Am 6. Oktober 1669 spielte Chambord eine Rolle in der Geschichte der französischen Litteratur, indem hier Molière zum ersten Mal sein Lustspiel „Monsieur de Pourceaugnac“ aufführte. Die Geschichte eines andern Stückes, das Molière am 14. Okt. 1670 (der Jagd wegen kam Ludwig immer im Herbst hieher) in Chambord aufführte, ist recht lehrreich. Man zeigt noch den Saal der Vorstellung im zweiten Stock über dem Saal der Garden.

Der Chevalier d'Arvieux erzählt: Der König, der zur Jagd nach Chambord reiste, wollte seinen Hof durch ein Ballet unterhalten und das türkische Costüm dabei gebraucht wissen, da eben alles noch von den Türken sprach, die man kurz vorher in Paris gesehen hatte. „Seine Majestät befahl mir daher, mich mit den Herren Molière und Lulli (dem Componisten) zu verbinden, um ein Theaterstück auszuarbeiten, in das man etwas vom Costüm und den Manieren der Türken einschieben könnte. Ich begab mich zu diesem Zweck in das Dorf Auteuil (bei Paris), wo Herr Molière ein hübsches Haus besaß. Dort a r b e i t e t e n wir an dem Stücke, das man unter den Werken Molières unter dem Namen „Le bourgeois gentilhomme“ findet." „Nous travaillâmes“! der Herr d'Arvieux half einem Molière dichten. Allerdings fügt er hinzu: „Ich wurde mit allem beauftragt, was das Costüm und die Manieren der Türken betrifft. Als das Stück fertig war, legte man es dem König vor, der es

genehmigte, und ich blieb acht Tage beim Schneider Bataillon, um die Kleider und Turbane nach türkischer Weise zu machen.“ Der „Mitarbeiter“ Molières war also nur — Garderobeinspektor; der Chevalier hatte sich zwölf Jahre in der Levante aufgehalten und kannte die türkischen Sitten. Der Mummenschanz dieses Lustspiels mit den Ballets war von Ludwig XIV. selbst aufgegeben worden. Wenn man Shakespeare einiger derben Späße wegen damit entschuldigt, daß er auf sein derbes Publikum habe Rücksicht nehmen müssen, so hat Ludwig XIV. hier es für nöthig gehalten, „durch solches Possenspiel die Langeweile seiner Höflinge zu vertreiben, die der geistreiche Witz (der Witz eines Molière!) nicht mehr hinreichte zu erheitern.“ (Loiseleur.) Bei der ersten Aufführung aber blieb der König selbst kalt; er fürchtete, daß sein Geschmack von dem trefflichen Spiel überrumpelt würde (Molière spielte den Bourgeois Jourdain). Das ganze Hofgesinde, das die Kälte als Tadel auslegte, rupfte dem armen Molière alle Federn aus und verhöhnte auch den Mummenschanz, nicht ahnend, daß derselbe das Werk ihres Herrn und Königs war. Fünf Tage nachher fand die zweite Aufführung statt, der König blieb wieder kalt und die Höflinge, die keine eigne Meinung zu haben wagten, waren überzeugt, daß es mit Molière und seinem Talente zu Ende ging. Da plötzlich, als er sich zu Tische setzte, that Ludwig den Mund auf: „In Wahrheit, Molière, Sie haben mich noch nie so unterhalten, Ihr Lustspiel ist vortrefflich“. Man sollte glauben, die Höflinge hätten sich beschämt gefühlt und wären Molière gegenüber verlegen gewesen. Weit entfernt! Sie überschütteten den Dichter mit Complimenten bis zum Ersticken. So entwürdigend wirkte das Hofleben auf Charakter und Menschenwürde! Dummköpfe mag es übrigens unter den Höflingen genug gegeben haben. Man kennt das naive Erstaunen des aufgeblasenen Jourdain im Lustspiel, als er erfährt, daß „er Prosa rede“. Aus den Briefen der Frau von Sévigné erfährt

man, daß der Graf von Soissons die Dummheit gemacht hatte; Molière hatte den Zug aufgegriffen.

In den drei Herbsten 1682, 1684 und 1685 weilte Ludwig XIV. zum letzten Mal in Chambord. Seine Sonne begann zu sinken, das Glück und die Freude waren dahin wie seine jungen Jahre; Molière, der Dichter des heitern Lustspiels, war gestorben (1673) und Racine, der Dichter der zärtlichen Liebe, schwieg. Die Reise von 1684 ließ einen schlechten Eindruck zurück. Frau von Maintenon stieg eben in des Königs Gunst und saß in seinem eigenen Wagen, während die letzte Maitresse Ludwigs, die Montespan, mit ihren Kindern hinterher folgte. Die Eifersucht und üble Laune der beiden Nebenbuhlerinnen, obgleich sie äußerlich den größten Takt beobachteten, setzte alles in verdrießliche Stimmung. Man erfuhr damals am Hofe „den Tod des alten braven (bonhomme) Corneille, bekannt durch seine Komödien" (1. Okt. 1684); so drückt sich der höfische Chronist Dangeau aus. Was kümmerte den Hof eines Ludwig XIV. der Tod des größten französischen Tragikers, der ja gar nicht Hofdichter wie Racine gewesen war? Um die beiden Maitressen des Königs drehte sich für diese Höflinge die Weltgeschichte.

Freilich, weltgeschichtlich war das Ereigniß, das sich im nächsten Jahre an die Liebe zu der neuen königlichen Maitresse knüpfen sollte, nur verstand der Hof die Wichtigkeit desselben nicht. Vom 6. Sept. bis 28. Okt. 1685 war der König wieder in Chambord, diesmal ohne die Montespan, sagt de la Saussaye (Loiseleur widerspricht dem); jeden Tag jagte er wie gewöhnlich, draußen im Lande jagten seine Dragoner auch — Protestanten! Die Bekehrung der letztern beschäftigte ihn damals lebhafter als je. Allerdings mochte er über die angebliche Freiwilligkeit derselben getäuscht werden; konnte ihm denn aber die volle Wahrheit ganz verborgen bleiben, wenn selbst Frau von Sévigné von den „gestiefelten Missionären" sprach, wenn die Höflinge von den fürchterlichen

Grausamkeiten unterrichtet waren? Frau von Maintenon wußte sicher die Wahrheit und sie war ja die Vertraute des Königs. Indessen berichtete man ihm fortwährend, daß sich die Protestanten überall bekehrten, so daß er zuletzt annehmen konnte, das Toleranzedikt von Nantes sei nun überflüssig, ja daß er die „wenigen", die noch in ihrer „Ketzerei" verharrten, für halsstarrige Trotzköpfe halten konnte. Ein Diebstahl (ein Advokat A. Quinton in Orleans hat diese Sache erörtert), der im Sept. 1684 auf der Reise nach Chambord vier Stunden davon in dem Flecken Saint-Laurent-des-Eaux an seinen Gepäckwagen begangen worden war und dem schon ein anderer 1682 vorausgegangen war, wurde vom König als eine Beschimpfung seiner Person aufgefaßt; der Pfarrer des Fleckens, Fréret, hatte am 24. Decbr. 1684 in einem Schranke seiner Sakristei ein großes Packet der gestohlenen Wäsche gefunden und ausgerufen: „Nur boshafte Hugenotten haben mir diesen schlechten Streich spielen können". Indessen wurden die Diebe nicht entdeckt; gerade dies bestärkte die Gerichte in dem Glauben, nur eine gut organisirte Partei habe das Verbrechen begehen können, und das konnten nur die Hugenotten gewesen sein. Ohne dem Vorfall weitere Wichtigkeit beizulegen, kann man immerhin glauben, daß der König dadurch persönlich gereizt worden sei. Die Jesuitenpartei, die noch stärker war als die der Hugenotten, bearbeitete unterdessen durch die Maintenon Ludwigs Gewissen. Dabei amüsirte man sich aber soviel als möglich; jeden Abend war Komödie oder „appartement", das heißt: von 6 bis 10 Uhr Abends empfing der König den ganzen Hof im großen Zimmer, er spielte mit den Herren Billard, dazu gab es Musik, Erfrischungen, zuletzt Ball. Unterdessen wüthete die fanatische Soldateska gegen die ehrbaren protestantischen Familien. Drei Wochen nach der Abreise von Chambord widerrief Ludwig XIV. das Edict von Nantes, er sprach damit die Vernichtung des Protestantismus in Frankreich aus. Zum Danke für die

Bemühungen der Maitresse genehmigten die Jesuiten die Heirath des Königs mit der Maintenon *). Zu Versailles vollzog sich, was in Chambord gesponnen war.

Zum letzten Male hatte Ludwig diesen zaubervollen Prachtsitz bewohnt. Wie mit einem düstern unheimlichen Schleier umwebt ihn die Erinnerung an diesen letzten Besuch eines Bourbon. Kein König von Frankreich hat seitdem wieder hier geweilt. Nur einmal noch, am Ende seiner Regierung, hat Ludwig XIV. seine Blicke auf das ferne Schloß des Loirethales als das letzte Asyl der französischen Monarchie hingewandt. Hätte er ahnen können, daß es einst wirklich das letzte Asyl seines letzten Abkömmlings sein würde!

Es war im Jahr 1712, gegen Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Schlachten über Schlachten hatte Frankreich verloren, nur wenige Siege aufzuweisen. Im Lande wüthete die Hungersnoth, Ludwig mußte Schwarzbrod, die Maintenon Haferbrod essen, die Lakaien des Hofes bettelten vor den Thüren in Versailles und um den König ward es einsam, einsam: 1711 war sein Sohn, der Großdauphin, gestorben, dessen Sohn, der kleine Dauphin, starb im Febr. 1712, diesem wieder war sein ältester Sohn nur wenige Tage vorangegangen und der zweite folgte rasch nach! Schon rückte Prinz Eugen auf Paris los! In dieser höchsten Gefahr hatte Ludwig einen Augenblick wirklicher Größe; entschieden wies er alle demüthigenden Friedensbedingungen zurück und erklärte, im äußersten Falle sich selbst an die Spitze seiner Truppen zu stellen und entweder unterzugehen oder den Staat zu retten; sobald es dazu käme, solle der Hof und was von seiner Familie noch übrig war, sich nach Chambord flüchten und jenseits der Loire, dieses Bollwerks der

*) Lavallée und Loiseleur setzen die Heirath an das Ende des Jahres 1684; wir folgen hier Voltaire und Michelet. S. unser Werk: „Fanzösisches Frauenleben. Ein Mosaikgemälde. Leipzig, A. Krüger“.

nationalen Unabhängigkeit gegen den fremden Eroberer, den Ausgang des Kampfes abwarten. Man weiß: „Ein Glas Wasser" (wie Scribe sagt), das heißt: die Entsetzung Marlboroughs und Villars' Sieg bei Denain am 24. Juli 1712 machte den Rückzug unnöthig.

Chambord stand nun verlassen in seiner Waldeinsamkeit, als es 1725 das Asyl des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Lesczinsky ward, der kurz vorher, 1723, seine Tochter mit Ludwig XV. vermählt hatte. Während sein Nebenbuhler, der prunkliebende, galante August II., in Warschau das Mark seiner gutmüthigen sächsischen Unterthanen in sittenverderbenden Festlichkeiten verpraßte, um die Polen, die er nicht mit Gewalt unterwürfig zu machen vermochte, durch Ueppigkeit und Ausschweifungen zu verweichlichen, suchte der edle Stanislaus schon damals den Namen „des wohlthätigen Philosophen" zu verdienen, den ihm seine Freunde gegeben haben. Acht Jahre lang genoß er in Chambord mit seiner Gattin ein friedliches stilles Glück. Das dortige Pfarrarchiv bewahrt zahlreiche Spuren seiner Leutseligkeit; oft stand er Gevatter bei den Kindern des Dorfes, besuchte mit väterlicher Sorgfalt die Bauern in ihren Hütten, schlichtete ihre Streitigkeiten; in manchen Familien des Dorfes (unter Ludwig XIV. war es zur „Gemeinde" erhoben worden, eine Würde ohne reellen Gehalt) wird noch heute der Erstgeborene auf den Namen Stanislaus getauft. Die Königin liebte besonders die kleine Kapelle neben Franz des Ersten Gemächern, der daher der Name Oratoire de la reine de Pologne geblieben ist. Daß Stanislaus durch Ausfüllung der Wassergräben den künstlerischen Eindruck des Schlosses schwächte, sagten wir schon; war es indessen keine glänzende, so war es sicher die reinste und würdigste Epoche in der Geschichte desselben.

So verführerisch ist leider der Besitz eines Thrones, daß auch Stanislaus nach acht Jahren der Idylle überdrüssig ward und nach Augusts II. Tode 1733 wieder nach Polen eilte. Man kennt sein abenteuerliches Geschick;

mit Mühe entrann er den ihn umringenden Gefahren, um endlich seine Tage in philosophischer Ruhe und engbegrenzter nützlicher Thätigkeit als Herzog von Lothringen in Luneville zu beschließen.

Nach Stanislaus' Abreise neue Stille in Chambord, dann aber um so mehr Lärm und Lust, und unter wem? Unter dem Sohne gerade des politischen Feindes von Stanislaus, dem Marschall Moritz von Sachsen. Einen pikanteren Wechsel konnte es nicht leicht geben. Ludwig XV. war der Schwiegersohn Königs Stanislaus; da aber August III. Vater der Dauphine war, so war Moritz der natürliche Onkel des Dauphins, und die glänzenden Waffenthaten, die er im Dienste Frankreichs verrichtete, erwarben ihm später das Naturalisationspatent und den Titel Marschall aller Armeen Frankreichs, den bisher nur Turenne geführt hatte. Nach seinem Siege bei Fontenoi 1745 ertheilte ihm Ludwig XV. Chambord zur Apanage, Moritz bezog es aber erst 1748 nach dem Frieden zu Aachen. Bekanntlich hatte er sich geweigert, zur katholischen Religion überzutreten: ein Protestant Herr von Chambord! Wenn Franz I. und Ludwig XIV. dies hätten ahnen können!

Diese Glaubenstreue, durch deren Aufopferung er seinem Ehrgeiz hohe Befriedigung hätte gewähren können, zeugt von sittlicher Stärke bei aller sündhaften, von seinem Vater ererbten Leidenschaft; denn im Leben war Moritz ein ganzer Heide, wie sein Vater auch, der ein Spätling der Renaissance, gezeitigt an Ludwigs XIV. Hof, genannt werden kann, und die Verehrung von Bacchus und Venus trieb der Sohn leider bis zur Ausschweifung. Freilich nicht lange, da er schon krank angekommen war. Seine Lieblingszerstreuung war die Oper; er ließ daher den großen westlichen Saal im zweiten Stock des Donjon zum Theater einrichten und hier von dem berühmten Favart, dem Schöpfer der komischen Oper, der echten Nationaloper Frankreichs, Vorstellungen geben, zu denen man von allen umliegenden Städten herbeiströmte. Ueber

der Loge des Marschalls war eine kleine vergitterte Loge für den Bischof von Blois angebracht. Auch Frau von Pompadour kam zuweilen von ihrem Schlosse Menars am rechten Loireufer hierher. Sie, die königliche Maitresse!, soll, um den Herzog von Sachsen von seinen Ausschweifungen zu heilen, ihm vorgeschlagen haben, ihm eine Gemahlin zu geben, und er soll den Antrag mit den Worten abgelehnt haben: „Wie die Welt jetzt lebt, giebt es wenig Menschen, deren Vater, und wenig Frauen, deren Gatte ich sein möchte". Hätte Moritz ein Recht zu solcher Antwort gehabt? Die Geschichte seiner Oper selbst ist nicht zu seinen Gunsten.

Seit Ludwig XIV. war es Gebrauch, bei längeren Feldzügen Schauspieltruppen im Lager mit zu führen, um die Langeweile der hohen Officiere zu verscheuchen, durch feurige Couplets zum Kampf anzufeuern und nach der Schlacht den Siegern Weihrauch zu streuen, von denen freilich Manche auf dem Schlachtfelde geblieben waren. So berief denn Moritz 1746 Favart und dessen Truppe in sein Lager. Bald aber bemerkte Favart die Leidenschaft, die seine Gattin dem Marschall einflößte. Die beiden Gatten, eine Seltenheit jener Epoche und besonders unter Schauspielern, liebten sich treu und zärtlich und verabredeten ihre Trennung, Madame Favart entfloh nach Brüssel. Nun verfolgte der Marschall das Ehepaar auf die unwürdigste Weise und soll sogar den Beistand des Vaters der Madame Favart erkauft haben. Der Gatte verlor seine Concession, er mußte sich in Straßburg in einem Keller verstecken, wo er Fächer malte, um sein Brod zu verdienen; seine Frau wurde in ein Kloster eingesperrt. Die Unglücklichen mußten sich ergeben, sie kamen nach Chambord und der Rest erräth sich. So erklärt sich wohl am besten die Antwort, die der Marschall der Frau von Pompadour gegeben hat, wenn er sie in der That gegeben hat.

Die Hauptleidenschaft des Marschalls war aber die Kriegskunst, das bezeugt schon sein Meisterwerk „Mes

rêveries, ou Mémoires sur l'art de la guerre", das er in Chambord ausfeilte; sein Leben war vor allem militärisch, soldatisch. Alltäglich ließ er auf dem großen Platze hinter dem Schlosse, wo man noch die Reste der von ihm erbauten Kasernen sieht, die zwei Ulanenregimenter manövriren, die ihm der König als Garnison mitgegeben hatte; man zeigte sich aber auch lange nachher noch die Ulme, an der er ohne Erbarmen bei dem geringsten Vergehen seine Ulanen hängen ließ; im Mai 1820 wurde sie vom Blitze zerstört. Es war fast ein königlicher Hofstaat, der den Marschall umgab; der Adel der Umgegend, alte Waffengefährten, Künstler, Schriftsteller (in Frankreich fühlt man sich durch ihre Gesellschaft geehrt!) bildeten ihn. Da fehlte denn dem Marschall noch eine Auszeichnung: der König allein hatte das Vorrecht, eine Schildwache im Innern seiner Gemächer zu haben. Moritz half seiner Eitelkeit auf eine schlaue Weise; auf eine Thüre zwischen seinem Schlafzimmer und dem Salon ließ er die Worte „Caisse militaire" schreiben und unter diesem Vorwand den Posten von einer Schildwache besetzen.

Das wilde Leben führte den Marschall nach zwei Jahren in's Grab; er starb am 30. Novbr. 1750 an einem Blutsturz, nicht an einem Duell, wie man sich nach einer Sage erzählt hat. Zu dem Leibarzt des Königs, Senac, den Ludwig XV. sofort geschickt hatte, sprach er: „Es ist zu spät, Doctor. Ich fühle, daß das Leben nur ein Traum ist; der meine ist schön gewesen, aber kurz". Vierzig Tage lang blieb sein Leichnam in der Kapelle des Schlosses auf einem Paradebett, umgeben von sechzehn eroberten Fahnen, ausgestellt. In den ersten zehn Tagen wurden die sechs Kanonen, die ihm der König gegeben hatte, von Viertelstunde zu Viertelstunde gelöst. Mit diesen Ehren, einem geborenen Deutschen*), einem Protestanten erwiesen, endet die Geschichte von Chambord!

*) Weil Moritz der natürliche Sohn Augusts Königs von Polen war, nennt ihn Loiseleur einen Polen!

Die Leiche wurde in der lutherischen Thomaskirche zu Straßburg beigesetzt. Wenn er katholisch geworden wäre, so hätte man, wie man auch anfangs wollte, ihn in Saint-Denis neben Turenne begraben und seine Asche wäre 1793 bei der Verwüstung der Königsgräber zerstreut worden. Turennes Leiche wurde herausgerissen, einem glücklichen Zufall verdankt sie ihre Erhaltung — in einem Glaskasten des Pariser Pflanzengartens, als eine Merkwürdigkeit der Naturgeschichte. Wäre Turenne, der sich von Bossuet hat katholisch machen lassen, Protestant geblieben, so würde ihm mit der Ehre des Königsgrabes auch diese Schmach erspart geblieben sein. Ueber der Leiche des Marschalls Moritz erhebt sich ein prachtvolles Denkmal, Pigalles Meisterwerk.

Nach Moritzens Tode bewohnte dessen Neffe und Erbe, Graf Friesen, noch das Schloß; als er starb, fiel es wieder der Krone anheim. Es hatte jetzt keinen Herrn mehr, nur Gouverneure, zuerst den Marquis de Saumery, in dessen Familie dies Amt schon seit lange erblich war; im Jahre 1783 wurde es aber dem Neffen desselben zu Gunsten des Marquis de Polignac genommen. Polignac! Zwei Mal ist dieser Name dem Hause Bourbon verhängnißvoll geworden: wir stehen an dem Beginn der Revolution.

VI.

Die Revolution.

In den Zaubergärten der Fee Morgana hatte der Venetianer zu wandeln geglaubt, als er im Garten Frankreichs das Zauberschloß vor seinen Blicken sich erheben sah. Aber das liebliche Gelände des Loirethals birgt nicht nur Königspaläste und Lustschlösser, auch auf armselige Wohnungen des Elends stößt man hier, Wohnungen, zu deren Erbauung es keiner Künstler-, ja keiner Menschen-

hand bedurfte, denn die Natur selbst hatte sie geschaffen: in diesem gesegneten Lande, diesem „Paradies der Länder“ giebt es noch arme Leute, die, wie die Troglodyten der dürftigen Urzeit, in Felsenlöchern gleich Räuberhöhlen wohnen. Davon ahnt der Reisende, der im Dampfwagen das Land durchfliegt, nichts; davon wissen vielleicht die Vertreter des Volkes nichts, die in der Deputirtenkammer zu Paris über theure überseeische Expeditionen verhandeln, um den rohen Wilden ferner Welttheile die Segnungen der französischen Civilisation zu bringen. Davon wußten sicher die Könige nichts, die hier in ihren Palästen im üppigsten Lebensgenusse schwelgten. Werfen wir nach dem Besuche von Chambord auch einen Blick auf die französischen Höhlenbewohner.

Dieselben setzen jedenfalls die Gewohnheit der Ureinwohner Galliens fort. In dem Theile der Sevennen, der das Departement der Oberloire bildet, liegen diese Höhlen nicht am Strome selbst, sondern in der Nähe der Stadt Le Puy in Seitenthälern, sind aber jetzt nicht mehr bewohnt; zum Theil sind sie etagenweise übereinander, vielleicht zum Schutze gegen Feinde oder Thiere, vertheilt; einige davon habe ich erklettert, sie tragen unverkennbare Spuren davon, daß sie einst bewohnt waren. Vier Stunden stromabwärts von Orleans, bei Meun, werden diese Höhlen jetzt als Weinkeller benutzt. Je näher aber — und das ist das Charakteristische — man dem „Garten der Touraine“ kommt, je mehr findet man sie noch heute bewohnt. Zwischen Blois und Amboise fand ich auf dem linken Loireufer, unfern des Schlosses Chaumont, die ersten französischen Troglodyten. „Sie wohnen hübsch kühl im Sommer“, sagte ich zu der Hausfrau (Frau vom Hause?!). „Man möchte lieber trockner wohnen“, antwortete sie mit einem Gesichtsausdruck, der wenig Lebensfreude verrieth. Gleich darauf stieß ich auf eine dem Gottesdienste geweihte Höhle, Notre-Dame-des-Caves benannt, worin zu gewissen Zeiten noch Messe gelesen wird. In der Gegend von Tours fand ich die

meisten, und wenn ich dann auf die Höhen hinaufstieg, um das schöne Geländ zu bewundern, mußte ich immer Acht geben, daß ich den Troglodyten unter mir nicht in die Suppe stürzte, denn die Kamine haben hier ihre Oeffnung durch die Erde hindurch und man kann den Feuerschein des Herdes von oben sehen. Höchst merkwürdig sind die jetzt nicht mehr bewohnten Höhlen an einem Seitenfluß der Loire, dem Loir, zwischen Vendôme und Montoire. Der Archivar des Departements zu Orleans hatte mich in einem nachgesandten Briefe namentlich auf eine fast labyrinthartige, in verschiedene Unterabtheilungen verzweigte Höhle bei Lavardin aufmerksam gemacht und bemerkt, daß die dortigen Bewohner nichts davon wüßten. Ein Mann, den ich in den Trümmern des Schlosses Lavardin antraf und dem ich die Stelle aus dem Briefe vorlas, antwortete mit einem feinen ironischen Lächeln nur: „Je vais vous accompagner“. Mit einer den Briefschreiber wie den Vorleser sehr demüthigenden Sachkenntniß und höflichen Gefälligkeit führte er mich in all diesen Geheimnissen herum; in der fraglichen Höhle sah man einen offenbar von Menschenhand bearbeiteten Altar, es war vermuthlich ein altes Druidenheiligthum. Als ich meinem Führer beim Abschied herzlich dankte, konnte er ein zweites ironisches Lächeln nicht unterdrücken. Welch seltsames Gemisch von feiner Malice und herzlicher Zuvorkommenheit steckt doch zuweilen in diesen Franzosen! Die größte bewohnte Höhle fand ich bei dem Dorfe Trôo am Loir, sie verengerte sich zuletzt so sehr, daß das Ende nicht mehr bewohnt werden konnte; um das eigentliche Ende zu finden, hätte man kriechen müssen. Daß sich in solchen Wohnungen Rheumatismus gern einstellt, ist natürlich, dieselben dienen auch, rauhes Wetter oder den Winter ausgenommen, mehr zur Aufbewahrung der wenigen Möbel, zur Küche und ähnlichen Vorrichtungen; sonst leben die Leute in dem milden Klima mehr an der Luft. Von dem trefflichen Weißwein, der hier wächst, bekommen diese armen Leute wohl nichts zu kosten. Im Städtchen Mon-

toire fand ich einen Leinweber in einer solchen Höhle mit seinem Webstuhl eingerichtet. Daß sich ein Städter noch mit so primitiver Wohnung begnügen mußte, war mir doch auffallend; auf meine so zart als möglich gestellte Frage antwortete mir aber der Weber mit städtischer Empfindlichkeit, so daß ich das Gespräch abbrach. Und diese armen Troglodyten müssen für ihre Höhlen noch Miethe zahlen! Welch schreienden Gegensatz bilden diese Höhlenwohnungen gerade in ber schönsten Gegend Frankreichs zu den stolzen Königssitzen, wo die Herrscher des Landes in aller Lust schwelgten!

Was waren aber unter Ludwig XIV. die Bauern überhaupt anders als Troglodyten? La Bruyère sprach damals von scheuen Thieren, die über das Land zerstreut sind, mit bleifarbigen verbrannten Gesichtern, die mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit die Erde umwühlen, Nachts in Löcher kriechen, wo sie von schwarzem Brod, Wasser und Wurzeln leben, und den andern Menschen — denn sie zeigen auch ein menschliches Gesicht — die Mühe ersparen, zu säen und zu ackern, um zu leben. Und die Wohnungen, worin das arme Volk in der stolzen Königsstadt Paris hauste, was waren sie anders als schmutzige Höhlen in engen, finstern, pestathmenden Gassen und Gäßchen, wie man deren erst noch jüngst zur Zeit der Cholera niedergerissen hat. Endlich verloren diese Troglodyten die Geduld, sie krochen aus ihren Höhlen und Löchern hervor und stürmten den Königspalast der Tuilerien (10. August 1792). Die Revolution war ausgebrochen.

Auch über Chambord zogen sich ihre Gewitterwolken zusammen. Auf das Verlangen der Nationalversammlung ernannte die Municipalität von Blois schon am 3. Mai 1790 eine Commission zur Abfassung eines Mémoire über den nützlichsten Gebrauch, den man von Chambord machen könnte, „wofern die Versammlung nicht die Zerstörung des Schlosses geböte“. Das Jahr darauf erbot sich eine Gesellschaft englischer Quäker, die Domäne zur Anlegung

von Manufacturen anzukaufen, und man zog in Blois diese und ähnliche Vorschläge ernstlich in Erwägung. Endlich verordnete der District von Blois 1793 den Verkauf des ganzen Mobiliars. Ein entsetzlicher Schacher! Sämtliche Trödler der Provinz liefen zu der Versteigerung herbei. All die Wunder der Kunst, an denen drei Jahrhunderte gesammelt hatten, waren binnen zehn Tagen in alle Welt zerstreut. Man riß das goldene Getäfel von den Wänden, das Parket vom Boden, ja Fensterläden und Kaminsimse riß man herunter. Was nicht verkauft wurde, wurde vernichtet, darunter Kunstwerke wie die Faiencen Bernard Palissys! Verstand denn auch das von der Monarchie verwahrloste Volk diese Schätze zu würdigen? Es wollte sich für sein ausgestandenes Elend an der Pracht seiner Könige rächen, und in seiner Wuth warf es die reichsculptirten Thüren im Versteigerungssaal in's Kaminfeuer, daß die Simse von der Hitze platzten. Im Salon des Marschalls von Sachsen war ein Bild von Mignard: „Ludwig XIV. bei der Belagerung von Namur"; als man es verkaufen wollte, bemerkte man, daß dem Könige der Kopf fehlte. Ein Schlosser aus dem Städtchen Bracieux bei Blois hatte geglaubt, als guter Patriot den Urgroßvater wie den Urenkel behandeln zu müssen. Darauf allgemeine Heiterkeit, und um den Goldrahmen „dafür zu bestrafen, daß er dem Bildniß eines Despoten zum Schmuck gedient hatte", warf man ihn in das Kaminfeuer. Das einzige Möbel, das von all den Kostbarkeiten, von all dem Luxus zurückgeblieben, ist die steinerne Tafel, auf welcher der Leichnam des Marschalls von Sachsen einbalsamirt worden war: ein Leichenstein des Königthums.

Im nahen Dorfe Huisseau kann man in dem Schlosse les Croteaux eine prächtige flandrische Tapete und einige Möbel sehen, die aus Chambord stammen. Wo sind aber die Portraits der griechischen Gelehrten, die sich nach der Einnahme von Constantinopel nach Italien geflüchtet und die Bildung des Alterthums nach Europa gebracht hatten?

Franz I. hatte sie mit großen Kosten von Leonard da Vinci in Italien sammeln lassen. Wo sind diese kostbaren Portraits hin? Verbrannt?! Ein anderes kostbares Ueberbleibsel des innern Schmucks von Chambord, von dem Niemand Ahnung hat, bin ich überzeugt in Orleans gesehen zu haben. Im Salon des verstorbenen Advokaten Leroux daselbst machte mich die junge Dame des Hauses auf ein Portrait des noch jungen Marschalls von Sachsen aufmerksam; ich blieb davor wie gefesselt, wie bezaubert von den Feueraugen des Sohnes der schönen Aurora stehen, der Blick dieser Augen ist so mächtig, daß ihn ein Knabe der Familie nicht ertragen konnte und das Bild mit dem Messer durchbohren wollte. Es spiegelt sich darin die ganze Liebesgluth der Eltern, aber auch die spätere Leidenschaftlichkeit des Marschalls wieder. Die Familie Leroux war aus Blois gebürtig, wohin sie zurückgekehrt ist; nun erklärte ich mir, wie das Portrait hieher gekommen war.

Einige Monate nach der Versteigerung des Mobiliars kam ein Beamter des Departements, ein ehemaliger Domherr aus Vendôme, nach Chambord, um alle Lilien und sonstigen Insignien des Königthums vernichten zu lassen; aber der Architekt Marie bewies ihm, daß diese Arbeit mehr als hunderttausend Francs kosten würde. Natürlich konnte man das Geld besser gebrauchen. Doch war das Schicksal des Schlosses immer unsicher und „in den öden Fensterhöhlen wohnte das Grauen“. Die Thaten des Vandalismus, die damals begangen wurden, wird der Gebildete, der Kunstfreund besonders stets bedauern. Wer aber anders hat sie herauf beschworen als jene leichtsinnigen oder despotischen französischen Könige selbst? Wir können ihre Schuld hier nicht weiter entwickeln; es genügt, auf die Rechtlosigkeit des Volkes gegenüber den bevorrechteten höheren Klassen, das Elend der Massen, die zerrütteten Finanzen und die Unterdrückung der Reformation hinzuweisen. Ein einziger Beleg für letzteres aus der Umgegend von Blois. Das Städtchen Marchenoir war

infolge der Kriege mit England ganz verarmt; nach der Reformation nahm es durch seine zahlreichen Calvinisten einen ungeahnten Aufschwung. Die Widerrufung des Edictes von Nantes hat alles vernichtet. „Dieser Staatsstreich war für Marchenoir unheilvoller als alle Verwüstungen durch die früheren Kriege. Drei Viertel der Bevölkerung wurden geächtet, ihr Weggang zerstörte den Handel und das Gewerbe. Der schlimme Winter von 1709 vollendete das Elend. Das Städtchen hat sich seitdem nie wieder erholt. Jetzt hat es noch nicht 600 Einwohner!" (Touchard-Lafosse.) Bei allem Voltairianismus sind die unseligen Folgen des frühern Fanatismus in Frankreich noch nicht verwischt. Wie schwer büßt dies gesegnete Land für seine Bartholomäusnacht! Und dabei verdummt man das Volk immer wieder durch die Wallfahrten nach Lourdes! Diese Fabel lehrt: Schickt deutsche Protestanten nach Posen und Westpreußen! Der drohenden Zerstörung des Schlosses that das Auftreten Bonapartes Einhalt. Im Jahr 1797 wollte die Nationalvertretung dem General Bonaparte, der den Frieden von Campo-Formio geschlossen hatte, ein Nationalgeschenk machen und schlug dazu Chambord vor; aber die eifersüchtige Regierung, das Directorium, wußte den Vorschlag zu beseitigen und fertigte den gefährlichen Helden mit Ruhm ab. Der General wußte sich selbst zu belohnen; statt eines Schlosses ward ganz Frankreich sein und Bonaparte hieß Napoleon.

Der Kaiser hat viel versucht, um Chambord vom Verfall zu retten. Noch als erster Consul hatte er es unter den Schutz der von ihm gestifteten Ehrenlegion gestellt und es zum Hauptsitz der funfzehnten Cohorte unter General Augereau bestimmt. Nach der Schlacht von Austerlitz wollte er die Erziehungsanstalt der verwaisten Töchter der Legionäre hierher verlegen, gab aber den Gedanken der großen Kosten wegen auf, welche die Einrichtung verursacht hätte. Beinahe wären jetzt wieder Bourbons in Chambord eingezogen, die spanischen näm-

lich, denen Napoleon nach ihrer Entthronung in Bayonne 5. Mai 1808 die Nutznießung von Compiègne und den Besitz von Chambord als Ersatz für den Thron von Spanien anbot. Man erinnert sich, daß hundert Jahre früher die Einsetzung der Bourbons in Spanien beinahe Ludwig XIV. genöthigt hätte, sich ebenfalls nach Chambord zurückzuziehen. Der alte Karl IV. begnügte sich mit Compiègne, und das sagte auch dem Kaiser zu, denn die Möblirung und Ausbesserung von Chambord würde 9 Millionen gekostet haben. Am 28. Febr. 1809 wurde es wieder mit dem Krongute vereinigt, aber noch am 15. Aug. desselben Jahres gab Napoleon, der es übrigens niemals besucht hat, das Schloß dem Chef seines Stabes, Marschall Berthier, der schon Fürst von Neuchâtel war, und zwar unter dem Titel „Fürstenthum Wagram" (das Patent ist aus Schönbrunn datirt!), und wies ihm noch 500000 Fr. Jahresrente auf den Ertrag der Rheinschifffahrt an, unter der Bedingung, alle Einkünfte zur Restauration des Schlosses zu verwenden. Allein diese Bedingung ward nie erfüllt, der Marschall kam nur auf zwei Tage hieher und Chambord stand wieder verlassen bis 1814. In diesem Jahre zog sich die kaiserliche Regierung vor den Verbündeten nach Blois zurück und der Hof gedachte auf das linke Loireufer zu flüchten, ganz wie unter Ludwig XIV. Schon schickte man einen Theil der Equipagen nach Chambord und der Krönungswagen stand bereits im Schloßhof. Da dankte Napoleon ab und die Bourbons kehrten heim.

Jetzt schien das herrliche Denkmal der französischen Baukunst gerettet. Statt dessen drohten ihm neue Gefahren. Berthier war gestorben; in die Dienste Ludwigs XVIII. getreten, war er dem Könige, nach Napoleons Rückkehr von Elba, nach den Niederlanden gefolgt und hatte sich dann (seine Gemahlin war eine baierische Prinzessin) zu seiner Familie nach Bamberg begeben. Zwei Tage nachher, am 1. Juni 1815, rückte eine russische Colonne auf dem Durchzug nach Frankreich mit

ihrer Feldmusik ein; da mochte der Gedanke an den Feldzug gegen Rußland 1812, den er mitgemacht, und an seinen Abfall von Napoleon, der Gedanke an das Vaterland, das er verlassen hatte und das nun von diesen Russen eingenommen ward, sein Gewissen rühren; er stürzte (stürzte sich?) drei Stock hoch aus dem Schlosse. So endete dieser Besitzer des Schlosses Chambord, das zweimal schon die letzte Zuflucht Frankreichs gegen den Eroberer hatte sein sollen. Seine Wittwe, die natürlich die Rente von der Rheinschiffahrt verloren hatte, beutete die Domäne möglichst aus; sie ließ Holz fällen, Waldboden urbar machen und vermiethete zuletzt Schloß und Jagdrecht auf zwei Jahre für lumpige 4000 Fr. an einen rohen Engländer. Statt Molières geistreicher Komödien und Favarts Opern hallte nun das Gewieher viehischer Lust in den Sälen von Chambord wieder; so rächte der Engländer seine besiegten Landsleute an dem Gedächtniß des Siegers von Fontenoi, Moritz von Sachsen.

Doch so unwürdig sollte die Geschichte des Schlosses nicht enden. Nach so mannigfachen Erlebnissen in die unfläthigen Hände eines Säufers gefallen, wurde diese Perle französischer Kunst von „Frankreichs“ Hand aufgehoben und als Geschenk der Nation dem letzten Abkömmling der Bourbons übergeben. Der Besitz der Domäne war der Fürstin von Wagram längst zur Last; sie war nicht reich genug für so königlichen Palast und obgleich sie die Bedingung, das Schloß in seinem alten Glanze wieder herzustellen, nicht erfüllt hatte, in welchem Falle das Decret die Rückkehr zum Krongut festgesetzt hatte, so erhielt sie doch 1819 von Ludwig XVIII. die Erlaubniß es zu verkaufen. Jetzt wäre es unrettbar auf immer verloren gewesen, schon streckte die Bande noire*), die sich den Auftrag gab, die Erbschaftsangelegenheiten

*) So nannte man die Gesellschaften von Capitalisten, welche die von der Revolution confiscirten geistlichen und adligen Besitzthümer aufkauften und ausbeuteten.

der Revolution zu regeln, gierig die Hände danach aus, da rettete ein royalistischer Gedanke das Schloß vom Untergang. Louvel hatte am 13. Febr. 1820 mit der Ermordung des Herzogs von Berry das Geschlecht der Bourbons auszurotten geglaubt, aber „Gott gab" demselben unverhofft einen Erben (29. Sept. 1820), Henri Dieudonné war darum sein Name und in schwärmerischer Begeisterung schlug der Graf Adrien de Calonne vor, eine Subscriptionsliste für alle Gemeinden Frankreichs zum Ankauf der Domäne Chambord zu eröffnen und das Schloß dem Herzog von Bordeaux zu schenken. Alle Anhänger der königlichen Familie, nicht etwa blos die höfisch Gesinnten, nahmen den Vorschlag, der auch seine patriotische Seite hatte, mit Enthusiasmus auf, durch die Schenkung dieses Schlosses und Grundbesitzes sollte das Land gewissermaßen das königliche Kind adoptiren. Damit aber die Schenkung diesen Charakter wahrhaft trüge, mußte sie — dies verlangte der Minister des Innern, Siméon, und der König billigte es — freiwillig sein. Leider aber waren, wie immer, die Höflinge royalistischer als der König; die Beamten, vom Präfecten bis zum Niedrigsten herab, zwangen die Subsciptionsliste den Gewissen und Geldbeuteln der Unterthanen auf, und oft leisteten Angst und Servilität, was aufrichtige Sympathie hätte thun sollen. Da erschien eine Broschüre, die gegen dieses unwürdige Gebahren eiferte und nicht nur das Schloß gefährdete, sondern auch dem Bourbonenthum einen erschütternden Schlag versetzte.

Der Verfasser war ein Sohn der Touraine, des Loirethals und hieß Paul Louis Courier (1773—1825). In diesem berühmten Pamphletisten verkörperte sich die Engherzigkeit des kleinlichen oppositionellen Bürgerthums, die dem Liberalismus so oft geschadet hat. Er hatte fleißig studirt, kannte durchaus die griechische Litteratur und hatte künstlerischen Sinn, umsomehr mußte sein Pamphlet überraschen. Aber er war im Grunde ein Bourgeois, in dem geringschätzigen Sinne, den der Fran-

zose, wenn er großherzig und freisinnig zugleich ist, mit diesem Worte verbindet, und sein Ideal von einem Fürsten war der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, der spätere Bourgeois-König, dessen Scepter ein Regenschirm war, seine Broschüre also das erste Manifest der orleanistischen Partei. Ludwig Philipp schickte seinen ältesten Sohn in's Gymnasium, wie andere Bürger, und der junge Prinz lernte dort gewiß kennen, was die Höflinge sonst den Fürsten verschweigen. „Was aber, fuhr P. L. Courier fort, wird der junge Herzog von Bordeaux in Chambord lernen?“ Skandalöse Maitressengeschichten. „Alles spricht dort noch von seinen Ahnen, und gerade deshalb finde ich ihn dort nicht gut aufgehoben und möchte lieber, daß er mit uns lebte, als mit seinen Vorfahren.“ Kurz: „ich wünsche vom Grund der Seele, daß es der Schwarzen Bande glückt, die, nach meiner Meinung, soviel werth ist wie die Weiße Bande (weiß war die royalistische Farbe) und Staat und König besser dient. Ich bete zu Gott, daß sie Chambord kaufe“. So erweckte der Pamphletist dem jungen Prinzen schon einen Mitbewerber um den Thron in dem Herzog von Orleans.

Ludwig XVIII. war 1824 gestorben, ohne das Geschenk von der Commission angenommen zu haben, in deren Namen Herr de Calonne das Schloß für 1,542,000 Fr. gekauft hatte (die Urkunde ist vom 5. Mai 1821), „um es im Namen Frankreichs dem Herzog von Bordeaux zu übergeben“, und selbst Karl X. zögerte lange, ehe er es für seinen Enkel annahm. Nur mit Mühe auch erhielt die Herzogin von Berry von dem König die Erlaubniß, im Jahr 1828 auf ihrer Reise in die Vendée das Schloß Chambord zu besuchen. Sie wurde hier von siebentausend Einwohnern des Departements empfangen. Im Betzimmer der Königin von Polen legte sie den ersten Stein zu den Ausbesserungsbauten (der Bischof von Blois hatte ihn gesegnet) und stieg dann die große Treppe bis zum Belvedere unter der Lilie empor. Von hier überblickte sie das Land — hatte die heißblütige Neapolitanerin

Sinn für die Tragik der Geschichte, für den Ernst des Lebens? — und grub mit einer Messerspitze unter der Kuppel ihren Namen und das Datum des Besuches ein: Marie Caroline, 18. juin. Man hat die Inschrift mit Mörtel überzogen, um sie vor den Händen der Neugierde oder des politischen Hasses zu schützen. Erst am 7. Febr. 1830 nahm Karl X. das Geschenk wirklich an. Im Mai darauf sah die Herzogin noch einmal Chambord, ihre Verwandten waren aus Neapel zum Besuch nach Paris gekommen und sie hatte ihnen das schöne Schloß ihres Sohnes zeigen wollen. Der französische Hof erschöpfte sich in Festen aller Art, am 31. Mai empfing der Herzog von Orleans die Gäste bei sich (König Franz von Sicilien war sein Schwager) und mit ihnen den König. Bei Gelegenheit eines dieser Feste dichtete V. Hugo die prächtige Rêverie d'un passant, in welcher sich das Volk auf dem Carrouselplatz vor den Tuilerien fragt:

Où le monde en est-il?
Que font les rois? à qui le trône? à qui l'exil?

Der Thron? Nun, dem Herzog von Orleans, Ludwig Philipp; und das Exil? Karl X. und dem Herzog von Bordeaux, nun — Grafen von Chambord! Nur zwei Monate waren seit den Festen vergangen und die Julirevolution hatte die Bourbons für immer von Frankreichs Boden weggefegt. Ein Gesetz erklärte dieselben für unfähig, etwas in Frankreich zu besitzen, und verurtheilte sie, binnen zwei Jahren all ihr Eigenthum im Lande zu verkaufen. Die Sicherheit des Staates verurtheilte Ludwig Philipp, der eben erst die von ihm verdrängte königliche Familie bei sich bewirthet hatte, zu dieser Nothwendigkeit; aber er ging noch weiter. Daß nach den Unruhen im Febr. 1831 und der Verwüstung des erzbischöflichen Palastes in Paris die Verwaltung des Departements Loir-et-Cher genöthigt wurde, die kolossale Lilie über der Kuppel der großen Treppe abzubrechen (sie ist seitdem wieder hergestellt worden), war nur ein revolutionärer Zufall. Jetzt aber wollte Ludwig Philipp

auch das Schloß Chambord confisciren, er verlangte es im Namen des Staates, weil es in einigen Documenten „Apanage“ genannt worden war, obgleich die Schenkungsurkunden den Titel nicht gebrauchen, und sequestrirte es am 5. December 1832. Diese würdelose Handlung wurde allgemein getadelt, es entspann sich ein Prozeß und das königliche Appellationsgericht zu Orleans setzte durch Beschluß vom 4. Mai 1839 den verbannten Herzog von Bordeaux wieder in sein Recht ein. Die Reizbarkeit Ludwig Philipps wurde dadurch natürlich nicht besänftigt; sie ward empfindlich wieder durch den Besuch geweckt, den einige legitimistische Kammermitglieder 1843 dem Grafen von Chambord in England machten und den man „Die Wallfahrt nach Belgrave-Square“ genannt hat; Ludwig Philipp verlangte und setzte auch durch, daß in die Kammeradresse von 1844 der Satz aufgenommen wurde: „Das öffentliche Gewissen brandmarkt strafbare Kundgebungen“. Damals schrieb der Verfasser dieses folgendes Gedicht, dessen Refrain einem Liede Bérangers nach Chamissos Uebersetzung entlehnt ist:

Die Wallfahrer nach Belgrave-Square.

An Ludwig Philipp.

Gebrandmarkt! Wie? Und was ist ihr Verbrechen?
Ihm, den das Volk als zartes Kind verbannt,
Ein Wort der Treu', des Trostes zuzusprechen,
Daß er verzage nicht im fremden Land.
O sprich, seit wann ward Frevel denn die Treue?
Hab' Ehrfurcht auf dem Thron vor dem Exil!
Weh' dir, wenn je den Deinen käm' die Reue,
Wenn mit der Treu' sie lernten treiben Spiel!
O Ludwig Philipp, woll' dich doch des armen,
Des letzten Prinzen von Bourbon erbarmen.

Sie irren, heißt's. Nun gut, ich weiß, sie irren.
Zum Alten möchten sie die Gegenwart
Zurückführ'n und den Geist der Zeit verwirren;
Doch wenn sie irr'n, sie büßen schwer und hart.
Sie möchten fallen in des Rades Speichen
Und müssen zuseh'n, wie es vorwärts fliegt,

Sehn, wie die Welt in einem andern Zeichen
Für neue Zwecke, ueue Ziele siegt.
Drum übe Mild' und wolle dich des armen,
Des letzten Prinzen von Bourbon erbarmen.

Und wer bist du, daß du sie wagst zu lästern?
Die Krone, die man ihm vom Haupte riß,
Sie war schon gestern sein und ehegestern,
Eh' du sie heut' aufhobst. O König, wiß',
Ja, einen Fremdling laß dir's wieder sagen:
Auf andern Stirnen schimmerte sie schon,
Und eh' noch deine „Birne“ sie getragen,
Trug sie ein Kaiser schon, Napoleon.
Besinn' dich doch und wolle dich des armen,
Des letzten Prinzen von Bourbon erbarmen.

Denk' an den Wechsel aller ird'schen Dinge!
Was wohl ist bleibend unter'm Himmelsdom?
Ja welcher Thron, der nicht in Trümmer ginge?
Denk' an den Tod des Königes von Rom!
Was blieb ihm von dem Kranz der stolzen Siege,
Womit sein Vater ihm die Stirn' umgab,
Ihm, dem die Welt gehuldigt in der Wiege?
Nichts, nicht ein Platz in seines Vaters Grab.
O denk' an ihn und wolle dich des armen,
Des letzten Prinzen von Bourbon erbarmen.

Wohl ist die Welt sein. An dem grünen Rheine,
Auf Schottlands Alpen darf er halten Rast,
Es spiegelt zaubrisch sich im Wellenscheine
Der Dogenstadt sein marmorner Palast.
Doch ob die Erd' all ihre Schätz' ihm zolle,
O! nicht das Paradies mit seiner Pracht
Entschädigt uns für jene kleine Scholle,
Wo uns zuerst das Licht der Welt gelacht.
Du selbst erfuhrst's, und wollt'st dich nicht des armen,
Des letzten Prinzen von Bourbon erbarmen?

O lies mit Ernst im Buche der Geschichte:
Der Gott der Weltgeschichte ist gerecht;
O richte nicht, daß er nicht dich auch richte!
Es ist dein Volk ein wandelbar Geschlecht,
Und das den Herzog von Bordeaux im Brande
Der Julisonne einst in's Elend stieß,
Es schickt vielleicht ihm nach in ferne Lande,
Noch eh' du's denkst, den Grafen von Paris.
O mög' das Volk, wie du dich heut' des Armen,
Sich deines Enkels auch, sich dein erbarmen!

Und so geschah's auch. Von jener Kammersitzung an wuchs der Groll der verschiedenen Oppositionsparteien, immer heftiger bestürmten sie den Julithron, bis sie ihn am 24. Februar 1848 stürzten. Das Haus Orleans, die jüngere Linie der Bourbons, ging nun auch nach England in's Exil. Von dem verlassenen Throne nahm nun, nach dem Zwischenreich der Februarrepublik, Napoleon III. Besitz und wie Ludwig Philipp die Bourbons besitzlos gemacht hatte, so wurden nun seine und seiner Familie Besitzungen in Frankreich verkauft; das Schloß Chambord aber wurde nicht angetastet. Wenn auch die ungeheure Mehrheit der Nation die Rückkehr der Bourbonen keineswegs wünschte, so verbot ihr doch ein Gefühl des Anstands, dem verbannten letzten Sprößling der alten Könige diese ihm ausdrücklich geschenkte Domäne zu mißgönnen, und Napoleon III. achtete dies Gefühl.

In jenen Tagen war es, daß ich das Schloß besuchte. Ein treffliches Hotel macht den Reisenden den Aufenthalt bequem. Ueberall fand ich das Bildniß des Grafen, der hier als Souverän verehrt ward. „Die Domäne hat fast das Ansehen eines kleiuen Staates für sich", sagte ich. „Es ist auch Einer", war die Antwort. Die Einwohner betrachteten sich als die Unterthanen Heinrichs V., die thätige Fürsorge desselben für sie bestärkte sie auch in ihrer Anhänglichkeit. Gegen Fremde waren sie natürlich vorsichtig und wortkarg.

Das Innere des Schlosses war völlig leer; kein Möbel in den Zimmern und Sälen, die nur das Schweigen der Einsamkeit erfüllte. Vier Gemächer blos fand ich theilweise mit Gemälden ausgestattet, sie bildeten im westlichen Thurme auf der Nordseite ein kleines Museum. In dem Wartesaal Ludwigs XIV. hingen Hirschgeweihe von den Jagden Franz des Ersten, Heinrichs IV. und Ludwigs XIV.; im anstoßenden Speisesaal

des letztern stand ein kleiner Artilleriepark, der dem Herzog von Bordeaux in seiner Kindheit zum Unterricht gedient hatte, daneben Büsten Ludwigs XIII., Karls X. u. s. w. und die Steintafel, auf welcher der Leichnam des Marschalls von Sachsen geruht hat. Im dritten, dem Empfangssaale, hingen Porträts der Bourbons, auch das der Maintenon; neben einer Bildsäule des h. Ludwig standen zwei Vasen, von der Gräfin von Chambord geschickt. Im letzten Saale, dem Schlafzimmer Ludwigs XIV., hingen die Porträts der Valois und ein Gemälde der Schlacht von Fontenoy; ein anderes stellte den Palast des Grafen zu Venedig dar; auch eine Büste des Herzogs von Berry befand sich hier. Eine Curiosität war das schön gearbeitete Kamingeräth, das ein Schlosser von Blois dem Grafen zum Geschenk gemacht hatte; ein anderer Arbeiter, der aus Hirschgeweih vom Parke Chambord ein Tafelbesteck für den Grafen gemacht hatte, war von einem Legitimisten mit nach Frohsdorf genommen worden, um es selbst zu überreichen. Die Legitimisten setzten zuweilen solche Schauspiele in Scene, um die Illusionen des Prätendenten von seiner Popularität zu nähren. So war in diesem kleinen Museum die ganze Geschichte des Schlosses vertreten.

Auf der Dachterrasse aber vergißt man sie und schwelgt nur in dem Kunstgenusse. Die Treppenpyramide würde schon zu ebner Erde imponiren, um wie viel mehr hier, wo sie das ganze Schloß zum Piedestal hat: und rings herum die Kuppeln, Thürme, sculptirten Schornsteine, decorirten Fenster, keines dem andern ähnlich, selbst in der Vertheilung und Anordnung ein mannigfaltiger Wechsel und doch keine störende Verwirrung, überall Geschmack und Harmonie! Auf dem südlichen Thurme mit der Schloßuhr schwirrt als Wetterfahne ein H mit einer Krone in der Luft; soweit der Horizont reicht, sieht man nichts als Waldung, und der Graf hätte sich hier mitten in seinem Reiche wähnen können, „dank diesen freundlich grünen Bäumen, die seines Kerkers Mauern ihm ver-

steckten". Freilich, hart am Fuß des Schlosses sah es recht bäuerlich aus; auf dem großen Rasenplatze davor, wo sonst der Hof unter Blumen wandelte, wächst jetzt Getreide neben Kartoffelfeldern.

In der nahen schönen Dorfkirche, die auf Kosten des Grafen neu erbaut ist, stellen Glasmalereien die h. Clotilde und die Königin Blanca, Mutter des h. Ludwig, sowie den h. Heinrich und Karl den Großen*) dar; an Wänden und Decken findet man überall Lilien und H gemalt. In dieser Einsamkeit herrscht fortwährend eine klösterliche Stille, feierlich wie in dem Grabe einer Dynastie.

Und nun ist sie wirklich untergegangen — nach einer letzten aufflackernden Hoffnung, wie der Docht einer Lampe noch einmal aufleuchtet vor dem Verlöschen. Der Sturz Napoleons III. und der royalistische Charakter der darauf folgenden Nationalversammlung weckten seltsame Träume in dem Herzen des verbannten Königserben. Es klingt wie ein Märchen: das Julikönigthum, das ihn vertrieben hatte, war gestürzt worden wie sein eigenes Geschlecht, gestürzt die Februarrepublik, gestürzt der neue Kaiserthron, der Königspalast der Tuilerien, worin die Wiege des Herzogs von Bordeaux gestanden hatte, war von dem empörten Pariser Volke zerstört und niedergebrannt worden, und jetzt, wo das ganze alte Frankreich verwüstet in Trümmern lag, da erscheint plötzlich, flüchtig, geisterhaft, wie ein Schatten der alten tausendjährigen Monarchie, der Graf von Chambord in dem ihm „von Frankreich" geschenkten Schlosse, der trauernden königlichen Einsiedelei in der Waldeinsamkeit der Sologne. Es war am 3. Juli 1871. Zum ersten Mal sah er den wundervollen Bau, der sein eigen war, und dann nie wieder! O wenn die Geister Franz des Ersten und Ludwigs XIV. über dem einsamen Besucher haben schweben können, wenn sie die Geschichte ihres Hauses haben überblicken können,

*) S. zweite Skizze, Seite 125

was mögen sie empfunden, was mag er selbst empfunden haben, der Urenkel dieser stolzen Könige! Auf dem Grund seines Reiches zu stehen, das einst vor dem Zucken der Wimpern seiner Ahnen zitterte, und doch nichts mehr sein nennen zu können, nichts mehr zu gelten, nichts zu sein als ein irrer Flüchtling im eigenen Hause seiner Ahnen!

Der Graf von Chambord hat der neuen Zeit keine Zugeständnisse machen wollen, trotz aller Bitten und alles Drängens der Legitimisten; er hat nie die französische Tricolore anerkennen wollen; das Lilienbanner in der Hand ist er heimgegangen zu seinen Vätern, er hat seines Stammes würdig enden wollen. Ob er recht also gethan hat? Ob er nicht lieber, zur Sühne der Schuld seiner Väter, sich mit seinem neugebornen Volke durch Anerkennung der Rechte desselben hätte versöhnen sollen? Es wäre einer der großartigsten Akte der Weltgeschichte geworden. Er hat es nicht gewollt und er ist, der letzte Bourbon, als Bourbon gestorben — am 24. Aug. 1883! Bemerkt es wohl: am 24. August, am Jahrestage der Bartholomäusnacht. Das war das größte Verbrechen seiner Ahnen, daß sie die Reformation in Brand und Blut erstickt haben, und der Graf von Chambord hat mit der alten Zeit, hat mit seinen Ahnen nicht brechen wollen — und ein Wort der Versöhnung mit der neuen Zeit wäre doch aus seinem Munde wie Himmelsthau auf dies Datum gefallen!

Im Schlosse Chambord wurde dem Verstorbenen am 17. September 1883, einem Montag, eine würdige Todtenfeier veranstaltet; sie fand in der entsprechend ausgestatteten Kapelle des westlichen Thurmes statt. Von der schwarzen Bekleidung der Wände hoben sich in silbernen Zeichen lateinische Inschriften ab, die die Hauptereignisse des Lebens des Prinzen in ernster Kürze bezeichneten. Folgende vier verdienen hervorgehoben zu werden:

29. Sept. 1820. — Dominus dedit.

3. jul. 1871. In propria veni! — Semel in vita!

21. jun. 1883. — Princeps in morbum graviter incidit.

24. aug. 1883. -- Extinguitur Sancti Ludovici ultima proles. — Dominus dedit. Dominus abstulit. (Der Herr hat ihn gegeben! — Ich kam in mein Eigenthum! Einmal im Leben! — Der Prinz fällt in schwere Krankheit. — Der letzte Nachkomme des heiligen Ludwig stirbt. — Der Herr hat ihn gegeben. Der Herr hat ihn genommen.)

An diesem Tage wehte auf dem Thurme der Kapelle eine schwarze Fahne. Und nun? Das stolze Bourbonenreich ist zerfallen, und eine neue Weltordnung hat begonnen.

VII.

Das deutsche Reich.

Am Ende der Geschichte der Bourbons trat uns in Chambord, wie im Beginn der deutschen Geschichte der Rön zu Fulda, der Name Karls des Großen entgegen. Dieser Name bildet den gemeinsamen Ausgangspunkt der deutschen und der französischen Geschichte; schon Karls Vater, Pippin, der Gründer der deutschen karolingischen Dynastie, war in Gegenwart des päpstlichen Legaten Bonifacius, eines Angelsachsen, von gallischen Bischöfen zum König gesalbt worden. Das Frankenreich Karls des Großen zerfiel, abgesehen von den Anhängseln, in zwei große Hälften, die man West- und Ostfranken nennen konnte; letzteres war auch der erste Name für Deutschland, jenes — das alte Gallien — ward Frankreich. Das deutsche Reich zerbröckelte zuletzt in eine Unzahl fast souveräner Territorien, die französischen Könige zogen sämmtliche Lehen ein und faßten die staatliche Macht in straffer monarchischer Hand zusammen. Die beiden Reiche, gemeinsamen Ursprungs, wurden endlich zu feindlichen

Brüdern; die Raub- und Verwüstungskriege der Bourbons in Deutschland fachten hier den grimmigsten Haß gegen Frankreich an. Aber auch dem eigenen Volke machten sich die Bourbons durch ihre despotische Mißwirthschaft verhaßt, das Volk stürzte sie und nahm durch die Revolution die Regierung selbst in die Hände. Hundert Jahre lang hat es, seit 1789, um den dauernden Besitz derselben gerungen, jetzt erst darf dieser Besitz und der Bestand der Republik für gesichert gelten.

In der That giebt es keine französische Dynastie mehr, das Geschlecht der Bourbons ist erloschen, die Napoleons aber sind keine Dynastie, sie waren nur die Testaments-Vollstrecker ihrer Mutter, der Revolution. Bleiben also noch die Orleans, die jüngere Linie der Bourbons, die von Ludwigs XIV. Bruder abstammen. Aber drei Bourbonenschatten werden sich stets zwischen sie und den Thron von Frankreich stellen: Ludwig XVI., für dessen Tod Ludwig Philipp Egalité gestimmt hat, Karl X., den Ludwig Philipp verdrängt hat, und Heinrich V., Graf von Chambord, dessen treue Anhänger derselbe Ludwig Philipp „brandmarken" ließ. Diese Orleans haben das Recht der Legitimität selbst verletzt, wie wollten sie Anspruch darauf machen können, daß man es an ihnen anerkenne? Wir haben ihr Ende 1844 vorhergesagt. Und was war denn „der Bürgerkönig" anders als (nach Odilon Barrots Worten) ein Nothbehelf für die Republik! Gegen den Grafen von Paris aber erhebt sich zürnend ein anderer, ein heiliger Schatten, der Schatten seiner Mutter. Diese edle Frau, die ihrem Geschlechte in jeder gesellschaftlichen Stellung Ehre gemacht hätte und die in Frankreich sich die allgemeine Achtung errungen hat, war eine Deutsche, und der Graf von Paris hat es zugelassen, daß seine Journalisten seine Abstammung von einer deutschen Frau geleugnet haben, indem sie seine Mutter zu einer Slawin stempelten, sie, die mit deutschem Stolz sich dagegen verwahrt hätte. Er hat geschwiegen dazu, er hat seine deutsche Mutter verleugnet, um die Popularität bei den

Chauvinisten nicht zu verlieren. Als Ludwig Philipp gestürzt war, vertrat diese deutsche Frau, die Wittwe des Herzogs von Orleans, mit heldenhaftem Muth die Ansprüche ihres Sohnes vor der Depurtirtenkammer und als sie vor dem empörten Volke weichen mußte, wo fand sie Schutz und Zuflucht mit ihren Kindern? In ihrer deutschen Heimath! Und diese seine deutsche Abstammung hat der Graf von Paris durch sein Schweigen verleugnet. Das wird ihm kein Glück bringen. Die Einzige zu verleugnen, die ihm am 24. Februar 1848 noch den Weg zum Throne frei machen wollte, das wird ihm diesen Weg zum Throne ewig versperren. Das französische Volk wird ihm die Leitung seiner Geschicke nicht mehr anvertrauen, ohne ihn darum zu verbannen, wie doch sein Vater das zehnjährige Kind, den Grafen von Chambord, vertrieben hatte.

Aber auch auf Deutschland hat die französische Revolution, die das Volk von den Bourbonen befreite, günstig eingewirkt. Durch Napoleon I. wurde mit den geistlichen Fürstenthümern und anderem Feudalunrath aufgeräumt und der Nationalsinn lebhaft angefacht, durch Napoleon III. aber der Anstoß zur Gründung des neuen deutschen Reiches gegeben, während der Sieg der deutschen Waffen den Franzosen die von ihrem Cäsar confiscirte Republik zurück gab. So sind die beiden Völker sich gegenseitig zu Dank verpflichtet. Könnten sich die feindlichen Brüder nicht nun endlich auch versöhnen, wie sie einst unter Karl dem Großen Ein Reich gebildet haben? Könnten sie sich nun nicht wieder vereinigen wie damals, nicht unter Einem Scepter — denn die Zeit der Ländereroberungen ist vorüber —, wohl aber unter Einer Idee? Nicht die Zwingherrschaft des heidnischen Roms hat Karl der Große wieder herstellen wollen; seine Auffassung des Kaiserthums war idealer; ein Gottesreich wollte er auf Erden stiften, der Papst aber erkannte ihn als seinen Herrn an. O wenn Frankreich den thörichten Groll, den es um veralteter Schrullen

willen gegen uns hegt, fahren lassen wollte und sich brüderlich mit uns verbinden wollte zur Gründung des Reiches wahrer Gesittung!

Wir haben diesen frommen Wunsch schon 1862 in einem offenen Briefe an Lamartine ausgesprochen, als derselbe die deutsche Einheit „eine antifranzösische Ungeheuerlichkeit, zu scheuen wie der Tod“ nannte, und die deutsche Einheit ist doch gekommen. Wir haben diesen frommen Wunsch in unserm Werke über „Die Jungfrau von Orleans“ wiederholt und sprechen ihn nochmals aus. Wird er ein frommer Wunsch bleiben? Nun, so werden wir allein fortarbeiten. Zu sichtbar war Gott mit uns in dem furchtbaren Kriege von 1870, als daß wir nicht davon überzeugt sein sollten, er habe uns mit einer Sendung auf Erden betraut.

Ja, das Bourbonenreich, unser alter Feind, ist zerfallen, jetzt treten wir, das deutsche Volk, auf den Schauplatz der Weltgeschichte. Wir hassen Niemand, wir wollen den Frieden mit aller Welt und suchen ihn auch zwischen anderen Völkern zu vermitteln, wenn ein Störenfried Europa in Brand setzen will. Vor Allem möchten wir den Schatz unserer geistigen Bildung staatlich verwirklichen. Will uns aber ein Fremder in unserer friedlichen Entwicklung stören, wie es Napoleon III. 1870 versucht hat, nun, so wisse man, daß wir nicht mehr das zerstückelte Volk sind, dessen Bruchtheile Napoleon I. einen nach dem anderen sich unterwerfen konnte; wir stehen jetzt vereint um ein gemeinsames Banner und rufen laut in donnerndem Gesang:

Ich bin ein Deutscher; kennt ihr meine Farben?
Als Banner weht mir Schwarz-weiß-roth voran.
Unzählig sind die reichen Siegesgarben,
Die sich mein Volk auf seiner Bahn gewann.
Gedenk der großen Ahnen,
Schwör' ich zu ihren Fahnen
Und rufe stolz und froh im Völkerreih'n:
Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

Wir sind nicht Preußen, Baiern mehr noch Sachsen,
Nicht Schwaben, noch Hannoveraner mehr;
Voll heil'ger Lieb' und Treu in Eins verwachsen,
Stehn wir vereint, ein einzig Volk und Heer.
Zu jedem Kampf und Werke
Giebt nur die Einheit Stärke,
Drum woll'n wir Deutschland Arm und Seele weih'n,
Denn wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein!

Von Baierns Alpen bis zum Meer im Norden,
Vom Ostseehaff bis zum Vogesenkranz,
Wir fühlen uns als Brüder allerorten,
Als Söhne Eines deutschen Vaterlands.
In Kampf und Ungewittern
Nie werden wir erzittern,
Treu stehn wir Alle für einander ein,
Denn wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein!

Wir sind nicht erst von gestern oder heute,
Jahrtausende füllt unsres Volkes Ruhm;
Verkündet ward von festlichem Geläute
Sein Nam' in der Geschichte Heiligthum.
Der Künste hohe Meister,
Des Wissens größte Geister,
Mit ed'lem Stolze nennt sie Deutschland sein,
Drum rufen wir: wir wollen Deutsche sein!

Die wahre Freiheit und den wahren Frieden,
Das Reich des Rechts zu gründen auf der Welt,
Das ist die Sendung, die uns Gott beschieden,
Das heil'ge Ziel. das unser Volk sich stellt.
Zerstören freut den Wilden,
Der freie Mann will bilden;
Durch Bildung wollen wir die Welt befrein,
Denn wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein!

Voll Ernst und Muth, gerüstet zum Gefechte
Mit Vorurtheil und Wahn und Tyrannei,
So reichen wir uns brüderlich die Rechte,
Daß für die Freiheit noch ein Bollwerk sei.
Gedenk der großen Ahnen,
Entrollen wir die Fahnen
Und schreiten einig in die Welt hinein,
Denn wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein!

O kommt herbei und schließt mit uns die Runde,
Ihr Völker alle, laßt vom blut'gen Streit;
Wir rufen euch zum heil'gen Völkerbunde:
Das wahre Deutschthum ist die Menschlichkeit.
O kommet all' in Schaaren,
Laßt Haß und Zwietracht fahren,
Schon winkt der Zukunft Morgensonnenschein:
O laßt uns Brüder, laßt uns Menschen sein!

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	III
Die Poesie des Rheins.	1
1. Einleitung.	3
2. Die Rheinweinlieder.	6
3. Die Rheinlieder	18
4. Rheinländische Dichtungen.	32
5. Die Wacht am Rhein.	66
Der Bischof Dupanloup von Orleans. Biographische Skizze.	77
Eine Sedanrede als Nachwort.	172
Die Saint-Barthélemy in Orleans. Geschichtliche Skizze.	187
Die Rön. Ein Bild aus dem Herzen Deutschlands.	245
Ein Echo von der Loire.	276
Ein Denkmal für Ulrich von Hutten.	321
Rom und die deutsche Bibel.	338
Schloß Chambord oder der Untergang einer Dynastie.	353
1. Zwei Verbannte.	355
2. Zwei Hugenottenschatten.	359
3. Die Baukunst ein Kulturspiegel.	362
4. Ein steinernes Märchen aus „Tausend und Eine Nacht".	369
5. Renaissance und Reformation oder was sich im Schlosse zugetragen hat.	381
6. Die Revolution.	404
7. Das deutsche Reich.	422